DAS WORT

LITERARISCHE MONATSSCHRIFT

Redaktion:
Bertolt Brecht, Lion Feuchtwanger, Willi Bredel

Heft 12 Dezember 1938

VERLAG MESHDUNARODNAJA KNIGA MOSKAU

INHALT

Prosa und Lyrik:

Louis Fürnberg: Sudeten-Emigranten 3
Peter Pont: Der Fall Weichwasser 4
Johannes R. Becher: Neue Gedichte 19
Erich Weinert: Ein Brief des Teniente Miguel Nunez 25
Schalom Ben-Chorin: Meiner Mutter 28
Peter K. Höfler: Zwei Gedichte 29

Übersetzungen:

Amedeo Angolini: Malaga 31

Kulturerbe:

W. St.: Ludwig Anzengruber 48
Ludwig Anzengruber: Die Kreuzelschreiber 51

Essay:

Alfred Kantorowicz: Fünf Jahre Schutzverband deutscher Schriftsteller im Exil 60
Rudolf Müller: Deutsche Jugend in ihrer tiefsten Erniedrigung . . . 77
Rudolf Fuchs: Übersetzen als Kunst und Schicksal 96
Bela Balasz: Stilprobleme der Filmoper 107
Franz Leschnitzer: George und die Folgen 113

Bildende Kunst:

Paul Westheim: Verlogener Realismus 131

Kritik:

Maria Osten: Ein Heldenlied in Dokumenten 135
Ingeborg Franke: Manja 136

An den Rand geschrieben:

Stefan Heym: Kleine deutsche Chronik — USA 141
Herwarth Walden: Zackiges Kulturpanorama 143
Karl Obermann: Der diesjährige Goethe-Mißbrauch 149
Maria Leitner: Braune Theaterschau 151
Hans Berliner: Berauschende Nackedeis als Musikersatz 153
C. Baumann: Cyankali verzuckert 155
R. M.: Kaugummi giftig 155
T. R.: Rumfutsch 155
Nic: Professoren werden arbeitslos 156
Walter Schönstedt: Harry Slochower und sein Werk 156
Zu unsern Beiträgen 157

Antifaschistische Publizistik — September 1938 158

SUDETEN-EMIGRANTEN

von

Louis Fürnberg

Ihre Heimat geht mit ihnen,
als ihr Leib und als ihr Schatten,
und sie weint in ihren matten
bittren, leidgebleichten Mienen.

Wundgeschlagen und getreten,
seit die finstren Würger kamen,
die den unheilvollen Samen
in die gute Erde säten.

Krochen aus dem Erdreich Schlangen,
böse Zungen, giftge Blicke,
Brudermord und Mannestücke —
blutig ist es aufgegangen!

Und die Heimat, die verlassen,
ihre Heimat geht mit bloßen
Füßen mit den Heimatlosen
durch die kalten, fremden Gassen.

Und sie lebt in ihren schweren
von gewesenem Versäumen
angefüllten dumpfen Träumen
so lang, bis sie wiederkehren,

öffnen die verschlossnen Türen,
Neuerweckte, neugeboren —
zu gewinnen, was verloren
und die Heimat heimzuführen.

DER FALL WEICHWASSER

Eine Schulgeschichte

von

Peter Pont

Prag, den 20. Juni 1938

Sehr geehrter Herr Kollege!

Die ungewohnte Form, eine Schulangelegenheit brieflich zu erledigen, anstatt sich einer sachlichen Auseinandersetzung in einer Lehrerversammlung zu unterwerfen, hat auf mich befremdend gewirkt. Aber angesichts der schweren Vorwürfe, die Sie gegen mich erhoben haben, und weil ich den tiefen Ernst verspüre, der sich durch die Maßlosigkeit Ihrer Ausdrucksformen Bahn bricht, fühle ich mich verpflichtet, Ihnen eine Antwort zu erteilen. Ich benütze den freien Sonntag dazu.

Wir wollen zunächst noch einmal den ganzen Tatbestand, soweit er die Schule angeht, ohne Haß und Zorn wiederherstellen. Der Schüler Jakob Weichwasser kam mit achtzehn Jahren von einer fremdsprachigen Schule aus dem Osten der Republik an unsere Anstalt. Wir merkten, als wir die Aufnahmeprüfung vornahmen, seine mangelhafte Vorbildung, ließen ihn aber dennoch zum Unterrichte der vorletzten Klasse zu, indem wir uns den mildernden Umständen nicht verschlossen, die sich in diesem Falle ergaben. Wir stellten seine anfängliche Schüchternheit mit einer gewissen Befriedigung fest, weil sie sich von der Anmaßung der Stadtjugend, die uns Lehrer täglich verletzt, wohltuend abhob. Wir mußten anerkennen, daß er im Verlaufe der Lehrstunden ungeteilte Aufmerksamkeit zeigte, daß er sich zu Antworten meldete, mögen sie auch unbeholfen und nicht immer richtig gewesen sein, und daß er täglich vorbereitet erschien. Ich selbst — Sie werden sich sehr gut daran erinnern — betonte in der ersten Konferenz des vorigen Jahres, daß er das Pensum der lateinischen Sprache, das ich ihn allmonatlich prüfte, was Vokabeln und Grammatik betraf, gewissenhaft erledigte. Allerdings war ich genötigt, jedesmal auf die undeutsche Ausdrucksform zu verweisen, die sich aus der Wesensfremdheit ergab und die natürlich bis auf den heutigen Tag von ihm nicht nachgeholt werden konnte. Daß unser Germanist diese Meinung nicht teilt, tut nichts zur Sache. Sie werden mit mir darin übereinstimmen, daß sein Urteil nicht allzu maßgebend ist. Nachsicht, die eigener Unsicherheit und dem Umstande entspringt, daß er der deutschen Kultur wesensfremd ist, wollen wir ausschalten.

Ich stelle fest: Die Übersetzungen aus dem Nepos und aus dem Bellum Gallicum klangen fürchterlich. Die Sätze schwankten zusammenhanglos nebeneinander. Gleichwohl war ich nicht abgeneigt, ihm am Schlusse des ersten Semesters die genügende Note zu schreiben, zumal auch alle anderen

Lehrer sein bescheidenes Wesen und seine Wissensgier lobend hervorhoben. An dieser Stelle muß ich Ihnen etwas gestehen, worauf ich später ausführlich zurückkommen will. Ich war überrascht, als ich im Gesamtergebnis die vorzügliche Note entdeckte, mit der Sie den Schüler Jakob Weichwasser in der Naturlehre zensurierten. Nicht etwa, daß ich auch nur einen Augenblick daran gezweifelt hätte, daß er die Zensur aus diesem Gegenstande nicht verdiente. Sie wissen, daß wir Sie als Lehrer von Qualität allzusehr schätzen, um Ihnen in dieser Richtung einen Vorwurf machen zu dürfen. Aber diese Klassifizierung stach mir in die Augen und ich sagte mir: Gut. Der Schüler mag den Stoff glänzend beherrschen. Doch Sachkenntnis rechtfertigt in diesem Falle nicht ganz das Urteil. Gerade in der Physik muß er die Dinge klar auszusprechen imstande sein, muß Gesetze eindeutig aussagen können, muß Zusammenhänge deutsch und deutlich aufbauen. Und es war merkwürdig, daß Sie sich, ohne von mir oder von jemand anderem diesbezüglich auch nur ein Wörtchen der Kritik gehört zu haben, sehr eifervoll deswegen verteidigten. Entweder haben Sie damals meine Zweifel gefühlt oder aber mußten Sie sich selber Rede und Antwort stehen, was mir der persönliche Teil Ihres Briefes heute mehr denn jemals beweist, und was ich, wie ich früher sagte, in anderem Zusammenhange klarstellen werde. Dieser Absatz meines Briefes sei weiter nur dem rein Schulmäßigen gewidmet. Dazu gehört auch der Satz aus Ihrer Begründung der vorzüglichen Note, der ungefähr so lautete: „Wenn ein Schüler mit solcher Vollkommenheit die wesentlichen Dinge der Physik zeichnerisch festzuhalten vermag, dann gebührt diesem Talente die höchste Anerkennung." Ich wiederhole, daß mir auch heute noch vielleicht in stärkerem Maße als früher dieses Beweisverfahren einseitig erscheint. Wenn ich damals dem nichts entgegengesetzt habe, so ist es deshalb geschehen, um Sie nicht zu verletzen. Heute stehen die Dinge anders. Das heißt nicht, daß ich Sie verletzen will. Aber Sie haben mir den Fehdehandschuh hingeworfen. Ich mußte ihn aufheben. Lassen Sie immer noch den Lehrer zum Lehrer sprechen.

Gerade dieses zeichnerische Talent soll zum Inhalte der weiteren Auseinandersetzung werden. Sie spielen sich immer noch merkwürdigerweise als ein Entdecker des Malergenies Weichwasser auf, anstatt inzwischen zur Einsicht gekommen zu sein, daß Sie gerade damit ein großes Verderben angerichtet haben. Denn es erscheint mir ganz unangebracht, einen normal begabten, im Grunde genommen einfachen Schüler kopfscheu zu machen. Ja, das haben Sie getan, als Sie dem armen Jakob Weichwasser rieten, sein Zeichenstudium außerhalb der Schule zu pflegen, als Sie es, wie Sie selbst eingestanden haben, bei einflußreichen Menschen durchsetzten, daß ihm die Mittel hierzu zur Verfügung gestellt würden. Damals begann seine Verwirrung. Plötzlich sah sich dieser Einfache im Geiste in den Mittelpunkt der Welt gerückt. Noch versuchte er, zu Beginn des zweiten Semesters in der ersten Konferenzperiode den Gesamtforderungen der Schule gerecht zu werden. Aber er hielt nicht durch. Er konnte nicht durchhalten. Wichtig genommen, nahm er sich selbst zu wichtig und überschätzte seine Kritzeleien,

weil um ihn herum so viel Aufhebens davon gemacht wurde. Es kam schließlich so weit, daß er in der darstellenden Geometrie, wo er sich als gepriesenes Wunderkind hätte erweisen müssen, völlig versagt hat. Denn es ist ganz falsch, was Sie behaupten, geehrter Herr Kollege, daß nämlich der Fachprofessor in der Beurteilung seiner Arbeiten versagt hat. Mit solchen Worten schänden Sie das erhabene Werk der Pädagogik. Ich kann mir eine derartige Ansicht bei einem so tüchtigen Lehrer, wie Sie es sind, nicht erklären. Ist es der Fluch der bösen Tat, daß sie fortzeugend Böses muß gebären? Sie wollten doch nicht etwa den aufrührerischen Geist stützen, der sich chaotisch und zerstörend in diesem entarteten jungen Geschlecht regt? Sie schreiben zwar, daß Sie sich selbst nicht dagegen wehren dürften, wenn Ihnen einer Ihrer Zöglinge urplötzlich ein neues physikalisches Gesetz vortrüge, das Sie als genialisch erfaßten und doch noch nicht ganz verstünden. Ich zweifle an sich, daß etwas derartiges möglich ist. Es sei zugegeben. Dann muß dieses junge Genie zunächst die Grundlage des ganzen Physikunterrichtes bewältigt haben, bevor es zu so überraschend Neuem kam. Dann bleiben noch immer Sie der Schöpfer und es wäre eine falsche Bescheidenheit, sich das zu verleugnen. Denn das Entscheidende ist, daß wir Pädagogen von unten hinauf führen. Das dürfen wir nie außer Acht lassen. Sehen Sie, deshalb hatte der Lehrer tausendmal recht, wenn er dem Schüler Fehler in seinen Zeichnungen nachwies, mögen auch seine hingehauten Karrikaturen bei unernsten Menschen außerhalb unseres wissenschaftlichen Betriebes Beifall gefunden haben. Deshalb war die Empörung des Jakob Weichwasser unangebracht. Er mußte durch eine Verwarnung der gesamten Lehrerkonferenz zur Besinnung gebracht werden. Wir haben also nicht bloß, wie Sie merkwürdig ironisch vermerken, die Würde des Geometrieprofessors aufrechterhalten — ich halte es übrigens für unsere Pflicht, in einem solchen Falle Einigkeit nach außen hin zu bekunden — sondern wir hatten die Absicht, den Irrenden durch Bestrafung auf den rechten Pfad wieder zurückzuleiten. Daß uns dies nicht gelang, ist nicht unsere Schuld. Der Hochmut, von der Umgebung genährt, hatte bereits Wurzeln in ihm geschlagen. Ich wage dabei nicht den verschiedenen Gerüchten Glauben zu schenken, durch die auch Sie mit dieser Angelegenheit in Zusammenhang gebracht worden sind. Ich fühle mich aus der Offenheit meines Herzens heraus verpflichtet, sie Ihnen hier mitzuteilen. Man verbreitet die Legende, Sie hätten das Konferenzurteil dem Schüler nachlässig in Miene und Wort verkündet, anstatt als Klassenvorstand, bedacht auf die Wirkung bezüglich der Moral Ihrer Klasse, mit Ernst und Schärfe die Bedeutung des Falles zu unterstreichen. Als schlimmere Verleumdung — nicht anders darf ich wohl beides benennen — erscheint mir die Behauptung, Sie hätten in einem bestimmten Gesellschaftskreise das Urteil der Lehrer als Folge der Beschränktheit von Schulbonzen bezeichnet.

Aber wir wollen ob solcher Auswüchse die Sache selbst nicht vergessen. Wir halten fest, daß im April des vorigen Jahres ein Rückgang des Schülers Jakob Weichwasser auf der ganzen Linie, ausgenommen in Ihrem Fa-

che und in der deutschen Sprache, verzeichnet wurde. Besonders ich war es, der zum erstenmal vor allen anderen den schärfsten Tadel aussprach. Sie haben ganz recht, mir dies ins Gedächtnis zu rufen, was übrigens unnötig gewesen wäre, da ich es in meinem Gehirn und in meinem Vermerkbuch aufbewahrt habe. Der größere Teil der Kollegen pflichtete meinem Urteile bei. Gerade diesen Umstand bezeichnen Sie als belastend für mich. Ich hätte die Anregung zur Verbrennung des Ketzers gegeben, wie Sie sich auszudrücken belieben. Nur schätze ich meine Amtsgenossen viel zu sehr, als daß ich annehmen sollte, sie wären in ihren Beurteilungen beeinflußbar. Ich erachte es für eine maßlose Überhebung, wenn man nur für sich selbst die Gerechtigkeit pachten will. Ich bin davon überzeugt, daß alle diese Herren, mit denen mich jahrelange Arbeit verbindet, ebenso peinlich wie ich von den bestehenden Vorschriften ausgehend, mit allergrößter Strenge, wie gegen sich so gegen die Schülerschaft, ihres Amtes walten. Sie, Herr Kollege, sind das, was wir unter uns als einen „jungen Hund" bezeichnen. Der Ausdruck ist nicht beleidigend gemeint, sondern soll andeuten, daß wir Alten verpflichtet sind, Sie in unsere Obhut zu nehmen und Ihnen die Fertigkeiten des Faches beizubringen. Aber Sie haben a priori uns gegenüber — Ihr Brief beweist es doppelt und dreifach — eine Fechterstellung angenommen, von der aus Sie eben den Fall des Schülers Weichwasser so falsch in Angriff genommen haben.

Hat übrigens einer von uns dem Schüler am Schluß des vorigen Jahres etwas angetan? Ihr Vorwurf, daß wir uns auf ein unschuldiges Opferlamm stürzten, ist nicht stichhältig. Denn in fünf Gegenständen ließen wir ihn am Schlusse des zweiten Halbjahres zu Prüfungen vor, was, wie Sie wissen, als einzigartiger Fall in der Schulgeschichte besteht. Daß er Nächte durchwachen mußte, um diesen Stoff aufzuarbeiten, wer trägt die Schuld? Wir oder er? Das Wichtige war, er bewies, daß er etwas leisten kann, wenn er will, oder besser gesagt, wenn er muß. Das haben wir einstimmig anerkannt und ihm daraufhin das Zeugnis gegeben, das ihm den Aufstieg in die letzte Klasse der Mittelschule ermöglicht hat.

Sie sprechen davon, welche körperlichen Entbehrungen der Junge auf sich zu nehmen gezwungen war und ist, und weisen auf seine Unterernährung und seine Veranlagung zur Tuberkulose hin. Abgesehen davon, daß der Lehrer sich mit solchen außerhalb der Schule liegenden Angelegenheiten schwerlich befassen kann, halte ich es für notwendig, daß die Jugend Entbehrungen mitmacht. Nur Not lehrt arbeiten. Übrigens hat dieser junge Mensch nicht den Willen gezeigt, seiner körperlichen Ertüchtigung Rechnung zu tragen. Ich sehe ihn deutlich in unserem Ferienheim zu Pfingsten vor mir. Sie wissen, daß wir ihn nur deshalb zuließen, weil Sie sich für ihn so warm eingesetzt haben. Wir sahen damals ausnahmsweise vom schlechten Fortgange, der eine kostenlose Aufnahme im Heime verhindert, großzügig ab, um ihm, Ihrem Wunsche gemäß, Luft, Licht, Bewegung und gutes Essen zu bieten. Übrigens konnte man damals beobachten, daß er ein gutes Stück seiner Bescheidenheit im ganzen Wesen eingebüßt

hatte. Er war stets der Erste beim Futtertroge und um die besten Bissen bemüht. Mag man auch ausgehungert sein, man muß Zurückhaltung üben, besonders wenn man unter solchen Umständen Geschenke erhält. Was tat er nun außer dem Essen? Während die ernsten, anständigen Schüler pünktlich um sieben Uhr zum Morgenturnen antraten, wälzte er sich bis nach neun im Bett herum, umgeben von jener Gruppe, die uns mit ihrer Intelligenz, die in Wirklichkeit Verworfenheit und Dekadenz ist, zu schaffen gibt. Vielleicht ist der Körper dieser Jugend, belastet von der jahrtausendalten Existenz ihrer Rasse, verbrauchter als der nordischer Stämme. Dann soll sie aber, wie es manche der ihren tun, zumindest versuchen, ihn, am Beispiele der anderen entflammt, soweit es möglich ist, höherzuzüchten. Seine Lauheit wirkte ansteckend. Man saß um ihn herum, von des Gedankens Blässe angekränkelt, und während eine Minderheit sportlich nach dem Muster der germanischen Antike die Frühlingsonnenwende feierte, debattierten diese, gebückt und bleichsüchtig, im Raume. Geduldig hielten sie stand, wenn er ihre Köpfe karrikierend auf das Papier warf, und der Höhepunkt des Abschiedsfestes bestand darin, daß er als Schnellzeichner Schulszenen, wobei die Lehrer nicht verschont blieben, auf schwarzer Tafel in grotesker Weise wiedergab. Zu meinem Bedauern erfuhr ich — denn ich selbst nahm an der Orgie nicht teil — daß der Beifall allgemein war. Da auch der Deutschlehrer öffentlich dieser Verhöhnung Beifall gespendet hatte, war ich genötigt, den Fall hinzunehmen, um den Kollegen nicht bloßzustellen. Und weil schon auf der Rückreise die Szene vergessen war, habe ich bis heute nicht daran rühren müssen.

Überdies beschäftigte mich eine andere Beobachtung viel stärker.

Was ich jetzt aufrolle, wird Sie in maßloses Erstaunen versetzen. Nun erst werden Sie verstehen, wenn ich von der Demoralisierung des Weichwasser sprach, und werden einsehen müssen, wie mild ich mit ihm verfuhr. Denn hätte ich aufgedeckt, was folgt, wäre er vollkommen vernichtet worden. Diese weiteren Ausführungen sollen Sie darin beschämen, daß sie mir Voreingenommenheit vorwarfen. An dem Falle werden Sie erkennen, wie sehr ich mich daran halte, persönliche Dinge von der Beurteilung der Leistungen auszuschalten, und ich empfehle Ihnen, stets denselben Gesichtspunkt zu wahren.

Sie haben als Mäzen für den Schüler Jakob Weichwasser den Architekten Franz Rainer gefunden, der die sogenannte geistige Elite der Stadt um sich schart. Es ist nun allgemein bekannt, daß sich in diesem Hause ein sogenannter Kulturbolschewismus breitmacht, das heißt, man begeistert sich theoretisch an radikaler, materialistischer Weltanschauung und spricht von Vernichtung der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung auf allen Gebieten, ohne sein auf Privatreichtum begründetes Leben in irgendwelchen Belangen preiszugeben. Auch Sie, geehrter Herr Kollege, sollen zu diesen Kreisen Beziehungen haben. Doch davon wollen wir vorläufig Abstand nehmen. Wie schlecht sich solche Moral auf Ihre eigene Schülerin, die siebzehnjährige Johanna Rainer, ausgewirkt hat, wissen Sie selbst am besten, da Sie

ja mit dem Rebellischen in ihrem Wesen, kaum daß Sie die Klasse übernahmen, sofort zusammengestoßen sind. Sie haben zwar damals bei der Lehrerversammlung sich selbst als schuldig bekannt. Sie erinnern sich aber an das homerische Gelächter, das die Beichte des jungen, unerfahrenen Lehrers empfing, wie Sie verstummen mußten, eines Besseren von uns gewitzigten Lehrern belehrt, die Ihnen die Streiche dieses Geschöpfes aufzählten. Wohl hat sie sich Ihnen gegenüber anscheinend nichts mehr zuschulden kommen lassen. Zumindest haben Sie seither nicht mehr Klage vor unserem Forum geführt. Aber vielleicht mag sich das aus der Bekanntschaft herleiten, die Sie kurz darauf mit der Familie dieser Schülerin näher verband.

Schon damals, als Jakob Weichwasser zum erstenmal gegen den Geometrieprofessor aufbegehrt hat, tauchte in meiner Seele ein Verdacht auf. Wohl hatte ich keinen Anhaltspunkt, unmittelbaren Zusammenhang des Schülers mit der Johanna Rainer anzunehmen. Ebenso hätte ich den X oder Y nennen können. Ich wußte nur, daß Weichwasser bei der Familie manchmal zum Essen eingeladen war. Doch in der Schule schien er mit niemandem, auch nicht mit dem Mädchen, in Verbindung zu sein. In den Pausen sprach er zwar mit vielen, aber sonst war er meistens allein.

Ich kehre zum Pfingstaufenthalt im Ferienheime zurück, dessen Leitung ich, so gewissenhaft ich vermag, seit Jahren mit Sorge versehe. Sie haben dieser Einrichtung während Ihres zweijährigen Aufenthaltes an unserer Anstalt nicht jenes Interesse entgegengebracht, das mich annehmen ließe, Sie seien mit dessen Einzelheiten vertraut. Das zeigte sich deutlich, als Sie meinen Tadel wegen des Benehmens Ihrer Schüler, den ich diesmal ausführlicher begründen will, geringschätzig hinnahmen. Deshalb muß ich Sie bemühen, bei der Darstellung solcher Details ein wenig zu verweilen. Sie wissen wohl, daß wir die Mädchen und die Jungen im Heime gesondert untergebracht haben. Peinlichste Überwachung ist nötig, damit Übergriffen in Sexualibus vorgebeugt werde. Während des Tages ist die Absonderung aufgehoben, weil da genaue Kontrolle möglich ist. Seit Jahren erprobte, verantwortungsvolle Führer und Führerinnen, mit mir eines Sinnes, sind sich der Verantwortung ihrer Posten bewußt. Zwischen neun Uhr abends und sieben Uhr morgens ist die Trennung aufs schärfste durchgeführt. Nie hat es in dieser Beziehung einen Mißstand gegeben.

Ich erinnere mich also daran, daß ich kurz nach der Rückkehr aus dem Heime tadelnd vermerken mußte, daß es gerade Ihre Klasse war, die damals eine Verlängerung des abendlichen Beisammenseins zwischen den beiden Geschlechtern von mir erbat. Ich lehnte das Ansinnen ab, wobei ich, den Charakter dieser Burschen wohl kennend, die Drohung hinzufügen mußte, daß Unzukömmlichkeiten solcher Art mit der sofortigen Entfernung aus dem Heime bestraft würden. Man fügte sich mir, wenn auch, wie ich spürte, mit Widerwillen. Aber weil ich nun den Empörergeist dieses Geschlechtes erkannte, wurde ich doppelt wachsam und veranlaßte auch Führer und Führerinnen scharf auf der Hut zu sein.

Schon am nächsten Abend kam eine meiner verlässigsten ehemaligen Schü-

lerinnen zu mir und meldete mir im geheimen, wie es zwischen uns vereinbart ist, daß Johanna Rainer vor wenigen Augenblicken das Zimmer verlassen habe. Den drei mit ihr untergebrachten Mitschülerinnen habe sie gesagt, sie hätte Migräne und müsse noch frische Luft schöpfen. Ich dankte der Führerin und sagte, sie solle sich nicht weiter um die Angelegenheit bekümmern. Ich sei davon unterrichtet. Ein nicht ganz lauterer Grund, ich muß es leider gestehen, bewog mich, diese Taktik einzuschlagen. Wir sind namentlich dem Architekten Rainer dafür zu Dank verpflichtet, daß er das Heim kostenlos baute und auch weitere Subventionen liefert. Deshalb durfte die Sache nicht aufgebauscht werden. Ich mußte allein eingreifen. Überdies durchfuhr mich blitzschnell der Gedanke: Johanna Rainer und Jakob Weichwasser!

Ruhig, als ob ich noch eine Meldung zu geben vergessen hätte, trat ich ins Zimmer Ihrer Klasse ein. Selbstverständlich hatte auch die ihren Führer. Allerdings wählen ihn die zwei obersten Klassen — ich glaube, daß Ihnen dies alles noch nicht bekannt ist — aus ihren eigenen Reihen. Nun habe ich diese Wahl natürlich immer so durchführen lassen, daß gemäß der Überlieferung einer der verlässigsten Vorzugsschüler das Amt verwalte. Ich übersah sofort die Lage. Dieser Vorzugsschüler schlief fest. Die Burschen hatten ihm wahrscheinlich einen Schlaftrunk gegeben. Im Bette des Schülers Weichwasser lag zwar etwas. Doch war es nichts anderes als ein mit einem Nachthemde bekleideter lebloser Gegenstand. Der scharfe Strahl meiner Blendlaterne, den ich wenige Sekunden hinfallen ließ, verriet es mir. Ich selbst tat, als merke ich nichts, sagte freundlich meine Meldung und verabschiedete mich. Die jungen Herren wiegten sich in dem Wahne, mich getäuscht zu haben. Dann ging ich allein in die Nacht hinaus. Ich dachte an das moralische Gesetz in des Menschen Brust. Eines war mir bereits klar: Jakob Weichwasser ist nicht isoliert. Er ist mit den Rebellen im Bunde und wird von ihnen gedeckt. So hat ein Geduldeter die Gnade des Gastgeschenkes mißbraucht. Ich spähte, vorsichtig im Grase schreitend, um nicht gehört zu werden, durch das Dunkel. Nur Grillen und Unkengeräusch durchbrach die Stille. Vom Heime führten zwei Wege, der eine abwärts, dem Dorfe zu, der andere hinauf in den Wald. Ich wählte, dem Instinkte folgend, den zweiten, umging ihn aber im Bogen. Nach wenigen Minuten hörte ich Stimmen. Zwei Menschen kamen links vor mir den schmalen Pfad herunter. Ich duckte mich. Johanna Rainer fragte. „Versprichst du es mir?“ Weichwasser antwortete deutlich: „Du kannst dich auf mich verlassen.“

Mir mußte der vorläufige Tatbestand genügen. Es wäre sinnlos gewesen, einzuschreiten, da ich damit nichts anderes als doppelte Insubordination festgestellt hätte. Das mußte und wollte ich aus den früher angeführten Gründen unterlassen. Außerdem war es mir weit mehr darum zu tun, festere Anhaltspunkte über dieses Verhältnis zu gewinnen. Ich mußte mich überzeugen, ob uns dieser Schüler Jakob Weichwasser nicht eine Maske vorhält. Der Verdacht tauchte in mir auf, daß er, wie es schon oft bei seinesgleichen geschah, nur auf seinen Vorteil bedacht, den braven Schüler ge-

mimt hat, in Wirklichkeit aber mit allen Mitteln seinen Weg zu machen bemüht ist. Das Rätsel reizte mich: Wie hatte er es bei seinen Kollegen zuwege gebracht, daß sie ihn stützen? Wie war die Sache mit Johanna Rainer? Mich faßte Angst um das Mädchen, obwohl ich ihre Schulmanieren weiter verurteilte. Ich erachtete es für meine Pflicht, wachsam zu bleiben. Jemanden anderen einzuweihen, wäre gefährlich gewesen. Entweder hätte man mir nicht geglaubt oder die Sache wäre entdeckt worden, bevor sie ausgereift war.

Ich habe Vermutungen aufgebaut, die Sie, Herr Kollege, wahrscheinlich belächeln. Man erzählt, daß Sie über das Privatleben Ihrer Schülerschaft genauer als wir alle unterrichtet sind. Vielleicht hat sich Ihnen Johanna Rainer, vielleicht auch Jakob Weichwasser anvertraut und ich hätte es einfacher haben können, wenn ich bei Ihnen Informationen eingeholt hätte. Obwohl ich nun von diesen distanzlosen Beziehungen zwischen Ihnen und Ihren Zöglingen weiß, habe ich dennoch jede Erkundigung bewußt unterlassen und beschreibe Ihnen ebenso bewußt die Aufeinanderfolge meiner Beobachtungen, um Ihnen zu zeigen, daß es, wenn auch auf unbequeme Weise, möglich ist, in das Seelenleben der Schülerschaft einzudringen, daß wir Lehrer alten Schlages auch außerhalb der Schule uns um das Wohl und Wehe der Jugend bekümmern, aber daß wir — und das ist der grundlegende Unterschied — das Wissen über privates Geschehen vom Fachwissen dieser Jugend objektiv scheiden.

Ich mußte gestern hier unterbrechen, weil ich bis tief in die Nacht hinein schrieb. Ich setze heute an meinem freien Nachmittag fort und hoffe auch, heute zu Ende zu kommen.

Wie ich sagte, der Schüler Jakob Weichwasser begann mir gefährlich zu erscheinen. Der Zusammenhang mit Johanna Rainer war mir gegeben. Wie weit? In welcher Richtung?

Wir blieben noch fünf Tage im Heime. Trotz allem Forschen konnte ich nichts Haltbares ergründen. Weder er noch sie hatten sich an den folgenden Abenden aus dem Zimmer entfernt. Am Tage waren alle so wie bisher beisammen. Ich wehre mich noch heute gegen die Vermutung, daß Johanna mit „ihm" in jener Nacht vielleicht die Inszenierung der Schultravestie durchberiet. Wohl spricht ihr kurz zuvor getaner Zuruf: „Vergiß nicht" und ihr Triumph während des Spektakels dafür. Aber ich kann mich noch heute nicht von dem Gedanken befreien, daß es sich um eine beziehungsreichere Angelegenheit gehandelt haben muß.

Ich setzte in der Stadt meine Beobachtungen fort. Der Erfolg blieb nicht aus. Ich entdeckte, daß der Schüler Weichwasser jeden Morgen vor dem Hause des Mädchens wartete, durch die Seitenstraßen mit ihr zur Schule ging, aber dort, wo der Verkehr lebhafter einsetzte, sie verließ, so daß beide gesondert in der Anstalt ankamen. Dasselbe ließ sich von ihrem Rückwege aussagen. Also im geheimen pflegten sie ihren Verkehr. Wußten seine Mitschüler nichts? Ließen sie sich von ihm an der Nase herumführen? Daß ich den Schüler Weichwasser an den Nachmittagen des damaligen Sommer-

semesters nie mit dem Mädchen traf, obwohl ich mich manchmal probeweise in der Nähe der Wohnung der Schülerin Rainer aufhielt, ist wohl so zu erklären, daß er in den Büchern vergraben, sich für seine Prüfungen vorbereitete.
Dann kamen die Ferien. Ich erfuhr, daß er mit zweien seiner Kollegen über Karpathorußland, wo er Eltern und Geschwister aufsuchte, in den Balkan gezogen sei, daß er, wie Sie sicher gut wissen, das Geld dafür zum Teil vom Architekten Rainer erhielt, zum Teil auf Kosten seiner Begleiter lebte.
Als ich zum Schulanfang einmal fragte, um ihm zu zeigen, daß ich ihm persönliches Interesse entgegenbringe, warum er nicht lieber mit dem Gelde bei den Eltern geblieben sei, antwortete er mir: „Davon hätten wir alle nicht leben können. Meine Reise wird ihnen mehr einbringen." Sehen Sie, diese überhebliche Antwort war die Folge jener Aufmachung mit seinen Bildern, die er im August bei der Familie Rainer am Meer malen durfte, die der Architekt Rainer hier öffentlich ausstellen ließ und die von der Gesellschaft und ihren Zeitungsknechten als Sensation des Tages hingestellt werden. Ganz falsch war es, Herr Kollege, wenn Sie selbst in das Horn dieser Leute stießen. Ich wußte, als ich damals gegen diesen Unfug aufbegehrte, daß dieser mein Ruf verhallen werde, weil ja die Schule leider gesellschaftlich verankert, von Privatpersonen abhängig gemacht wird. Aber ich werde es nie bedauern, meine Warnung ausgesprochen zu haben. Denn ich habe Recht behalten.
Sie haben mich darauf aufmerksam gemacht, wie anders der Schüler Jakob Weichwasser aussah, als er von dieser Reise heimkehrte und seinen Erfolg erlebte. Ich bestreite nicht, daß an Stelle des blassen, gebückten, schwachen Jüngelchens ein frischer, sehniger, kräftiger junger Mensch vor uns trat. Aber diese Entwicklung hätte er auch in seinem karpathorussischen Walddorfe nehmen können. Sie haben ebenso Recht, wenn Sie feststellen, daß sein ganzes Wesen gelockerter erschien, die Art, mit der er sich gab, freier war, und daß sich das auch im Verkehr mit seiner ganzen Umgebung geltend gemacht hat. Aber was Sie als Vorzug anpreisen, sehe ich als Fehler an. Sie sagen, weil er sich bestätigt fühlte, habe er Selbstbewußtsein gewonnen. Hier zeigt sich Ihre falsche Einstellung. Sie verwechseln Selbstbewußtsein mit Überheblichkeit, die eben vorher von uns durch strenge Tatsachenforderung eingedämmt war und die nun, durch lächerliche Lobpreisung von allen Seiten genährt, verheerend durchbrach. Das ist das, was ich früher als gefährlich bei ihm bezeichnet habe. Denn ich habe allen Grund anzunehmen, daß er den Drang, sich durchzusetzen, die Welt an sich zu reißen, von klein auf mitbekommen hat, ebenso wie die List, sich um dieses Zieles willen den jeweiligen Verhältnissen anzupassen. Mir erscheint das bis zu einem gewissen Grade als dasselbe, wie die antike Tragödie des Schicksals, dem auch die Größten schuldig-unschuldig erliegen mußten. Aber das moderne Schicksal hat uns Lehrer, uns Wissende, Auserkorene dazu berufen, solche Tragödien zu bannen. So fasse ich mein Amt auf, und des-

halb wollte ich und will ich den Schüler Weichwasser zur Besinnung bringen, auf daß er seine Erbfehler einsehe und sich bescheide. Aus dieser meiner Einstellung sollen Sie erkennen, was ich Ihnen noch deutlicher sagen will, wie wenig Berechtigung Sie haben, mir persönliche Haßeinstellung gegen die Abstammung des Schülers zum Vorwurfe zu machen.
Schlau hatte er erreicht, daß ihn die Mitschüler verehrten, daß er in der Gesellschaft beliebt wurde und daß im Verkehr mit den Mädchen „seine Hemmungen fielen". Er mußte Ihnen das nicht erst eingestehen, wie Sie sagen. Das habe ich selbst zur Genüge beobachtet und hierin erblicke ich den Gipfel seiner Verirrung. Nun war ich davon überzeugt, daß er Johanna Rainer raffiniert an sich gefesselt hatte. Ich beobachtete, wie er sein schändliches Spiel weiter trieb. Nicht nur die Mädchen unserer Anstalt, auch die anderer Schulen, ja junge Frauen liefen ihm geradezu nach. Das paßte ihm ausgezeichnet. Ich spürte heraus, daß er Johanna Rainer vernachlässigte. Ich erkannte, wie er sie sich eben dadurch noch ergebener machte. Wenn er sie während der Pause ansprach, strahlte ihr Angesicht. Wenn er eine andere heimführte, schlich sie traurig daneben. Am Nachmittage begegnete ich ihm selten mit ihr. Meist war er von mehreren dieser schwärmerischen Backfische flankiert und stolzierte dazwischen wie ein Hahn unter seinen Hennen.
Als ich auf dieses Verhalten, von dem die ganze Klasse erfaßt war, anläßlich der Schulrevolte, von der noch die Rede sein wird, aufmerksam machte, da verteidigten Sie dieses Unwesen, faselten von richtiger Kameradschaft zwischen Jungen und Mädchen, warfen mit Begriffen wie Eros, Ungezwungenheit des Verkehrs herum. Aber überzeugt haben Sie niemanden. Kameradschaft zwischen den beiden Geschlechtern pflegt unsere Jugendbewegung auf der Grundlage der Ehrfurcht, in überlieferter Achtung vor dem Weibe, der Hüterin des heimischen Herdes, im Gegensatze zu jener orientalischen Einstellung, die gestattet, daß man sich heute wegen des Mahlschatzes mit der unscheinbaren Lea begnügt, um morgen bei der schönen Rahel schlafen zu können. Wo war Ehrfurcht bei dieser Jugend zu finden? Was Sie Ungezwungenheit benennen, soll richtiger Schamlosigkeit heißen. Öffentliche Unsittlichkeit machte sich breit, wurde gefährlich, und wer war ihr Urheber? — Jakob Weichwasser.
Das haben Sie nicht begriffen, verehrter Herr Kollege, und wenn Sie den Angriff nun so weit führen, daß Sie mir zumuten, ich und meinesgleichen tragen Schuld an dem, was später geschah, so weise ich das als Ausbruch höchsten Wahnsinnes zurück. Also wir hätten alle die Übergriffe, die jetzt aus dieser sogenannten Beschwingtheit geboren, systematisch aufeinanderfolgten, stillschweigend hinnehmen sollen? Ich kann Ihnen nicht den Vorwurf ersparen: Nie wären die Dinge so weit gediehen, wenn nicht Ihre Zöglinge gewußt hätten, daß Sie selber alles stillschweigend guthießen. Denn Sie haben jede Anklage, die wir erhoben, nach Verteidigung der Schülerschaft ad acta gelegt, Sie haben die Sabotage gegen uns im Verein mit den Schülern selber betrieben.
Ich will nicht jeden einzelnen Akt dieser Tragödie noch einmal herauf-

beschwören. Sie behaupten zwar, all das bereits zu kennen. Nein, Sie haben Hauptmerkmale übersehen, sind viel zu leichtsinnig über Einzelheiten hinweggegangen, kurz, Sie haben sich die Sache zu leicht gemacht. Überlegen Sie sich nur die letzten Taten, die den großen Skandal auslösten. Ich will Ihnen Faden um Faden des Knotens, den Sie allzu kühn mit einem Theaterhieb vor uns durchschlagen wollten, entwirren.

Der Geometrieprofessor hatte getreu der Vereinbarung, welche die Mehrzahl der Lehrer aussprach, nämlich die verloren gegangene Zucht und Ordnung in dieser Klasse durch Strenge wieder herzustellen, eine Arbeit gegeben, die gründlichste Vorbereitung erfordert. Wie zu erwarten war, hatten sehr viele, darunter auch Weichwasser, völlig versagt. Unter den ganz wenigen, die fehlerlos gearbeitet hatten, war Johanna Rainer gewesen. Und da kam es zur Revolte. Ein Schülerrat wurde gebildet, jenes Ungetüm, das nur die Welle der Revolution des Jahres 1918 hatte emporspülen dürfen und das dank der Einsicht erfahrener Menschen, so wie es gekommen war, wieder verschwand. Sie aber haben diese Gruppe, als sie sich bei Ihnen meldete, als gesetzlich anerkannt, das heißt, sie haben sich offen auf Seite der unerfahrenen jugendlichen Empörer gestellt. So wurde es begreiflich, daß denen der Kamm schwoll, daß Schüler es wagten, vor den Fachkollegen zu treten und von ihm eine neue, ihren Kenntnissen angemessene Arbeit zu fordern. Als wir damals darauf hinwiesen, damit sei der Begriff der Autorität aufs höchste gefährdet, haben Sie uns erwidert: „Das neue Geschlecht hat nichts mehr mit Autorität von außen zu tun. Autorität muß von innen kommen und der wird sich diese Jugend von selbst beugen." Damals hatte ich nicht Zeit, mich in einen Einzelkampf mit Ihnen einzulassen. Heute haben Sie ihn mir ermöglicht. Was Sie über den Doppelsinn des Begriffes „Autorität" vorbringen, ist ein Nonsens. Hier zeigt sich der Mangel des Naturwissenschaftlers, dem die Humanität, die antike Bildung abgeht. Autorität kommt von „auctoritas", das ist Schöpferart, Wesen des Schaffenden, des Führenden. Führen kann nur, wer über anderen steht, aber mehr Macht hat, als sie, der Herrenmensch über Sklavenmenschen. Autorität ist das Mittel, die Herde, die Horde, zu ziehen, zu erziehen, wie ich schon einmal betonte, von unten hinauf. Wir geben der Masse das Beispiel der Macht. Wer unter ihr wieder so weit sein wird, sich hinaufzuarbeiten, ist eben wieder in den Besitz dieser Autorität gelangt. Es gibt keine Scheidung zwischen Innerem und Äußerem. Würden Sie mit der Antike vertraut sein, dann hätten Sie etwas von Harmonie gehört. Nur Ihre Sophistik hat die Einheit des Begriffes gespalten.

Das diene Ihnen zur Aufklärung. Es war nicht das Um und Auf der Angelegenheit.

Ich habe von der schärferen Zucht gesprochen, die wir einführten und die auch vom Kollegen der Geometrie gefordert wurde. Nun gehört er zu jenen, die, wie ich selber, mit den vorzüglichen Noten im allgemeinen sparsamer umgehen, da man sich besondere Leistungen durch besondere Arbeit verdienen muß. So unterschied sich auch diese Arbeit in ihrem Gesamtresultat

nicht allzusehr von der früheren. Warum kam es gerade damals zur einheitlichen Revolte? Übrigens klappte es mit der Einheitlichkeit nur scheinbar. Wir wissen heute, daß die guten Elemente zur sogenannten Solidarität gezwungen worden sind. Zum ersten Male war es dem Fachkollegen endlich gelungen, eine Arbeit des Jakob Weichwasser als ganz untauglich zu brandmarken. Nun werden Sie mir sofort entgegenhalten, daß dieser Schüler gar nichts für sich persönlich unternommen hat, daß im Gegenteil die Klasse als Ganzes aufgetreten ist und auch für ihn Wiedergutmachung des Rechtes gefordert hat. Merken Sie nicht das Verdächtige an diesem Vorgang? Das eben ist schändlich, daß er die anderen ins Treffen vorgeschickt und sich selbst im Hintergrunde gehalten hat. Denn damit begannen, bedenken Sie das, die Buben, daß sie zunächst bestritten, die Arbeit ihres Mitschülers Weichwasser verdiene die schlechte Zensur. Ich zittere noch heute, wenn ich an diese ungeheuerliche Frechheit denke, daß Schüler sich erdreistet haben, die Note, die der Fachlehrer geschrieben hatte, korrigieren zu wollen. Zu solcher Kühnheit hätten sie sich nicht verstiegen, wenn nicht die Überheblichkeit eines Jakob Weichwasser sie dazu aufgefordert hätte.

Das alles habe ich in der Lehrerkonferenz deshalb nicht ausgesprochen, weil wir uns doch nur auf Tatsachen beschränkt haben. Obwohl ich von keinem der Schüler, nicht einmal im Geheimverfahren ausforschen konnte, ob sich die Dinge so verhalten, bin ich dennoch fest davon überzeugt. Haben Sie jetzt noch den Mut, zu leugnen, daß Jakob Weichwasser gefährlicher ist? Gut. Dann muß ich Ihnen mit noch stärkerem Beweise an den Leib rücken. Ich habe vorhin betont, daß die Arbeit Johanna Rainers zu den besten gehörte. Trotzdem war sie die Sprecherin der Rebellen. Als auf diesen seltsamen Zwiespalt verwiesen wurde, erdichteten Sie, geehrter Herr Kollege, das lächerliche Argument, sie habe das brennende Unrecht in ihrem Herzen am stärksten gefühlt. Nicht nur Ihre Erkenntnislosigkeit, die sich in dieser Phrase verriet, wurde bespöttelt, sondern damals mußten Sie bereits offen spüren, wie sehr man Ihnen die Parteinahme für die Aufrührer verübelte. Ich griff, wie Ihnen jedenfalls erinnerlich sein dürfte, in den darauffolgenden erregten Streit nicht ein und ließ die verschiedenen Meinungen, wie: Johanna Rainer habe in koketter Mädchenart eine Rolle spielen wollen, oder sie habe wieder einmal einen sogenannten Lausbubenstreich ausgeführt usw., ohne Widerspruch gelten. Ich wußte, daß sie solche Erfolge nicht wünschte. Denn alle Lehrer mußten zugeben, daß sie sich gerade in letzter Zeit auffallend ruhig verhalten hatte. Man sprach von einem Rückfall. Nein. Diese Rolle hatte sie wirklich ernst genommen, aber nicht aus dem Grunde, den Sie nannten, Herr Kollege, sondern aus rein persönlicher Ursache. Ahnen Sie noch nichts? Ja, um Jakob Weichwasser war es ihr zu tun. So weit hatte er es gebracht, daß sie für ihn durchs Feuer ging. Jakob Weichwasser hatte ganze Arbeit geleistet. Aus der Hingabe ihrer Seele war dies geschehen. Nun wissen Sie, gibt es für mich, der ich unverbrüchlich an der Harmonie der antiken Weltanschauung festhalte, keine Trennung zwischen Körper und Seele. Sie können erraten, welches Unheil der Schüler Ja-

kob Weichwasser angerichtet haben muß. Deshalb habe ich Ihren Gesamtantrag auf Straflosigkeit, der mehr als Befremden weckte, dahin abgeändert, daß nur Johanna Rainer freigesprochen werde. Sie haben mit Recht erstaunte Miene gemacht, als ich diesen Vorschlag brachte. Er war hinreichend von mir dadurch gestützt, daß ich auf ihr tadelloses Verhalten während der sonstigen Zeit hinweisen konnte. Obwohl keiner ahnte, inwieweit Verführung, von der ich sprach, eine Rolle spielte, stimmten mir alle zu.

In manchen Augenblicken dachte ich daran, die Grenzen zu verlassen, die mir mein Amt vorschreibt, um die Eltern der Schülerin Rainer zu warnen. Aber ich wußte a priori, daß ein solches Beginnen tödlich wäre. Denn von dort war die Vergötterung des Jakob Weichwasser ausgegangen und dort wurde sie weiter in maßloser Weise gepflegt. So konnte er aus dem behaglichen Neste, das er sich geschaffen hatte, niemals verjagt werden. Mir blieb nur ein Mittel übrig, den Buben zur Vernunft zu bringen: Unerbittlich darauf zu bestehen, daß er als Lernender seine Pflicht erfülle. Weil er das nicht tat, mußte er schon im ersten Semester fallen. Es kann kein Zufall sein, daß sich mir der Lehrer der Geometrie anschloß. Sie haben damals gewagt, Sturm gegen uns zu laufen. Ich halte an der Antwort fest, die ich Ihnen in meinem und im Namen der Kollegen erteilte: „In der Beurteilung über das Wissen eines Schülers ist nur der Fachmann kompetent."

Selbst die Intervention des allmächtigen Architekten Rainer hat nichts gefruchtet. Hier ist die Grenze, deren Überschreitung keinem Laien gestattet ist und niemals gestattet sein wird. Kein anonymer Drohbrief, wie ich deren damals mehrere erhielt, konnte mich davon abschrecken, meinem Gewissen folgend zu handeln. Ich habe es bewiesen. Sie behaupten, ich kenne den Begriff der Milde nicht. Sie irren. Bedenken Sie, daß Johanna Rainer, obwohl manche ihrer Arbeiten nicht fehlerlos waren, doch am Schlusse des Halbjahres ihre vorzügliche Note erhielt, ein Argument, mit dem ich übrigens auch ihren Vater schlug, als er sich über mein strenges Verfahren im Falle Weichwasser beschwerte. Daran hätte sie erkennen sollen, wie tief der Schüler Jakob Weichwasser unter ihr stehe. Aber ihre Verblendung war bereits zu groß und ich bedauere heute diese Regung meines Herzens, daß ich mich, schwankend geworden, für die bessere Note entschieden hatte.

Ich erreichte anscheinend das Gegenteil dessen, was ich anstrebte, auf der ganzen Linie. Man glaubte mir mit einem lächerlich krassen Mittel zu imponieren, indem man bei den obersten Schulbehörden unmittelbar nach diesem Mißerfolg den sechswöchentlichen Urlaub für den Schüler Weichwasser durchsetzte, der ihm die Möglichkeit verschaffen sollte, gleichzeitig mit den Schul- seine Privatstudien zu betreiben. Es folgte die Sensation seiner öffentlichen Bilderausstellung, die ein ungenanntes privates Komitee finanzierte. Daß der Bluff nicht vollends gelang, muß Ihnen, geehrter Herr Kollege, selbst zum Bewußtsein gekommen sein. Es gibt noch zum Glück deutsche Zeitungen mit reinen Tendenzen, die von dem Ungeist ge-

wisser Gesellschaftskreise unberührt geblieben sind. Dort konnte man die richtigen Worte über Unreife, Aufgeblasenheit, Machinationen und zuletzt den Hinweis finden, daß Schulbehörden solche Extravaganzen nicht dulden sollen. Woher die Aufmachung in einem anderen Teile der Presse ihren Ursprung genommen hatte, darüber brauchen wir uns nicht auseinanderzusetzen. Wenn Sie mir vorwerfen, daß ich selbst den Ausstellungsraum nie betreten habe, so erkenne ich darin wieder Ihre fehlerhafte Einstellung zu dem Fall. Uns geht die Tätigkeit des Schülers außerhalb des Unterrichts nichts an, abgesehen davon, daß ich von seiner Unreife gemäß dem Urteile meines Zeichenkollegen überzeugt war.

Damit antworte ich auch darauf, wenn Sie betonen, was Sie uns vorgestern, einen Monat nach diesem törichten Versuche, uns mattzusetzen, in der Lehrerversamlung so ausführlich darlegen wollten, daß wir uns nämlich ein Armutszeugnis vor der breiten Öffentlichkeit ausstellen. Ja, sehen Sie nicht, daß wir dazu berufen sind, auch diese Öffentlichkeit auf ihre Fehler aufmerksam zu machen? Mir ist die Elternversammlung höchst willkommen, die Sie angedeutet haben, denn dort kann ich dann öffentlich erklären: der Schüler Jakob Weichwasser kann keinem Lehrstoff gerecht werden, wenn er sich sechs Wochen hindurch, das ist fast ein Drittel eines Halbjahres, mit Malereien beschäftigt. Sie, Herr Kollege, sagen, man muß ihm Zeit lassen, das Versäumnis nachzuholen. Das kann er nicht mehr. Vielleicht wäre es möglich gewesen, wenn er vom Beginn des zweiten Semesters sich in die Arbeit so intensiv gestürzt hätte, wie er seine sogenannten Malstudien betrieb. Die Zeit ist unwiederbringlich versäumt.

Sie erzählen mir das Märchen, die besten Schüler der Klasse haben sich verpflichtet, abwechselnd mit ihm zu arbeiten, um ihm zu guten Abschlußprüfungen zu verhelfen. Ich habe daraufhin gestern eine Umfrage in der Klasse veranstaltet. Damit Sie ja keinen Zweifel an einer der Tatsachen hegen — Sie haben diese Gewohnheit besonders mir gegenüber angenommen — gebe ich die kurze Szene dem Wortlaute nach wieder, so wie sie vom Primus in meinem Auftrage mitstenographiert wurde:

Ich frage: „Wer von Ihnen glaubt, den Stoff zu beherrschen, den ich bisher für die Reifeprüfung fordere?"

Es melden sich der Primus und zwei Vorzugsschüler.

„Habet Ihr Zeit, einem anderen Schüler Unterricht zu erteilen?"

Es stellt sich heraus, daß nur der eine zwei Mittelschüler unterer Klassen täglich zwei Stunden gegen Entgelt unterrichtet.

„Wer von euch arbeitet mit Jakob Weichwasser?"

Johanna Rainer antwortet rasch: „Ich."

Ihr schließen sich zögernd die zwei Unbegabtesten und überdies durch die Teilnahme am Schülerrat schwer Belasteten an.

Ich hatte Ähnliches vorausgesetzt. Denn seit jener Revolte haben wir es ja doch so weit gebracht, obwohl Sie es in diesem Sinne bis heute nicht für wahr haben wollen, daß sich das Gute in der Klasse Bahn bricht. Die besseren Elemente sind zur Vernunft gekommen, die laueren haben sich ab-

schrecken lassen und nur ein Rest, den Sie merkwürdigerweise als die einzig Brauchbaren, als die verkannte Elite bezeichnen, ist bockig. Allerdings wagen diese mir gegenüber nicht aufzumucken, weil sie wissen, daß ich ihnen den Abgang von dieser Anstalt ein wenig erschweren könnte, und fügen sich, wenn auch nur anscheinend, der Disziplin. Aber mit einem solchen Prozentsatze Verlorener muß man immer in Schule und Leben rechnen. Sie kommen bestimmt einmal unter das Rad, wenn sie sich nicht einordnen werden.

Immerhin war der Erfolg, den meine Umfrage ergab, viel verblüffender, als ich erwartet hatte. Er krönt das Werk meiner sorgsam aufgebauten Zusammenhänge. Johanna Rainer hat sich öffentlich zum Schüler Jakob Weichwasser bekannt. Was sie damit getan hat, ist bestimmt größte Selbstverleugnung gewesen. Denn es steht für mich fest, daß Weichwasser niemals daran gedacht hat, mit Johanna Rainer für die Schule zu arbeiten. Er ist davon überzeugt, sie nicht mehr zu brauchen. Sie aber glaubt, ihn mit dieser Tat sich zurückerobert zu haben. Was gilt dem Schüler Weichwasser ein Menschenleben, wenn er es nicht mehr für seine Zwecke ausbeuten kann? Er läßt das Geschöpf am Wege liegen, schreitet darüber hinweg und wird weiter wüten. Aber er hat sich verrechnet. Es darf nicht um seinetwillen ein Menschenleben geopfert werden. Ich werde es verhindern.

Wohl bin ich dadurch zum ersten Male in meiner Laufbahn gezwungen, in ganz persönliche Berührungen und noch dazu mit einer Schülerin zu treten. Aber die außerordentliche Gefahr rechtfertigt mein Vorgehen. Ich betone, daß ich mich durch diese Handlung zu Ihrer Distanzlosigkeit bekenne. Ich werde morgen der Schülerin Johanna Rainer in einer Privatunterredung die Augen über den Fall Weichwasser öffnen, anders, als ich es hier tue, aber unbarmherzig, mit absoluter Wahrheit. Ich muß ihr die Einsicht beibringen, Jakob Weichwasser hat wieder zu der ursprünglichen Einfachheit zurückzukehren. Das kann nur geschehen, wenn er ganz allein bleibt. Sie soll es als Sendung betrachten, bei ihrer Familie und dadurch mittelbar bei der Gesellschaft dieses zu erwirken, auf daß er dem Verderben des behaglichen Lebens entrissen werde. Sie soll seine Retterin sein.

Sie sehen, daß ich der Psyche der Jugend nicht ganz fremd bin. Rechnen Sie dazu, welche Wirkung es haben wird, wenn ich, der seine Schüler nicht alltäglich in die Herzkammer blicken läßt, derart persönlich kommen werde. Das wird ihr einleuchten, sie wird gerettet sein. Ich höre Sie triumphierend den Satz ausrufen, den Sie in Ihren Einwürfen sooft wiederholt haben: „Also Sie wollen ja doch nichts anderes als den Jakob Weichwasser vernichten." Nein! Ich bleibe meinen Grundsätzen unwandelbar treu. Denn eben dadurch will ich ihn, wenn es überhaupt bei ihm möglich ist, zu einem brauchbaren Mitglied der menschlichen Gesellschaft erziehen. Nun muß er sich erweisen, indem er diesen Hieb als das goethesche Stirb- und Werde-Memento aufnimmt. Damit fällt Ihr Appell an mein Mitleid. Sehen Sie nicht, daß es falsch wäre, wenn wir ihm nicht ein Jahr Zeit zur Erneuerung

ließen? Er muß unten liegen, um wieder hinaufzukommen. Nur so können wir ihn auf den richtigen Weg bringen.
Sie sagen, ich behindere dadurch seine künstlerische Laufbahn. Es ließe sich bestreiten, wenn er sie wirklich einschlagen wird, wer von uns beiden ihn besser dafür vorbereiten wird? Ich, der ihn zur Einsamkeit, Einfachheit, Bescheidenheit mit harter Arbeit verbunden, erzieht, oder Sie, der ihn durch Nachsicht und Mitleid verzärtelt, schlampig, unbrauchbar für ein ganzes Werk macht?
Angesichts dieser letzten Erwägung fallen Ihre Einwürfe bezüglich meiner angeblich einseitigen Einstellung, die Sie mir in Rassen- und Klassenfragen andichten. Wohl habe ich auf östliche Kulturrückstände und plebejisches Analphabetentum hinverwiesen, aber nur, soweit es sich um die Erziehung der Jugend handelte, für die ich vom Gesichtspunkte des mitteleuropäischen Kulturträgers immer gekämpft habe und auch weiterhin kämpfen werde. In diesem Sinne habe ich auch nicht gegen, sondern für den Schüler Jakob Weichwaser gekämpft.

Mit kollegialem Gruße
Ihr Johann Wassata

NEUE GEDICHTE

von

Johannes R. Becher

UMFANGEN

Des Unfaßbaren Wunder
Ist in dir mitumfaßt...

Ihr entzieht euch mir, ihr Sternenweiten,
Ich erfasse nicht des Mondes Licht,
Und ich halt den Wind nicht, im Entgleiten
Überweht er kühl nur mein Gesicht.

So verging in mir auch Abendglühen
Und der Käuzchen weher Nachtgesang,
Es entschwindet Blühen und Verblühen,
Und ich suche in mir selbst entlang

Nach den Worten, die liebreich verklangen
Und dem Klang der Ziehharmonika,
Denn ich möchte immerdar umfangen,
Was ich staunend, was ich liebend sah.

Muß ich meine Arme sinken lassen,
Weil mich Unfaßbares von sich wies?
O, ich darf es liebend mitumfassen,
Wenn ich dich in meine Arme schließ.

DU ZEIGST HINÜBER ...

Der Worte müd, der allzuvielen,
Weißt du: ich wehe fort im Wind,
Ich darf vor dir mit Träumen spielen,
Ich bin dein traumverspieltes Kind.

Die nie erreichte Hand erreicht mich,
Es geht sich leichter Hand in Hand.
Es geht der Weg, der schwere, leicht sich,
Weil ich dich auch als Schwester fand.

Du zeigst hinüber nach dem Hange,
Mit unserm Wein ist er bebaut.
Ich folge dir auf deinem Gange,
Du Heimatlied und Mutterlaut.

Es ist ein ungetrübtes Brennen,
Das nur mit Schweigen sich umgibt,
Und selten wag ich es zu nennen:
„Du bist für alle Zeit geliebt."

SOMMERS SCHEIDEN

Wie aufgesogen ist die Schwüle
Des Sommers, und den Bergwald streift
Ein Wind herab, darin die Kühle
Des Herbstes uns entgegenreift.

Es ist ein goldenes Zerfließen,
Die Wolken treiben wirr davon.
Ich sehe dich das Fenster schließen
Und du sagst: „Sieh, es dunkelt schon."

Laßt uns den Sommer heimgeleiten
Und wünschen, daß er sanft vergeh.
Wir sprechen von den Winterzeiten,
Es glänzt in uns der erste Schnee.

Der Sommer schläft im Speicher oben,
In dem Gebälk versteckt er sich.
Gut ist der Sommer aufgehoben.
Dort bleibt es warm und sommerlich.

EIN SOMMERLIED

Als der Sommer von uns schied,
Nahm ich mit ein Sommerlied:

„Weich gebettet oben lagen
Wir auf unserem Erntewagen.

Feine Glöckchen läuten viel,
Unserer Herden Glockenspiel,

Froh tönt es herab uns beiden,
Wo die großen Herden weiden,

Von den immergrünen Matten,
Aus den kühlen Felsenschatten ...

Wild gezackt und finster-grau
Standen einst im Himmelsblau

Heere ungetümer Riesen,
Die kein Stückchen Land uns ließen,

Hielten alles Land gefangen,
Bis wir eines Tages sangen:

‚Steine, Steine wolln wir stechen,
Mauern wolln wir brechen, brechen —'

Vor uns stand ein Sommer klar,
Und ein ewiger Sommer war

Bald, bei dieses Liedes Schallen,
Aufgegangen über allen ..."

Als der Sommer von uns schied,
Nahm ich mit dies Sommerlied.

DAS UNERREICHTE

O nie, säh ich auch wund und weh
Das Auge mir, würd ich erreichen
Dein Bild, und wenn ich es schon seh,
Scheint es den Blicken auszuweichen,

Und wenn ich es versuch und löse
Das Bild von allen Bildern los,
Ich sehe eine ferne Größe,
Dein Bild bleibt überlebensgroß.

Denn in dein Bild sind eingemalt
Der Heimat lichte Höhenzüge,
Ein Sommertag, ein See, der strahlt,
Und kühn geformte Wolkenflüge —

Dein Bild zeigt mir die Bauernschenke
Voll Tabaksqualm und Duft des Weins,
Ich seh der Schule niedre Bänke,
Der Lehrer lehrt das Einmaleins —

Ich seh den Maibaum fröhlich ragen,
Wir tanzen dort mit in der Reih,
Wir fahren in geschmückten Wagen
An deinem Bild, das singt, vorbei.

Ich kann nicht deinem Bild entfliehen,
Als wär von Bildern ich umstellt,
Die leise tönend mich durchziehen,
Dein Bild wird mir zum Bild der Welt.

In deinem Bild erscheint die Trauer
Des Volks, es klagt um den Verlust
Der Heimat, und ich seh die Mauer
Der Toten mit durchschossener Brust.

Ich seh mein Volk mir Grüße schicken —
O Bild, das keinem Bilde gleicht!
O, dieses Bild bleibt meinen Blicken
In seiner Größe unerreicht!

WARTEZEIT

Du läßt die Wartezeit mich stark durchwarten
Und nicht mein Herz verhärten, wenn in harten

Und bittern Stunden mich mit mir entzweit
Der schlimme Fluch der Heimatlosigkeit.

Als Mann ging ich noch einmal in die Lehre,
Daß ich mich nicht noch schwerer selbst beschwere

Mit meines Zwiespalts Last, darin ich kläglich
Vor mir erscheine, allen unerträglich —

Hast du das Widerstrebende gefügt
Zu einem Ganzen, und was nicht genügt

Ergänzt du liebend ... So darf der Gebrechen,
Der alten, ich mich frei und ledig sprechen,

In meiner Stimme ist ein neuer Ton,
Wenn sie beginnt: „Ich, deutschen Volkes Sohn."

DU HEIMATLIED

Wenn unser Wille einst geschieht, und wir
Heimkehren dorthin, wo bei Nürtingen
Die Apfelbäume blühn: dann laß mich dir
Dank sagen, Dank, und wenn wir abends singen

In frohem Kreis und trinken unsern Wein,
Wirst du ein letztes Mal mich heimgeleiten
In meine Heimat, die für immer mein —
Du Heimatlied in heimatlosen Zeiten.

LENIN IN MÜNCHEN

Mir ist es so, als sei e r es gewesen. —
Es war ein Tag wie heut, so sommerklar.
Er saß auf einer Bank und hat gelesen.
Ich war der Hauptmann einer Räuberschar.

Wir jagten heulend durch die Isar-Auen —
Da saß auf einer Bank gebückt der Mann,
Um kurz von seinem Buche aufzuschauen,
Als sähe er durch uns hindurch, und sann.

Ein Räuber warf nach ihm mit kleinen Steinen.
Ich nahm den fest und drohte finster. „Laß,
Er liest und träumt! Was soll er von uns meinen?
Was? Ich verbiet es dir! Ich mach nicht Spaß!

Damit wirst du dir keinen Ruhm verdienen!"
Ich ging zur Bank und nahm die Mütze ab:
„Mein lieber Herr, der Steinwurf galt nicht Ihnen,
Verzeihen Sie, daß ich gestört Sie hab."

Er schaute wieder auf von seinem Lesen
Und lächelte. Ich sah, daß er auch schrieb ..
Mir ist es heut, als sei e r es gewesen
Mit seinem Lächeln, das lang in mir blieb,

SCHWARZE TAGE

Das sind die schwarzen Tage, wo die Trauer
Um den Verlust der Heimat mich bedrängt.
Und ich, geschüttelt wie im Fieberschauer
Und in ein festes Schicksal eingezwängt,

Hinstreife, ein verwirrter Schattengeist,
Und möchte riesenhaft den Weg beschreiten,
Der als der nächste in die Heimat weist —
Ich möchte an mich reißen alle Zeiten

Und sie erfüllen mit der Völker Willen —
Das sind die schwarzen Tage, wo mir hart
Das Unerreichbare entgegenstarrt,
Und ich verwundet brülle tief im Stillen.

O welch ein Sturm, der in den schwarzen Tagen
Mich niederhält und lautlos mich durchstiebt!
Verlassen stehe ich im Sturm der Fragen,
Worauf es nirgends eine Antwort gibt!

Der dümmste Lügner scheint mir überlegen
Und rühmt sich stolz, daß er der Sieger sei.
Er breitet mir sein Lächeln frech entgegen.
Er knetet neu ein Reich aus Lügenbrei.

Das sind die schwarzen Tage, wo die Kunde
Verlorener Schlacht mich geisterhaft umhaucht.
Es mahnt: dein Leben ist die Traumsekunde,
Die zur Erfüllung ein Jahrhundert braucht.

GEWISSHEIT

Laßt mich in Nüchternheit verharren,
Ich weiß: ich komm zur rechten Zeit!
Ich ließ mich von der Hoffnung narren
Und machte mich zu schnell bereit,

Der Tag der Heimkehr, den ich täglich
Ersehnte, schien mir herrlich nah —
Da schwand er hin, und wirr und kläglich
Stand ich, der ich ihn schwinden sah ...

Eh ich das Größte nicht vollbringe,
Ist auch die Heimkehr mir verwehrt,

Mein Wunsch ist nicht das Maß der Dinge.
Ich bin noch lang nicht heimgekehrt.

Der Volksverderber ward zum Retter
Und prunkt mit seinem irren Geist.
Der Krieg verkündet mit Geschmetter,
Daß er von jetzt ab Friede heißt.

Da mag sich mancher brüllend recken,
Wenn er sich leichten Ruhm erwirbt,
Mich wird nicht eine Größe schrecken,
Darin das Große nur verdirbt.

Ich will mir keinen Trostspruch sagen,
Der Sprüche bin ich übersatt.
In alle Welt sind wir verschlagen,
Und oftmals schlägt das Herz uns matt.

Ich weiß, daß ich mich nicht verlaufe,
Und ziehe ich auch kreuz und quer.
Wir sind des Volkes treuer Haufe
Und kommen aus der Zukunft her.

Muß ich auch vieles schwer vermissen.
Ich weiß: ich komm zur rechten Zeit,
Und meiner Heimkunft, der gewissen.
Harr ich in heiliger Nüchternheit.

EIN BRIEF DES TENIENTE MIGUEL NUNEZ

von

Erich Weinert

An den Grafen José Gracia de San Andrés!

Torreparda, Mai 1938

Ich weiß nicht, Sie edler und hochgeborener Herr, weshalb ich diesen Brief schreibe. Denn erstens weiß ich gar nicht, wie ich ihn adressieren soll, da ich ja auch nicht weiß, wo Sie sich befinden. Und zweitens, wenn ich das wüßte, könnte ich ihn auch nicht befördern lassen, denn wahrscheinlich sitzen Sie wohlgeborgen bei Ihrem Protektor Franco.
Aber ich schreibe diesen Brief trotzdem. Denn einmal habe ich große Lust dazu — Sie werden bald erfahren weshalb — und außerdem habe ich seit

einem Jahr lesen und schreiben gelernt, in den Kursen meiner Brigade — und da drängt es mich eben, Ihnen einmal einen Brief zu schreiben, da grade Sie es sind, an den ich hier in Torreparda am meisten denken muß. Wenn ich so schreibe, stelle ich mir dabei vor, was für ein Gesicht Sie machen werden, wenn Sie ihn lesen. Sie werden ihn ja nicht lesen — aber wie schön ist es, sich das auszumalen.

Sie wissen gar nicht, wer ich bin, edler Graf — darum ist es nötig, sich einmal vorzustellen. Mein Name ist Miguel Nunez, Sohn des armen Juan gleichen Namens, dem Ihr Verwalter vor fünfzehn Jahren den rechten Arm mit der Schaufel lahmgeschlagen hat, und seiner Ehefrau, meiner Mama, mit Vatersnamen Cabrera, der Sie persönlich einmal ins Gesicht gespuckt haben.

Es schreibt sich noch schwer, aber ich habe die ganze Nacht vor mir. Und es ist so schön, in der Nacht hier zu sitzen. Sie duftet warm um mich herum, denn alles blüht heut in Torreparda. Die Zikaden fiedeln wie wild. Um die große Ampel über dem Tisch, mild wie ein Mond, sausen die kleinen Nachtmotten.

Vielleicht erraten Sie schon, wo ich sitze, Herr Graf. Es ist auf der Terrasse „Ihres" Schlosses. Nicht als Eindringling, nicht als Grafengünstling — sondern mit dem Recht, hier zu sitzen. Ihre Favoriten, die früher auf der Terrasse herumlungerten, und deren Gelächter und betrunkener Lärm uns arme Kinder unten im Dorf oft in der Nacht aufschreckten, die haben hier nichts mehr zu suchen. Heute sitzt der Sohn eines Ihrer ärmsten Tagelöhner an Ihrem geschnitzten Tisch: Miguel Nunez, Leutnant in der spanischen Freiheitsarmee. Denn dieses mächtige Schloß, das wir Kinder immer nur von weitem mit abergläubischer Scheu betrachteten, es ist heute ein Erholungsheim für die verwundeten Kameraden.

Es ist Recht in die Welt gekommen, edler Herr Graf. Und dieses Recht sollen Sie uns nicht wieder nehmen. Für dieses Recht sind wir Soldaten geworden.

Ich sehe jetzt, weit unten im Dorf, wo der schiefe Eukalyptusbaum steht, ein kleines zerfallenes Dach. Unter diesem Dach haben meine armen Eltern gehaust, unter diesem Dach bin ich aufgewachsen. Und selbst dieses armselige Dach gehörte Ihnen, unersättlicher Herr — Sie hatten ja an Ihrem weitläufigen Schloß nicht genug. Wir hatten nichts — weil Sie alles hatten. Auf die Landstraße hatten Sie uns treiben lassen, meinen armen Vater, den Sie mit seinem verkrüppelten Arm nicht mehr brauchen konnten, meine arme Mama, die Sie auf offener Straße verflucht hatte, weil Sie ihr ins Gesicht gespuckt hatten. Wie um uns zu verspotten, hatten Sie Ihren Geistlichen geschickt, daß er uns seinen Segen mitgebe. Das war alles, was Sie uns mitgaben.

Nun bin ich wieder nach vielen Jahren in meiner Heimat, Herr Graf, ein freier Mensch, der dieselben Rechte hat wie sein Minister, Mitglied des Landarbeitersyndikats, Offizier, ein Mann, der lesen, schreiben und rechnen kann.

Es mag sein, ich bin in meiner Freude geschwätzig geworden — aber die Gelegenheit, sich über mich lustigzumachen, werden Sie nicht haben, da Sie den Brief ja doch nicht lesen.

Und ich muß nun noch mehr schreiben. Es ist so schön, zu schreiben. Der Mond kommt hoch. Ganz hell liegt jetzt das Gärtchen da unten, wo wir mit den Kindern des armen Gonzalez spielten, und wo wir immer aufpassen mußten, daß Ihre Söhne nicht auf der Terrasse oben waren; denn sie schossen gerne mit der Spatzenflinte herunter. Der kleinen Maria ist einmal eine Kugel in den Fuß gegangen. Aber darum haben weder Sie noch irgendein Gericht sich gekümmert. Aber jetzt schießen Ihre Herrensöhne nicht mehr ungestraft auf uns, jetzt schießen wir wider!

Ich habe meinen Brief unterbrochen. Der Mond macht alles so schön und hell, und ich schaute mit süßem Behagen von Ihrem weinlaubüberrankten Balkon hinunter auf mein gutes Dorf.

Wenn Sie sagten: mein Dorf — so meinten Sie etwas anderes als wenn ich es sage. Mein Dorf — das hieß bei Ihnen dasselbe wie: mein Bankkonto, mein Vorrecht, mein Spielzeug. Bei mir heißt das: unser Dorf, unser aller Dorf, unser aller Leben, unser aller gleiches Recht!

Und nun möchte ich Ihnen, Sie mutiger Flüchtling, und Ihren Söhnen noch eine kleine Geschichte erzählen, damit Sie sehen, wie die Welt sich gedreht hat. Als ich noch ein Junge war, kam einmal Ihr ältester Sohn zu Besuch. Er war Leutnant bei irgendeiner feudalen Garde, was weiß ich, und ging im Dorf in Knack und Lack umher wie ein Truthahn. Das war der Feind im Dorf. Wer ihn sah, ging ihm aus dem Wege. Wenn er sich mal „unters Volk" mischte und uns einlud, in der Granja einen Wein mit ihm zu trinken, muß er uns wohl angemerkt haben, daß wir nicht in Seligkeit erstarben, wenn der blinkende Pfau uns beehrte. Ja, da fällt mir wieder das Wort ein, das ich vorhin schrieb: mein Dorf! „Mein Dorf", sagte er ein über das andere Mal, wenn er sich die nötige Leutseligkeit angesäuselt hatte — „Meine Leute!" Als wären wir Dinge wie ein Hühnerhof oder ein Gartenzaun. „Mein Dorf steht treu zu seinem Herrn, denn mein Dorf ist ein ordentliches Dorf und erweist sich seinem Herrn gegenüber dankbar!"

Wenn du wüßtest, du verhurtes Gesicht, mit deinen kraftlosen Leichenfingern, was es für Gefühle hinter den rauhen Hemden deiner armen Knechte gab! Und wäre es nach unserem Gefühl und nicht nach Klugheit und Erwägung gegangen, daß unser Leben in deiner Hand ist, der erste beste hätte dir mit dem Wasserkrug den Pomadenschädel eingeschlagen.

Mein Dorf! Gestern hat unser neuer Alcalde, ein alter braver Sozialist, unser Dorf, mein Dorf, in der neuen Schule zusammengerufen. Er hat mich abgeholt und freundlich gesagt: „Komm Miguel, die Kameraden laden dich ein. Du bist doch der Sohn unseres Dorfes. Du sollst ihnen erzählen, was du alles erlebt hast. Viele kennen dich noch."

Und wie ich in die Schule trete, weiß gar nicht, wie mir ist — ganz vorn am Katheder hatten sie mir einen Ehrenplatz zurechtgemacht — und ein großes Bild hing hinten an der Wand — ein Mann mit großem Schopf und

einem mächtigen Bart — und ein Band ging über die Wand, da stand drauf: „Proletarios de todos los paises, unios!“
Und nun stand ich da. Ich wußte nicht, was hier tun. Da kam mir die neue Lehrerin entgegen. Sie ist jung und schön. Sie küßte mich vor allen. Und beide wurden wir rot. Da sagte unser Alcalde: „Freunde, begrüßen wir unseren Leutnant. Er ist einer der tapfersten Soldaten, die unser Dorf geboren hat. Dein Dorf grüßt dich, Leutnant Miguel!“
Und nun wissen Sie ganz genau, Herr Graf, was für ein Unterschied das ist, ob Ihr Lümmel sagt: „Mein Dorf“ — oder ob ich es sage.
Aber die Nacht geht herum, und ich muß meinen Brief schließen. Sie werden nichts dagegen haben, Herr Graf, wenn ich noch einmal auf Ihren schönen Balkon trete und die kühle Morgenluft einatme, die aus dem Tal heraufweht. Wie ist es schön vor dem Morgen! Das empfinde ich jetzt zum ersten Male. Ach, die Welt sieht von hier oben doch anders aus als aus den stinkenden Menschenställen im Dorf, wo wir unsere Jugend verbringen mußten.
Die Schönheit hat auch Ihnen gehört, Herr Graf. Sie hatten sie in Ihrer Übersättigung vielleicht gar nicht mehr genossen. Aber uns, uns hatten Sie die Freude an der Welt genommen. Was hatten Sie uns nicht alles genommen!
Aber was wir uns noch alles nehmen werden, Herr Graf, das wird viel mehr sein, als was Sie uns trotz all Ihres Reichtums je hätten geben können.

Miguel Nunez
Teniente der Volksarmee

MEINER MUTTER

von

Schalom Ben-Chorin

Wenn du einmal aus den dunklen Gärten,
aus den Gärten ohne Wiederkehr
kämest mit den anderen Gefährten
eine kleine Weile zu mir her —

ob du mich sofort erkennen würdest,
meine Hände nähmest ohne Scheu
und mich als ein Teil von dir noch spürtest?
Oder stünde ich doch fremd und neu

als ein anderer und sehr verändert,
sehr erwachsen stumm vor dir;

Augen rot von vieler Not gerändert,
fluchtgewohnt wie ein gehetztes Tier.

Und die Frau, die meine Wege teilte
und das Kindlein, das sie mir gebar,
und das Haus, in dem sie mit mir weilte;
alles dies, was damals noch nicht war —

hättest du's mit deiner Liebe lieb?
Deiner grenzenlosen Liebe . . .?
Was ich später dichtete und schrieb —
ob es wohl vor dir bestehen bliebe?

Und die Taten alle, die ich tat,
und die Wege alle, die ich ging,
und die Bitten alle, die ich bat,
und die Hoffnung alle, die verging —

hättest, Mutter, du dies wohl geduldet,
decktest du zum Schlafe mich noch zu;
und die Schuld, die ich verschuldet —
trügest lächelnd wieder du?

Gingest wieder werkend durch die Zimmer,
lehrtest mich vielleicht ein neues Lied,
hättest eine Freude für mich immer,
wenn der Tag mir Häßliches beschied. . .

Doch verschlossen ist das Tor der Gärten,
dunklen Gärten ohne Wiederkehr:
niemand nimmt von mir die Härten
meiner schwergewordnen Tage mehr.

ZWEI GEDICHTE

von

Peter K. Höfler

LIED ZUM ABSCHIED

Größer bleibt die Welt doch als ihr und alle eure Dinge.
Darum soll niemand weinen, wenn ich gehe, und sich schämen.
Hebt euren Latz und euer Schürzchen — putzige Kümmerlinge,
und laßt uns, eurer Würde entsprechend, Abschied nehmen.

Bald kommt die große Nacht. Seht — schon beißt und leckt
der blöde Kummer meinen Darm und dicken Schädel.

Aber einmal noch geh ich zu Linchen, dem tollen Mädel —
eh meine Liebe zu ihr und ach — eh sie selber verreckt.

Was ist schon dabei? Gute oder schlechte Nacht? Es ist einerlei.
Bald geht alles vorüber: Lächeln, Lust oder Hahnenschrei.
Liebchen im Bett, Traum von sonstwas, blasse Narzissen.

Und Vögel in der Luft und Reh, das im Walde ist.
Und Blumen, die wir alle auf eigene Art begießen.
Und Made im Dreck, die auch dich einmal, du Strolch, frißt.

Nachsatz

Freut euch, die ihr mich gezwiebelt habt und kirre gemacht.
Größer bleibt die Welt doch, als ihr und alle eure Dinge.
Hebt euren Latz und euer Schürzchen — Hört, ein Käuzchen lacht
über euch: Schächer am Kreuze, Marodeure des Geistes, Kümmerlinge.

DAS TRÜBSELIGE NEUJAHR

Nun sind die Teller wieder leer vom trocknen Weihnachtskuchen.
Und ausgebrannt ist in der Kehle Pfefferminz und Slibowitz.
Der Reif liegt auf dem Dach und auf dem breiten Fenstersitz.
Und schlecht gelaunt sind Knecht und Magd und beide fluchen.

Und mürrisch tragen sie und aufgebracht die dürren Späne
zum Ofen hin und warten, bis die erste Flamme leise knistert.
Fast wie ein Mensch, der zornig ist und schlimme Worte flüstert
und wild und drohend seine Fäuste zeigt und seine Zähne.

Denn wahrlich: schlecht war dieses Jahr. Wie soll das neue werden?
Nun, so wie alle Jahre, die gekommen und vergangen sind —
voll Bitterkeit und voller Last und Kränkung und Beschwerden.
Und dann zum Schluß ein sanftes Wort der Hirten ihren Herden:

„Seid brav ihr Kinder, denn was Gott tut, das ist wohlgetan.
Und setzt dem Gutsherrn nicht aufs Dach den roten Hahn.

MALAGA

von

Amedeo Ugolini

Pablo stieß mit dem Ellbogen den Mann an, der rechts von ihm lag. Dieser wälzte sich langsam auf den Rücken. Aber er sagte nichts.
„Hast du was zu rauchen?" fragte ihn Pablo.
„Zu rauchen? Nein . . . Es ist schrecklich heiß hier drin. Wir sind mehr als hundert und es gibt nicht mal ein Fenster."
An der Wand im Hintergrund, Pablo gegenüber, hing ein großes farbiges Plakat. Es stellte einen Automobilmotor dar, auf den aus einer Kanne eine dicke Flüssigkeit tropfte. „Das beste Schmieröl", las Pablo die fette, schwarze Unterschrift.
„José hat was zu rauchen, sicher. Aber er schläft."
Und Pablo setzte sich auf, José schlief rechts von ihm. Der Mund stand halb offen, ein tiefer Schatten. Die Stirn war glatt und hell wie der Lichtfleck, den die Öllampe an die weiße Decke warf.
Neben der geschlossenen Tür stand ein Soldat. Etwa fünf oder sechs Schritte von ihm entfernt saß ein Mann auf der Erde und rauchte. Das brennende Ende der Zigarette leuchtete auf: er sah aus wie ein unbeweglicher Leuchtkäfer. Der Soldat machte plötzlich eine kleine Bewegung und der Widerschein der Öllampe glitt über den Gewehrlauf.
Die Tür öffnete sich. Vier oder fünf Männer tauchten auf. Einer trat vor. Er schob mit ausgebreiteten Armen, wie um das Gleichgewicht nicht zu verlieren, die Fußspitze zwischen die Leiber am Boden. „Ist Vicente Merida unter euch?"
Er hatte eine schallende Stimme. „Ist er hier oder nicht . . .? Er war in eurer Gruppe. Alle haben ihn gesehen. Er muß hier sein."
„Ich kenne ihn nicht", sagte irgend jemand. „Man kann doch nicht alle kennen."
„Gewiß, versteht sich, Gott allein kann alle kennen. Aber den Vicente Merida kennt auch ihr."
Der Mann wartete, unbeweglich, die Hände in die Seiten gestemmt; dann machte er schwankend kehrt. Über den Schultern der Männer, die auf der Schwelle standen, stieg der Himmel voller Sterne in die Höhe.
Pablo legte eine Hand auf Josés Brust. Die Hand tastete herum und kam an die Tasche. Ein Taschentuch war drin und ein Schlüssel. Vielleicht war der Tabak in der andern Tasche. „José . . . José . . .!"

„Laß ihn schlafen!“ Das bärtige Gesicht Bernardos tauchte hinter Josés Hüfte auf. Dann erschien auch der Oberkörper.
„Sein Herz schlägt wie eine Uhr.“
„Ein Zeichen, daß es dem Jungen gut geht“, sagte er. „Was willst du von ihm?“
Pablos Hand, die auf seinem Knie lag, zitterte. Sie war kalt. Er rieb sie langsam am Oberschenkel. „Ich kann nicht schlafen“, brummte er. „Wenn ich was zu rauchen hätte, wärs was anderes.“
Man hatte eine Laterne gebracht. Der Mann hielt sie in die Höhe. Jetzt sah man deutlich sein Gesicht und den Uniformkragen. Ein Offizier von zweiundzwanzig, dreiundzwanzig Jahren.
Die andern waren auf der Schwelle stehengeblieben und unterhielten sich laut. Dann hörte man in der Ferne das Rattern eines Maschinengewehrs.
Der Offizier näherte die Laterne dem Gesicht Pablos. „Vicente Merida“, wiederholte er. „Sag mir, wo Vicente Merida steckt.“
„Bei Gott, ich weiß es nicht. Sie können mir glauben: ich schwöre, daß ich es nicht weiß.“
Der Offizier näherte sich Bernardo. „Auch du weißt nichts? Niemand weiß etwas?“
Das Licht beleuchtete José. Die Augenbrauen waren schwarz und die Haare dicht und lang.
„Das ist José, Herr Offizier“, sagte Bernardo; „er ist achtzehn Jahre. Jetzt schläft er. Aber es ist nicht recht, daß er hier bei uns ist. Ein Knabe.“
Der Offizier ging weiter; als er einen langen Schritt machte, leuchteten seine Gamaschen auf. Für einen Augenblick warf die Laterne ihr Licht schaukelnd auf die Figur einer Frau, die an die Wand der Tür gegenüber gemalt war. Sie saß in einem Auto, und die Haare und der Shawl flatterten.
Von dem Offizier sah man nur den Oberkörper.
„Ich habe immer an Gott geglaubt, Herr Offizier. Sie können alle fragen. Nur durch einen unglücklichen Zufall war ich auf der Straße. Wer kennt nicht Fernandez, den Schneider? Ich, Herr Offizier. . .! Aber jetzt gehen Sie schon wieder weg! Ist es denn möglich, daß man einen Unschuldigen nicht anhört? Ich glaube an Gott, aber jetzt soll der Unschuldige . . .!“
„Sei doch still! Hör auf!“ rief jemand.
Der Offizier machte schwankend kehrt. „Hier ist er nicht“, sagte er, „man muß unter denen nachsehen, die in der Kirche sind.“
Für einen kurzen Augenblick blieb das Rechteck der Tür leer. Eine große dunkle Palme ragte in die Luft. Hinter ihr stieg ein heller Schein in den Himmel auf, als wenn es Morgen würde. Der Offizier und seine Leute verschwanden hinter der Palme; dann schloß jemand von außen her die Türflügel. Man sah jetzt die Frau mit den im Winde flatternden Haaren nicht mehr. Sie schien der Laterne des Offiziers gefolgt zu sein. „Das beste Schmieröl“, las Pablo noch. Es waren schwarze, fette Buchstaben auf grauem Grund.

„Der Offizier da muß schwindsüchtig sein", sagte Bernardo. „Mir scheint, daß er gehustet hat, da hinten, als der Schneider schrie."
Neben dem Wachtposten wurde mit leiser Stimme gesprochen. Jemand pfiff den Refrain des Liedchens „Sein Mädel ist wie das Morgenrot, o Schiffsmann, o Schiffsmann . . ." Rechts von Pablo blickte Martinez mit geröteten Augen zur Decke hinauf. „Wenn die Unsern einen Gegenangriff unternähmen?" sagte er, als dächte er laut. „Es ist wahr, die feuern von den Kriegsschiffen her. Aber was verstehen wir vom Krieg? Wir sind keine Generäle." Pablo beugte sich über ihn: „Glaubst du, daß ein Gegenangriff möglich ist? Warum sollten sie ihn unternehmen? Die Stadt kann sich sowieso nicht halten. Da sind die Kriegsschiffe. Wie kannst du so was glauben?"
Martinez antwortete nicht.
Pablo wiederholte nach einem langen Schweigen: „Wie kannst du so was glauben?"
„Wir haben ihnen nicht nachkommen können. Sie werden es bemerken. Tausend, zweitausend. Wer weiß, wieviel wir sind. Jeder einzelne Mann zählt. Einmal ist ein Haus zusammengestürzt. Ein Kind war dringeblieben. Zwei oder drei sind hineingegangen, um es zu retten, und sie sind auch dringeblieben. Aber dann sind andere hingegangen. Man mußte doch. Wenn es nicht so wäre in der Welt, was würde geschehen?"
Aber es war ein großes Schweigen in der Nacht, als wenn alle schliefen. Man hörte nur die Stimmen der Wachtmannschaften draußen auf dem kleinen Platz.
Pablo schüttelte den Kopf. „Sie werden nicht kommen", sagte er, „im Krieg ist es etwas anderes." Und er fügte laut hinzu: „Eine Zigarette . . . wer hat eine Zigarette?"
Largo kramte eine Zigarette hervor und reichte sie Bernardo.
„Gib sie Pablo", sagte er.
Der Wachtposten hatte angefangen, vor der Tür auf und ab zu gehen. Eins, zwei, drei, vier Schritte; dann machte er kehrt. Er hatte das Barett tief in die Stirn gezogen, ein bißchen schief, wie um sich ein kriegerisches Aussehen zu geben.
Pablo blickte um sich. José schlief immer noch. Auch viele andere lagen unbeweglich auf der Erde ausgestreckt. Aber die taten nur so, als schliefen sie. Vielleicht horchten sie auf den Widerhall der Schritte des Wachtpostens: eins, zwei, drei, vier; dann ein Stiefelknarren: dann wieder eins, zwei, drei vier.
„Warum läßt du ihn schlafen?" fragte er Bernardo. „Auch er wird an seine Sachen denken müssen."
Bernardos Gesicht mit seinem schwarzen Bart sah aus wie ein dunkles Loch. Ein schmales Loch, aus dem nur die Stirn und die Nase hervorragten.
„Woran soll er denken, José? Bei uns ist das was anderes. Gestern hat er mir eines seiner Gedichte aufgesagt: ‚José geht seinen Weg.' Wer weiß, welchen Weg. Vielleicht hätte er nicht mit uns kommen sollen. Man weiß nicht."

Der Schneider stieß ein heiseres Klagegeschrei aus, als hätte er physische Schmerzen. Neben ihm brummte man: „Was hat es für einen Sinn, zu heulen wie ein Weib? Er hat dir nicht mal ins Gesicht gesehen."
„Ihr könnt es bezeugen: ich bin ein anständiger Mann. Wenn ich nicht anständig wäre, wäre ich reich. Und dann die Familie. Es ist ja nicht nur meinetwegen, aber niemand ist allein auf der Welt. Mein Vater hat gesagt, als er im Sterben lag: ‚Du übernimmst die ganze Familie, denn du bist der beste meiner Söhne.' Und das alles soll nicht mitzählen? Man muß mich anhören. Der Herr Offizier muß mich anhören."
Der Wachtposten hatte haltgemacht, den Oberkörper leicht vorgeneigt, wie um besser zu sehen.
Die Luke über der Tür hatte eine dumpfblaue Farbe. Für einen Augenblick leuchtete sie im Licht eines Scheinwerfers hell auf. Draußen zogen Menschen vorbei. Es mußten viele sein. An die hundert Mann; vielleicht auch mehr. Der Scheinwerfer war jetzt unbeweglich in den Himmel gerichtet, ein schräger Lichtstreifen durchschnitt die Luke. Das Geräusch der Schritte entfernte sich in der Richtung hügelaufwärts. Man hatte zu schießen begonnen. In der Stadt, in den Vororten, wer weiß wo. Die Schüsse klangen abgerissen, wie aus einer andern Welt.
Die Tür tat sich auf, der Wachtposten wurde abgelöst. „Du hast Glück gehabt, daß du zuerst drangekommen bist. Ich hab nur zwei Stunden geschlafen."
Der andere tat ein paar Schritte hinaus, dann blieb er stehen und blickte die Straße hinauf, die sich um den Hügel hinzog. Er hatte die Schultern hochgezogen und hielt die Hände in den Taschen, als wären sie kalt.
„Tür zu!" schrie irgend jemand draußen.
„Tür zu." wiederholte der Soldat, der die Wache übernommen hatte. „Wie soll ich denn zumachen, wo ich doch hier bin." Er trug einen langen schwarzen Schnurrbart. „Wenn einer drin ist und von außen zumachen soll, wirds ihm nicht gelingen, er müßte sich höchstens verdoppeln wie der heilige Antonius."
„Wie spät ist es?" fragte Martinez.
„Drei Uhr", sagte der Soldat. „Ich bin um Mitternacht vom Dienst zurückgekommen. Jetzt habe ich bis um vier zu stehen."
Das Geräusch der Schritte, das vom Hügel herunterkam, war jetzt wie ein Rascheln, ein breites Rascheln, wie wenn der Wind Blätter durcheinanderwirbelt.
Der Offizier tauchte im Rechteck der Tür auf. Über seinen leuchtenden Gamaschen bildete der Körper eine undurchsichtig dunkle Masse. „Mit den Gefangenen wird nicht gesprochen", sagte er zu dem Wachtposten. „Verstanden? Mit den Gefangenen wird nicht gesprochen!" Er schloß die Türflügel.
Der Soldat sah sich im Innern um, wie um sich mit der neuen Umgebung vertrautzumachen. „Was macht bloß ein Wachtposten hier drin?" sagte er schließlich. „Sind die ganzen Leute draußen nicht genug? Ja, damit sich kei-

ner aufhängt. Das verstehe auch, wer da kann. Verdammt, verstehe es, wer kann!"
Nein, das Geräusch der Schritte war nicht mehr zu hören. Und dann schoß jetzt auch die Artillerie, und Echo antwortete auf die Schüsse.
„Wer weiß, wo sie sie hinschleppen", sagte Martinez. „Vielleicht um Schützengräben auszuheben. Nachts. Wenn es was anderes wäre... aber man kann keine zehn Schritt weit sehen, in der Nacht."
Largo hatte eine große Aktentasche in der Hand. Er hielt sie ins Licht der Laterne und blickte hinein, mit einem Auge, wobei er die Papiere unter dem Daumen durchgleiten ließ. Er zog ein Blatt heraus und faltete es auf. „Mietkontrakt" stand in großen unsicheren Buchstaben oben drauf. „Der Kontrakt für das Haus ist in Ordnung", sagte er zu Bernardo. „Er gilt noch zwei Jahre. Aber wenn der Kontrakt verloren geht, bleibt nichts übrig. Wenn dann mein Bruder nach Hause kommt, findet er das Haus nicht. Wenn ihm dagegen jemand den Kontrakt zustellen könnte, würde er Anspruch auf seine Rechte erheben. Die Miete ist für ein Jahr bezahlt. Hier stehts: ‚Das Netz und das vierrudrige Boot, eingetragen unter dem Namen Maria, wird als Bezahlung für ein Jahr Miete abgetreten.' Ein altes Boot. Das war ein gutes Geschäft. Den Largo hat noch niemand mit einem Vertrag reinlegen können! Da ist auch noch der Fischladen im Parterre. Der Ladenbesitzer ist ein alter Heuchler. Jetzt wird er sich an die Brust schlagen und schreien, es sei niemals ein Kontrakt abgeschlossen worden, und er wisse von nichts! Ach, wenn mein Bruder ihm den Kontrakt ins Gesicht hauen könnte..." Er hielt das Blatt in der Hand und schien nachzudenken.
„Ihn einem von den Unseren geben, ist ebensogut, wie ihn selber auf dem Leibe tragen", sagte Bernardo, „es kommt auf eins heraus."
„Ich weiß; aber wenn man ihn jemandem geben könnte...! Diese Kanaille wird denken, daß alle krepiert sind. Stattdessen, da, eines schönen Tages... man kann nie wissen. . ." Er faltete den Kontrakt zusammen und steckte ihn in die Außentasche seiner Jacke, wie um ihn schnell bei der Hand zu haben. „Man kann nie wissen", wiederholte er, „und mein Bruder wird verstehen, daß ich an ihn gedacht habe." Er neigte sich zur Seite, den Kopf auf die Hand gestützt. Er sah im Schatten den Oberkörper Pablos langsam hin und her schwanken. Dann streckte der Oberkörper sich aus.
Nun blickten Largo und Pablo einander hinter Bernardos Rücken an. „Sie lassen uns nicht sprechen", sagte Pablo. „Wenn sie uns sagen ließen, was wir zu sagen haben, wäre es etwas anderes. Das kann ich nicht verstehen: warum lassen sie uns nicht reden?" In seiner Stimme lag ein leichtes Zittern, als wenn ihm kalt sei.
„Es ist eine Aktion im Gange", sagte Martinez. „Sie schießen nicht zum Vergnügen. Sie wissen, daß wir hier sind. Sie werden gezählt haben. Und dann hat sich doch Vicente Merida aus dem Staube gemacht und wird es ihnen gesagt haben. Es gibt eine Hoffnung, weil Vicente Merida jetzt bei den Unsern ist." Er hielt den Blick noch immer auf die Decke gerichtet. Im Lichtkreis der Lampe saßen unbeweglich so viele Fliegen. Beim Morgengrauen

würden sie wegfliegen, sie würden sich auf dem Asphaltpflaster zerstreuen. Die Straße ging zwischen den Oliven hinauf. Von oben konnte man den Hafen sehen. Von da oben wurden immer die Ansichten der Stadt photographiert. Vor nicht langer Zeit hatte er seinem Vetter in Frankreich eine Ansichtspostkarte geschickt. An dem Kran hatte er ein Kreuz gemacht: „Wo das Kreuz ist, arbeite ich", hatte er geschrieben. Jetzt saßen an der Decke unbeweglich so viele Fliegen. Sie saßen still, als warteten sie auf etwas. Es mochte halb vier sein, wer weiß. . .

Largo unterhielt sich mit Pablo im Flüsterton, als sagte er ein Gebet her. „Das wäre eine Sache, wenn sie von mir eine halbe Million verlangen würden", sagte er. „Wo sollte ich sie hernehmen? Aber niemand wird sie von mir verlangen, weil man weiß, daß ein Seemann nicht reich sein kann. Aber was können sie von dir fordern? Wir haben alle unseren Weg . . ."

„Wie in dem Gedicht von José", unterbrach ihn Bernardo. „José geht seinen Weg.' Jetzt schläft er. Er ist sehr müde."

José schlief ruhig. Kinn und Stirn lagen im Schein der Lampe, und der Schatten schien ihm einen Kragen auf das weiße Hemd zu legen.

Largo hielt Pablo noch eine Zigarette hin und zog auch für sich eine heraus. Dann fuhr er fort, mit gedrückter Stimme: „Wenn sie die Anführer suchen, so ist das ein Zeichen, daß sie mit uns. . . tja; wir sind keine Führer, höchstens Miguel. Jeder gibt, so viel er kann. Um ein Führer zu sein, muß man studiert haben. Allerdings, Vicente Merida ist ein Tischler. . ." Er schwieg eine Weile, als dächte er nach; schließlich fuhr er fort: „Man kann Führer sein, auch wenn man nicht studiert hat. Aber was gelernt haben muß man doch. Man muß alles wissen, was die Leute, die nicht zu sprechen verstehen, im Kopf haben, und muß es sagen. Vicente kann das. Auch Jesus war Tischler. Die Priester erzählen Geschichten. Aber ich hab mich niemals drankriegen lassen. Niemand kann sagen, daß er Largo drangekriegt hat. . . Wenn es mir nicht gelingt, meinem Bruder den Kontrakt zukommen zu lassen, wird diese Kanaille denken, daß ich ein Idiot bin, aber daran bin ich nicht schuld . . . Jesus war Tischler wie Vicente Merida. Ein Reicher kann auch die andern reich machen, wenn er will. Was kann ein Armer machen? Jeder gibt, so viel er hat. Jesus war arm. Er konnte nicht mehr geben." Es war wirklich, als wenn er betete. Wer weiß, warum er nicht lauter sprach.

Pablo wandte den Kopf nach der andern Seite. Niemand schlief richtig. Und Largo wußte, daß sie nur so taten, aber er sprach dennoch leise. José, ja, der schlief. Nur er. Pablo schob sein Knie an Josés Hüfte und drückte zwei-, dreimal.

Der Junge öffnete die Augen.

„Du schläfst schon lange", sagte Pablo. „Ich wollte dich um was zu rauchen bitten, aber du hast geschlafen. Die Zigarette hier hat Largo mir gegeben."

José fuhr mit der einen Hand in die Tasche, wo das Taschentuch und der Schlüssel lagen, dann in die Hosentasche.

„Wenn es Tag wird, wird sich jemand finden, der Tabak kaufen geht. . . Sie schießen. Sie sind erbost."

Die Dose war in der andern Jackentasche auf der linken Seite. José nahm eine Fingerspitze voll Tabak und ein paar Blatt Papier. „Schläfst du nicht . . .? Tja, so auf dem harten Boden . . . Da, nimm. Das gibt fünf oder sechs Zigaretten. Wer weiß, wie lange sie uns hier behalten werden."

„Bis morgen", sagte Bernardo. „Ich denke auch bis morgen; dann werden sie uns ins Innere schicken. So ist es üblich im Kriege: die Gefangenen schickt man ins Innere."

José richtete sich auf; er streckte die Arme aus, wie um sich zu dehnen. „Ich habe lange geschlafen. Sie hätten auch ein bißchen Stroh hinlegen können. Auch dem Vieh gibt man welches."

Der Wachtsoldat hatte sich die Jacke aufgeknöpft. Auf seinem Bauch leuchtete die Blechschnalle des Gürtels. Von Zeit zu Zeit wischte er mit dem Taschentuch über den Nacken und über die Stirn. „Unbegreiflich, warum sie die Tür nicht offen lassen. Hab ich recht? Die geben eben nur Befehle, um sie zu geben. Alles Leute, die nicht wissen, was sie wollen. Sie haben angefangen zu feuern. Ich frag bloß, wozu. So, als wenn ich einen Beutel voll Geld nehmen und ihn ins Meer werfen würde. Hab ich recht?"

Er schien auf eine Antwort zu warten. Aber die Leute drinnen lagen entweder oder saßen und hörten dann nicht zu und sprachen hin und wieder mit leiser Stimme, wie vor sich hin.

„Hab ich recht? Judas hat das Geld gewollt und hat es weggeschmissen. Aber wir sind doch keine Judasse. Und warum steckt man dann die Stadt an?" In der Luke über der Tür war der Himmel jetzt leicht gerötet. Ein Maschinengewehr ratterte ganz in der Nähe.

„Was machen sie? Was haben sie vor?" fragte Pablo.

Es schien, als kämen Schreie herüber, von oben her, vom Hügel. Aber es war nicht genau zu hören, ob es so war.

„Wenn ich was zu sagen hätte", sagte der Posten, „würde ich es anders machen. Ich würde euch so sagen: ‚Ihr habt geirrt und euer Irrtum ist sehr groß. Aber wir haben alle die Milch einer Mutter getrunken. Also geht ihr ins Innere und arbeitet für die, die für den Ruhm Gottes und der Nation kämpfen. Wenn jemand tot ist, nützt er niemandem mehr etwas. Hab ich recht? Dann, wenn alles zu Ende ist, käme die Verzeihung. Mit der Zeit würden alle gottesfürchtig werden und die Wahrheit begreifen. Und alle würden Brüder sein. Hab ich recht?" Er hatte das Gewehr unter den Arm genommen und fächelte sich mit dem Taschentuch Luft zu. „Ich bin ein Hufschmied, falls ihrs nicht wissen solltet. Und ich kenne sie gut, alle diese Herrchen, die nur so zum Vergnügen spazierenreiten. Jetzt sind sie alle Offiziere. Und ich kenne sie besser, als ich euch kenne. Von euch sieht man von hier aus nicht einmal die Gesichter. ‚Mit den Gefangenen wird nicht gesprochen!'— als wenn man keinen Mund hätte, und als wenn wir nicht alle Menschen wären." Er ging auf und ab. Einmal zog er die Uhr aus der Tasche.

„Wie spät ist es?" fragte ein Gefangener.

„In zwanzig Minuten werde ich abgelöst. Es ist keine große Sache, eine

Stunde Wache stehen, aber so wie ich dran bin, verliert man die ganze Nacht. Der andere hat Glück gehabt. Auch im Krieg gehts wie überall: der eine hat Glück, der andere Unglück. Daran läßt sich nun mal nichts ändern."
Im Hintergrunde ließ sich eine Stimme vernehmen: „Ich war auf der Straße", sagte der Schneider, „ich hab nichts getan, aber niemand will mich anhören. Ich bin hinausgegangen, um nachzusehen, was los ist. Sagen Sie es doch dem Herrn Offizier! Es ist doch nicht möglich, daß ein Mann, der nichts getan hat, ein gottesfürchtiger Mann. . .?"
Man schrie in der Nähe des Schneiders und seine Stimme war nicht mehr zu hören.
„Ruhe. Ich bitt euch, haltet Ruhe! Ich trag die Verantwortung. Bisher ist alles gut gegangen. Man muß sich persönlich an den Herrn Offizier wenden. Was kann ich als Soldat da machen? Jeder soll sich um seinen Dreck kümmern, hab ich recht? Das Geschrei hat keinen Zweck. Ich hab gesagt, was ich machen würde, wenn ich zu befehlen hätte. Ich hab immer gesagt, was ich denke. So handelt jeder anständige Mensch. Hab ich recht?"
Das Maschinengewehr auf dem Hügel schoß nicht mehr. Jetzt feuerten sie auf die Straße nach Almeria, aber weit, sehr weit und die Schüsse verhallten ohne Echo.
„Wie spät ist es?" wiederholte die Stimme von vorhin.
„Zwanzig vor vier", sagte eine andere.
„Ja, bald wird er abgelöst, der da."
Und Miguel richtete sich auf den Ellbogen auf, um den Soldaten zu sehen. „Was hast du davon, daß du den Wachthund machst?" sagte er zu ihm. „Du bist ein armer Teufel wie wir."
„Was sind das für Reden? Bisher ist alles gut gegangen. Jeder hat seine Ideen. Nur die Leute, die zu befehlen haben, hätte man besser wählen sollen. Das ist alles, was ich gesagt habe." Und der Posten begann wieder auf und ab zu wandern, mit rhythmischen Schritten: eins, zwei, drei, vier . . .
„Was ekelhaft ist, ist die Warterei", sagte Gutieres zu Miguel. „Und alles hier. Man macht sich einen Gedanken, wartet und dreht sich wieder um . . . Als sie die Tür aufmachten, zum erstenmal, dachte ich, alles sei zu Ende, und wollte schon aufstehen. Aber die Tür ging wieder zu, und mir fiel ein, wie ich mir im vergangenen Jahr im Februar ein paar neue Lackstiefel gekauft hatte. Ist das nicht dumm? Und als du mit dem da gesprochen hast, dachte ich plötzlich daran, wie einmal eine Katze gefaucht hatte: ich war damals noch klein, hatte Angst und war aufs Bett gesprungen. Dumm ist das. Aber immer muß man wieder von vorn anfangen." Seine hageren, nervösen Finger wühlten in den Haaren herum. Er trug einen himmelblauen Sweater und seine Schulter war mit Schlamm beschmutzt.
In der Luke über der Tür wurde der Himmel hell, und die Sterne hatten sich aufgelöst. Niemand sprach. Der Wachtposten war von neuem stehengeblieben; dann näherte er sich der Öffnung zwischen den Türflügeln. Durch die Luke bildete der Himmel einen hellen Fleck auf der Wand; und ein grauer Nebel flatterte durch die Luft.

„Es ist nicht recht, alles zu verbrennen. Darin bin ich mit euch einverstanden. Es ist nicht recht. Aber man muß es entschuldigen, denn die Kriege sind einmal so. Verdammt, wenn jemand sich sein ganzes Leben lang an eine Beleidigung erinnern würde, was würde da aus der Welt? Jetzt ist Krieg, aber dann, ei, verdammt, wird alles vergessen werden. Hab ich recht?"
So unter dem Strich der erleuchteten Luke mit der aschgrauen Luft schien es ihm, als sei der Schuppen länger geworden. Und als seien die Gefangenen weiter entfernt. Einige lagen am Boden; andere saßen. Im Hintergrund stand einer aufrecht. Wer weiß, was er machte. Vielleicht sprach er mit anderen. Wirklich hörte man eine Stimme, vielleicht die seine: „ ‚Ich hatte es in der Tasche', hab ich gesagt: ‚ich hatte es bestimmt in der Tasche. Aber ich muß es verloren haben.' "
Der Wachtposten stimmte zu: „Das kommt immer vor, daß man was verliert im Gedränge. Ich hatte hier in der kleinen Tasche ein Medaillon. Nichts besonders: ein Medaillon aus Zinn, aber es war eine Erinnerung." Dann schob er die Tür auf. Auf dem kleinen Platz waren viele Leute. Dicke Funken flogen über den Himmel. „Alles ist gut gegangen", sagte der Wachtposten. „Jetzt sind alle sehr gottesfürchtig. Nur einer, da hinten, hat was verloren, aber das kommt immer mal vor im Gedränge."
Ein Marokkaner nahm seinen Posten ein. Ein langer, sehr langer Kerl; das dunkle Gesicht war verschlossen und unbeweglich.
Der Offizier näherte sich der Tür. „Wird nicht zugemacht hier?" sagte er laut.
Ein anderer Offizier trat langsam neben ihn. Er trug eine Brille. Die Hosen hingen ihm zerdrückt auf die Stiefel. Er schien etwas sagen zu wollen, aber er wandte sich der Stadt zu.
„Macht die Tür da zu", schrie der andere Offizier.
Die Flügel schlossen sich mit dumpfem Widerhall.
Und wieder verschwand an der Wand im Hintergrund die Figur der Frau mit den Haaren im Wind.
Pablos Blick glitt über das Plakat gegenüber. Er betrachtete die Aufschrift, ohne sie zu lesen. Dann ging sein Blick weiter. Das dunkle Gesicht des Marokkaners schien sich im Dunkel aufzulösen. Pablo fühlte an seinem Schenkel die warme Schulter Josés. Dann sah er, wie dieser die Hand ausstreckte.
„Die Meinigen sind schon vor zwei Tagen weggezogen. Sie haben mir den Schlüssel gelassen", sagte er. „Aber wer weiß, was mit dem Hause geschieht. Sie brennen alles nieder."
Pablo beugte sich über ihn. „Du hast geschlafen", sagte er. „Ich habe dich mit dem Knie geweckt. Ich wollte dich eigentlich nicht um was zu rauchen bitten, denn ich hatte eine Zigarette ... Alle müssen jetzt an irgend etwas denken, später ist keine Zeit mehr dazu. Aber jetzt tuts mir leid."
„Was kann geschehen?"
Pablo antwortete nicht. Da wandte José sich an Bernardo: „Was kann geschehen, he, Bernardo?"

„Das kann man nicht wissen. Die andern, die da unten in der Kirche waren, sind den Hügel hinaufgegangen. Vielleicht hat man sie dorthin geschickt, um Schützengräben auszuheben ... Hast du Angst, José?"
Das Gesicht des Jungen war sehr ernst. „Angst?" sagte er nach einem kurzen Schweigen. „Was können sie mit uns machen? Heute sind wir die Gefangenen, morgen können sie es sein. So war es auch im andern Krieg. Es ist aber nicht recht, uns zum Ausheben von Schützengräben zu verwenden."
Bernardos großer Kopf nickte ein paarmal hintereinander. „Das stimmt, José, es ist nicht recht ... Wie alt bist du, José?"
„Beinahe achtzehn; es fehlen zwei Monate."
„Ja, richtig, mein Sohn kam gerade an dem Tage deiner Geburt aus Amerika zurück. Ich war mit ihm gekommen, um deine Mutter aufzusuchen. Ich entsinne mich, als wäre es gestern gewesen. Alles war gut gegangen. Wer konnte denken, daß deine Mutter am nächsten Tage ... Aber ich habe schon recht, wenn ich sage: wenn das Leben vom Arzt abhängt, dann ist es gut, sein Testament zu machen ... Sie war sehr gebildet. Sie schrieb Briefe für alle. Die Söhne sind immer mehr der Mutter ähnlich. Deswegen schreibst wahrscheinlich auch du ... Mein Sohn ist anders. Ich hab ihm ausrichten lassen: ‚Jetzt muß man kämpfen. Ein starker und entschlossener Mann kann jetzt viel tun.' Er hat mir mit einem Brief geantwortet, der nicht ja und nicht nein sagt. Das will nichts bedeuten — er ist und bleibt mein Sohn."
José hörte in tiefem Ernst zu. „Das ist wahr", sagte er; „ein Sohn ist immer ein Sohn."
Bernardo fuhr mit der Hand in den Bart und kratzte sich das Kinn. „Ja ... ja ..." Er schien nach Worten zu suchen. „Was ich dir noch sagen wollte ... aber du hast geschlafen. Ich hätte es dir später gesagt. Pablo hätte dich nicht wecken sollen. Ich wollte dir folgendes sagen: du bist mit uns gekommen; mein Sohn sagt nicht ja und nicht nein. Aber du bist ein Sohn und schlägst der Mutter nach. Deine Mutter, die Arme, war ganz gebeugt wie ein Stengel, wenn die Blume oben vertrocknet ist. Aber schließlich bin ich es gewesen, der dich gerufen hat, neulich in der Nacht. Das weiß man doch. Aber gestern hast du mir dein Gedicht vorgelesen: ‚José geht seinen Weg.' Es ist sehr schön. Meine Frau wollte immer an allem sparen. Eine Ameise. Und es ist verständlich, daß mein Sohn daran denkt, zurückzukehren, um eine Schänke aufzumachen. Aber im Gedicht ist die Rede von José, der einen Weg geht, auf dem niemand ist. Mit achtzehn Jahren, sage ich, ist man noch kein Mann, auch wenn man gebildet ist. Man hätte José freilassen sollen. Dein Herz, Bernardo, ist mit dem armen Volk, aber das von José hat den Schlag des Meeres. Das ist alles so schwer zu verstehen."
Bernardo hatte mit leiser Stimme gesprochen, als wenn er sich bemühte, José nicht aufzuwecken. Dann wandte er sich brüsk um. „Alles das hat keinen Sinn", brummte er. „Wenn er um der Mutter willen bei uns war, ist es klar; die Mutter ist mehr wert als ein Gedicht."
Mazas hob mit den Händen seinen rechten nackten Fuß auf das linke Knie. „Jetzt tut er weh", sagte er zu Largo. „Er tut schrecklich weh. Vier oder

fünf Stunden lang hat er mich doch in Ruhe gelassen. Er ist angeschwollen. Ich kann den Schuh nicht mehr draufkriegen."
Miguel hatte die Stimme erhoben. Wer weiß, mit wem er sprach. Martinez horchte hin, aber er konnte nichts verstehen. Er erinnerte sich daran, wie Miguel aus einem Fenster des Rathauses heruntergesprochen hatte. Dann hatten alle angefangen zu singen. Jetzt schien er zu träumen.
Sie beschossen weiter die Straße vom Meer aus. Auch unten am Fuß des Hügels stand eine Kanone. Sie gab einen metallischen Klang, verschieden von dem Klang der anderen Kanonen. Eins ... zwei ... drei ... vier ... fünf Schüsse. Auf jeden Schuß folgte ein langes Schweigen. Der Marokkaner blieb unbeweglich, wie wenn er einer anderen Welt angehörte. Pablo kämpfte gegen die Angst an, und in der anderen Ecke hatte Sachez den Kopf voller Gedanken, weil er drei Söhne hatte und ihnen nichts sagen konnte. Es war wie damals, wo sie in der Grube eingeschlossen waren. Auch damals hatte Sachez nicht den Mund geöffnet, denn der Stollen konnte jeden Augenblick einstürzen. Er konnte sich nicht von den Dingen trennen, die oben auf der Erde zurückgeblieben waren.
„Wenn die Unsern zur Zeit ankommen, wird Miguel vorwärtskommen und ein großer Mann werden", sagte Martinez.
Aber niemand hatte ihn gehört. Jetzt sprach Pablo. „Man kann nicht wissen, was mit uns geschehen wird, José", sagte er. „Martinez findet alles leicht und glaubt, daß die Unsern ankommen werden. Sie können aber nicht am gleichen Tage, wo sie weggegangen sind, zurückkommen. Ich hab gehört, wie die, die unten in der Kirche waren, den Hügel hinaufgegangen sind. Und dann hab ich Schreien gehört. Man weiß nichts, sag ich dir."
Bernardos Kopf tauchte hinter Josés Schulter auf. „Es ist nicht wahr, daß sie geschrien haben. Niemand hat den Mund aufgemacht. Warum sagst du sowas?"
Pablo schwieg ein wenig; dann sagte er mit halber Stimme: „Sie können uns wegschicken, um Schützengräben auszuheben. Ich habe ja nicht gesagt, daß es nicht so ist. Ich sprach von Martinez, der an den Gegenangriff glaubt. Was habe ich denn Schlimmes gesagt?"
Aber jetzt war José wach. Pablo fühlte seinen fragenden Blick. Zuerst war es, als schliefe man noch. Jetzt war drinnen alles lebendig bis auf den Schwarzen. Ihre Herzen schlugen alle zusammen. Pablo stützte die Handfläche auf den Boden: der Stein war lau, weil die Körper warm waren. Draußen in der Richtung auf Almeria waren die Genossen, die sich zurückgezogen hatten und Rachela, die blonde Haare hatte wie die Frau, die an der Wand auftauchte, wenn die Tür aufging. Aber die waren jetzt zu weit weg. Josés Augen waren auf das Licht gerichtet, das an der Decke lag.
„Ist es nicht dumm, he, José, dir solche Fragen zu stellen, wie ich es tue?" fragte Bernardo. „Es ist doch klar: wenn du deinen Weg gehen wolltest und ihn nicht gegangen bist, so, weil ich hier bin, ein alter Freund von dir. Nur — die Söhne schlagen der Mutter nach. Ich bin an vielem schuld, aber wenn ich eine Tochter gehabt hätte, wäre ich zufrieden gewesen."

Draußen gingen Leute vorbei. Im Gleichschritt. Auch der Marokkaner warf einen schnellen Blick nach der Tür.
„Der Schneider hat recht", sagte Pablo, „man müßte ihn anhören, einen Mann, bevor man ihn verurteilt. Statt dessen hört niemand ihn an. Und man kann keine Erkundigungen einziehen."
„Was würdest du denn sagen?" fragte Sachez, sein langes Schweigen aufgebend.
„Was ich sagen würde? Unsere Gründe. ‚Ihr verurteilt uns, ohne uns zu kennen. Niemand von euch kennt uns. Ihr seid eine Sache, wir eine andere.' "
Auch der Schneider hatte zugehört. „Für euch stimmt das alles", sagte er. „Die Disziplin geht allem andern vor. Aber ich war auf der Straße; ich war nur einen Augenblick hinausgetreten. Ich hatte zu den Gesellen gesagt: ‚Wenn nicht wieder Ordnung wird, gehen wir alle drauf.' Ihr könnt es bezeugen: Ich gehöre nicht zu euch. Ich kenne euch nicht. Man hat mich hier hereingestoßen. Ich habe geschrien." Er sprang auf, als hätte der Klang seiner Stimme ihm Mut eingeflößt; er ging auf die Tür zu. „Sie können es dem Herrn Offizier sagen! Auch Sie sind ein Mensch und werden nicht erlauben, daß ein Unschuldiger verurteilt wird. Sie brauchen nur zu sagen: ‚Hier ist ein gottesfürchtiger Mann, der die Leute, die mit ihm sind, nie gekannt hat.' " Er hatte sich, über die am Boden ausgestreckten Körper springend, dem Marokkaner genähert. „Ich bin Fernandez, der Schneider. Sie können sich erkundigen. Jedermann weiß, wer Fernandez, der Schneider, ist . . ."
Der Marokkaner brummte etwas; er gab dem Schneider mit der Gewehrmündung ein Zeichen, stehenzubleiben.
„Er versteht dich nicht", sagte einer, „siehst du denn nicht, daß er dich nicht versteht?"
Aber Fernandez versuchte es noch einmal: „Es ist nicht möglich, daß ein Mensch kein Ohr für einen andern Menschen hat. Sie brauchen ihnen doch nur zu sagen: ‚Das hier ist Fernandez, der Schneider . . . !' "
Der Marokkaner gab ihm noch einmal ein Zeichen, stehenzubleiben. Er brummte etwas zwischen den Zähnen.
„Hör doch auf!" schrie jemand. „Wir müssen an unsere Angelegenheiten denken."
Der Schneider blickte sich um. „Das kann doch alles nicht wahr sein", sagte er dumpf. „Ist es möglich, daß man einen Menschen umbringt, ohne ihn den Mund auftun zu lassen?"
Der Wind wehte jetzt heftig und der Strohhut rollte die Mole entlang. Er machte einen Augenblick halt; die Hand näherte sich dem Hut; er machte einen Sprung und rollte weiter. Dann war der Hut zwischen zwei kleinen Kinderhänden. Auf dem Band glänzte ein goldner Stern und am Himmel stand ein großes weißes Segel. „Dolores" war irgendwo geschrieben, vielleicht auf dem Vorderteil des Schiffes.
Jetzt erklang wieder die Stimme des Schneiders: „Wie ist es möglich, daß man jemanden sterben läßt, den man nicht kennt? Wie ist es möglich?"

Da war ein Nelkenstrauch in einem irdenen Topf. Zwei Hände hielten ihn fest. Aber es waren Männerhände. „Morgen machen wir den Ausflug, aber niemand darf uns sehen. Mein Vater, der möchte gern, daß ich einen Fürsten heirate." Nein, dieses „Dolores" stand nicht auf dem Vorderteil des Schiffes, denn das Holz war glatt wie ein Täfelchen, wie man sie in der Schule gebraucht. Und eine Harmonika spielte gottweißwo. „Einen Krug Wein, und laß dir herausgeben." Und die andern sangen im Chor: „Kapitän, Leutenant — Kapitän, Leutenant — nimm dein Mädel bei der Hand!" Der Krug war aus der Hand gefallen, gleich neben der Schänke. So viele kleine Scherben, die im Licht der Laterne wie Sterne leuchteten. „Diese Krabben rennen immer und sehen nicht, wo sie die Füße hinsetzen. . ."

Aber jetzt sprach wieder der Schneider: „Ins Gefängnis stecken, das versteh ich, auch wenn es ungerecht ist. Aber den Unschuldigen umbringen . . ." Den Unschuldigen . . .? Den Unschuldigen . . ? „Da krähte der Hahn zum erstenmal." Der Priester hob drohend den Finger und seine Augen funkelten. „Da krähte der Hahn zum andernmal." Jetzt war die Stimme voller Schrecken. Und Furcht stieg auf, vielleicht wegen dieses Fingers, vielleicht wegen des Hahnenschreies und vielleicht auch wegen des großen, schwarzen Holzkruzifixes an der weißen Wand. Aber da waren drei Kornähren auf einem Hufeisen. Die Wand jedoch war himmelblau geworden, und über dem Fenster hatte die Feuchtigkeit einen großen Fleck entstehen lassen. „Man schläft besser in einer Baracke. Hier kriegt man nur Moos auf die Haut."

Aber die Ähren waren vor dem Hahnenschrei. Vielleicht zwei Jahre früher. Der Schneider fuhr fort: „Die Menschen haben kein Herz. Was wollen sie mit mir machen?"

Das Haus hatte zwei Stockwerke, mit grünen Vorhängen. Die Frau im Nachbargarten ging schaukelnd auf und ab, und ihre Bluse war in der Höhe der Brüste grau geworden. Man konnte, ein wenig, die Brüste sehen, wenn sie sich nach dem Eimer bückte . . . „Mein Vetter hat Samtaugen . . ." Zuerst war nicht zu erkennen, wessen Stimme das war, aber dann tauchte Teresa mit den Ohrringen auf der Schulter auf: „Morgen gehen wir aufs Land."

Aber dieser Name „Dolores" — woher stammte der? Es gab so viele Frauen dieses Namens. Auch die Großmutter hieß so. Sie trommelte mit den dürren Fingern auf dem Tisch: „Und der Räuber ist weg und der Reiter hinter ihm her." Wenn sie dann beide im Walde ankamen, waren die Finger ruhig. . .

Der Marokkaner sah, so auf drei Schritt Entfernung betrachtet, wie er aufrecht dastand, groß aus wie eine Zypresse. Und das Licht, das durch die Luke hereinfiel, bildete an der Decke einen Fleck wie die Lampions auf den Wänden in der Nacht. Nur daß der Fleck rötlich war, wie die Laternen im Orient über den Türen der Häuser, wo die Freudenmädchen waren. Der Portier trug einen großen Strohhut, als schiene die Sonne: „Entrez, Monsieur. . . Femmes beaucoup jolies." Das Mädchen nagte an einem Fingernagel, in der Ecke des Sofas. Mit den Augen schien sie zu sagen: „Wir werden

zusammen schlafen, aber du mußt Rücksicht auf mich nehmen, denn auch ich bin eine Frau." Und hier auf dem Korridor, auf den Täfelchen an den Türflügeln so viele Namen: „Olga, Fifi, Dolores . . ."
Da war es: „Dolores!" Hier war es gewesen. Ein glattes, weißgestrichenes Täfelchen. Das magere Weib mit einer Narbe auf der Lippe erklärte: „Ich Italienerin . . .! Wir wechseln Namen. Dolores sehr schön. Hat auch italienische Bedeutung." Der Mann am Ausgang hielt den Strohhut hin: „Pourboir, monsieur." Draußen ein roter Lichtkreis. Jetzt bewegte sich in diesem Lichtkreis der Marokkaner. Aber man würde verlöschen. Man würde verlöschen. Und dann?
Guitieres stützte sich auf den Ellbogen. „Dieser verfluchte Schneider", brummte er. „Er spricht und alles kommt einem in Erinnerung. Als ob man alles drinnen im Kopfe hätte, man braucht nur zu schütteln und alles kommt durcheinander. Ist es nicht dumm, Miguel, das alles? Ich hab einmal einen Namen auf einem Täfelchen gesehen und erinnerte mich nicht, wo. Und der Name blieb mir immer vor den Augen. Wenn man in diesem Augenblick die Tür aufgemacht hätte, hätte ich angefangen zu schreien wie der Schneider. Ist das nicht alles dumm, Miguel?"
Aber Miguel konnte nicht begreifen. Miguel mußte sagen: „Diese Leute möchten, daß es alle so machten wie der Schneider. Sie würden uns sowieso umbringen, aber sie möchten, daß mans macht wie er. Auch mir gehen allerhand Dinge im Kopf herum. Aber ich werde nicht schreien."
Guitieres schwieg lange, dann fragte er: „Woran denkst du, Miguel?"
Miguel drehte sich um. „Woran ich denke? Du fragst, woran ich denke? Daß voriges Jahr alles ruhig war: man konnte nicht ahnen, was geschehen würde."
Auch er befand sich in dem Lichtschein, beinahe zu Füßen des Marokkaners. Er hatte dünnes Haar, seine Wangen waren fett und weich.
„Hast du keine Angst?" fragte Guitieres seufzend.
Miguels Blick verlor sich in der dunklen Ecke.
Da: wieder öffnet man die Tür; und das helle Licht des Himmels breitete sich mit feingeschnittenen Rändern bis an die Wand im Hintergrund aus.
Es waren fünf oder sechs Marokkaner und der Offizier mit der Brille. Er beugte sich vor, um ins Innere zu blicken und sagte dann ohne sich zu bewegen: „Los, aufstehen!"
Die Marokkaner traten vor. „Aufstehen, aufstehen!" schrie einer. „Sofort aufstehen!" Eine lange Rolle Strick hing an seinem Arm. „Aufstehen. . . Alle nach hinten! Alle nach hinten gehen . . .!"
Mazas ging hinkend. Der Fuß war geschwollen. Jemand stieß ihn aus Versehen an und er schrie auf.
„Schreit nicht", sagte der Offizier und blickte die Marokkaner einer nach dem andern an. „Ihr sollt nicht schreien. Ich bitte die Herren, nicht zu schreien. Jetzt sollt ihr nicht schreien. Jetzt dürft ihr nicht schreien." Und mit einer Handbewegung forderte er sie auf, still zu sein. Dann blickte er nach dem kleinen Platz hinüber. Er war voll von Soldaten. „Jetzt dürft ihr nicht schreien", wiederholte er.

Man band sie immer zu zweit an den Armen aneinander und ließ zwischen den einzelnen Paaren immer ein Stück Strick hängen.
Der Schneider machte ein paar Schritte auf die Tür zu, aber der Marokkaner stieß ihn brutal zurück. „Stillstehen. Verstanden? Stillstehen!"
Der Schneider sagte nichts. Er blickte sich um, und es sah aus, als erschiene ihm plötzlich alles neu und unverständlich.
Immer, wenn ein Paar zusammengebunden war, ließ man es vortreten. Der Strick wickelte sich ab wie von einer großen Winde.
Mazas ließ den Schuh zu Boden fallen und hielt den Arm hin. Einen fetten, mit Haaren bedeckten Arm.
„Los... vorwärts...!"
Die Spitze der Reihe erreichte die Tür, dann wand sie sich aufwärts. Draußen wurde laut in einer fremden Sprache gesprochen. Der Wind trieb Funken nach dem Meere zu. Ein Maschinengewehr bellte unvermittelt auf. Dann schwieg es. Das Echo verhallte, und aus dieser Richtung schien das Schweigen noch größer zu sein. Vor der Tür zogen runde rasierte Köpfe vorüber: breite Lastträgerschultern. Bernardo beugte sich vor, um hinauszublicken und der Wind fuhr durch seinen Bart. Der Offizier hob von Zeit zu Zeit automatisch die Hand, wie um die Leute aufzufordern, leise aufzutreten, so wenig wie möglich Lärm zu machen. Dann blickte er starr auf José.
„Er ist achtzehn Jahre alt", sagte Bernardo. „Er wollte seinen Weg gehen. Ich hab ihn mitgenommen."
Aber er mußte weitergehen.
Die Gefangenen standen jetzt an den Wänden entlang.
In dem leeren Raum schienen die Marokkaner zu beratschlagen. Dann wandte sich einer an den Offizier: „Was tun jetzt?"
„Jetzt sollen sie dort hinauf gehen. Da oben auf den Hügel. Dort hinauf."
Zwei Marokkaner faßten das Ende des Stricks, das an der Spitze der Reihe herunterhing. Die gemalte Frau an der Wand schien in der Luft zu schweben. Irgend jemand sang unten, unterhalb des Platzes. Zwei Reihen von Soldaten nahmen, mit ein paar Meter Abstand voneinander, die Gefangenen in die Mitte. Die Straße, die den Hügel hinaufführte, war breit und gut gepflastert. Der Offizier ging dicht an die Hecke gedrückt.
Pablo wandte sich an einen Soldaten: „Wir wissen nicht, was mit uns geschehen soll. Wie ist es möglich, daß man uns verurteilt hat, ohne unsere Gründe anzuhören?"
Der Soldat sagte irgend etwas in einer fremden Sprache und senkte den Blick.
Vor Pablo ging Mazas. Der nackte Fuß berührte die dunkle Straße, ohne ein Geräusch zu machen, und der Körper beugte sich jedesmal.
Der Wind blähte die Hemden, es war kalt. Ein großer Funken lief über den Himmel. Er glitt über die Kolonne weg, dann tanzte er springend den Hügel hinan.
Hinter der Krümmung stieg die Straße langsam zum Hafen hinab. Der Asphalt leuchtete im Lichte der Feuersbrunst: er sah aus wie gewaschen. Links

ging eine andere Straße geradeaus weiter bergauf. Die Gefangenen gingen nun Schulter an Schulter mit den Soldaten. Mazas hinkte jetzt stärker, und der Schneider jammerte am Ende der Reihe.
Die Blätter raschelten: wenn das Sausen des Windes länger anhielt, hörte man aus dem Tal herauf das Rauschen des Flusses.
Dann wandte sich die Straße zur Stadt zurück. Die Terrassen und die Dächer waren zu sehen. Eine Rauchwolke bedeckte die Lagerhäuser im Hafen.
Der Offizier näherte sich Miguel. Er sprach mit leiser Stimme, ohne ihn anzusehen: „Man hat euch verurteilt, und man glaubt, Miguel, daß mit eurem Tod alles zu Ende ist. Als wenn nicht die ganze Welt in diesem Augenblick auf uns blickt." Miguel schwieg.
Der Offizier machte halt, er wartete, bis der Soldat, der hinter ihm war, neben ihn kam. „Gleich, wenn du oben bist, wird dein Dienst aufhören", sagte er. Der Soldat schüttelte den Kopf, wie um zu verstehen zu geben, daß er nicht verstand. Da näherte sich der Offizier wieder Miguel. Sie gingen ein langes Stück Wegs schweigend nebeneinander her. „Ich werde dann da hinuntergehen", sagte endlich der Offizier. „Ich weiß nicht, was mit mir geschehen wird. Ich habe nichts gegen euch getan, aber man müßte Mut haben. Das ist meine Schuld. Ich weiß, daß die Welt in diesem Augenblick auf uns blickt."
Seine weiteren Worte wurden durch das Geräusch der Schüsse verschluckt. Ein bischen weiter wandte Miguel sich um und sah den Offizier langsam in etwa zwanzig Schritt Entfernung den Berg hinaufgehen. Da standen Olivenbäume. Ein Hund bellte hinter der Hecke: dann entfernte sich das Gebell nach dem Tal zu.
„Und der Hahn krähte zum drittenmal." Und der Finger drohte spitz als verkünde er das Ende der Welt.
„Wenn man sich verteidigen kann, dann ist es etwas anderes. Wenn einer sagen kann, was er denkt . . ."
Sachez gab sein Schweigen auf: „Sie wissen, daß wir recht haben, Pablo, und deshalb lassen sie uns nicht reden."
Er hatte seit Stunden nichts gesagt, wie damals, wo er in der Grube eingeschlossen war. Sein Arm war an den von Martinez gebunden. Ein warmer Arm. Der Daumennagel war inwendig schmutzig, ein schwarzer Strich. Und auch der bis an den Ellbogen nackte Arm hatte die Farbe der Erde beim Eingang zu einem neuen Stollen.
Sachez hatte alles gesagt. Martinez kannte ihn: jetzt würde er in seine Gedanken verschlossen bleiben. Aber er sagte: „Glaubst du nicht, daß die Unsern ankommen werden? Glaubst du es nicht, he, Sachez?"
„Sie werden ankommen. Nicht gleich. Aber sie werden kommen."
Man sah den kleinen Platz, wo die Garage lag. Zweihundert Meter Luftlinie. Am Giebel war eine Fahne aufgezogen. Auf dem Kamm des Hügels standen nur wenige Bäume. Die Kolonne machte einen Augenblick halt.
„Weitergehen . . ." Die beiden Marokkaner zogen an dem Strick. Die Soldaten blieben stehen. Mazas hüpfte auf einem Bein; um nicht zu fallen, hielt er sich an Largos Schulter fest.

Sie banden das eine Ende des Stricks an einen Baum.
Der Kopf des Offiziers tauchte hinter einem Busch auf.
Die Marokkaner, die der Kolonne folgten, gingen mit dem Maschinengewehr vor. Es waren ihrer vier. Sie nahmen in der Nähe des Buschs Aufstellung.
„Du wolltest deinen Weg gehen, José", sagte Bernardo.
In der Morgendämmerung schien die Feuersbrunst weniger groß, aber mehr ausgebreitet.
Der Blick des Offiziers suchte Miguel in der Reihe, dann blieb er weiter hinten haften, wo der Pinienhain war. Es war in dieser Richtung noch dunkel. Die Körper, die dort auf der Erde lagen, bildeten helle Flecken, wie vom Winde durcheinandergewehte Lumpen.
Der Lauf des Maschinengewehrs war auf die Stadt gerichtet, als stände es zufällig hier auf dem Abhang, zwei oder drei Meter unterhalb der Reihe. Sie hatten auch das andere Ende des Stricks an einen Baum gebunden.
„Was wird aus uns werden?" sagte der Schneider: aber diese Worte kamen tonlos aus seinem Mund, als wenn sie dringeblieben wären, tot. Er schien verständnislos dreinzublicken.
„Sein Mädel ist wie das Morgenrot. O Schiffsmann, o Schiffsmann!"
Es war ein Mann mit rasiertem Kopf, der da pfiff, ein Kugelkopf.
„Wenn du deine Mutter nicht gekannt hättest, José, glaub mir. . ."
José stand vier oder fünf Schritte entfernt. Er hob sich auf die Zehenspitzen. Und Bernardo winkte ihm einen Gruß zu mit der Hand.
„José!"
„Was werden sie tun, Bernardo —? Ach, wenn die Unsern nicht kommen. . ."
„Sie werden kommen", sagte Sachez. „Nicht gleich. Aber sie wer. . ."
Das Maschinengewehr stieß einen Schrei aus. Sie schossen auch vom andern Abhang des Hügels.
„Bernardo . . ."
Wo war er, Bernardo? Da war eine magere und gebückte Frau, die er früher nie gesehen hatte. Und ein Huhn, das ohne Kopf lief, und aus dem Hals spritzte Blut. Und ein großer Stern, der vom Himmel herunterrollte. Dann nichts mehr.
Die Geschosse machten ein Geräusch, als schlügen sie in weiche Erde ein. Dann wurde es wieder still.
Die Männer, die auf der andern Seite des Hügels verborgen gewesen waren, kamen heraufgelaufen. Einer trug ein Maschinengewehr auf der Schulter.
„Aus", sagte er. Der weiße Turban war mit kleinen Erdstückchen bespritzt. Der Mann fuhr sich mit dem Kolben über das mit Schweiß bedeckte Gesicht.
„Aus", wiederholte er.
Die äußersten Stadtviertel brannten und auch die am Hafen, aber die Stadt lag weit da und von oben konnte man sie nicht mit einem Blick übersehen. Malaga sah von dort oben aus wie eine Stadt ohne Ende.

Aus dem Italienischen von *Alfred Kurella*

Ludwig Anzengruber

1839-1889

Die drei großen österreichischen Dichter Ferdinand Raimund, Johann Nepomuk Nestroy und Ludwig Anzengruber gehören zur Weltliteratur, obwohl viele bessere Literaturgeschichten sie gar nicht oder höchstens in Fußnoten bringen. Alles Lustige erweckt die Unlust der Literaturfachleute. Scherz, Satire und Ironie sind ihnen immer ohne tiefere Bedeutung. Und wenn Autoren ihre Bühnenwerke gar Schwänke, Possen, Volksstücke oder Bauernkomödien nennen, sind sie durch die Gattung schon unten durch und werden kaum von oben her behandelt.
Ludwig Anzengruber war bewußter Realist. In seinem Nachlaß fanden sich „Beiträge zur Selbstbiographie", geschrieben 1871. Dort heißt es am Schluß:

„Ich verbrannte von meinen poetischen Erzeugnissen, was mir nicht des Aufhebens wert erschien, und das war viel. Und über der Asche gedachte ich Spinozas — Glasschleifen und tief im Herzen die Gedanken verschließen — tief im Herzen —
Da noch einmal, weil auch von allen Seiten der Realismus drängte, noch einmal fragte ich meine getreue Ratgeberin, meine Muse? — nein, meine Mutter: ‚Ich habe einen Stoff zu einem Volksstück, soll ich ihn schreiben? Vielleicht nimmt das Stück diesmal die Direktion und verbietet es die Zensur.' ‚Du hast soviel für die Tischlade geschrieben, wag's daraufhin wieder.'"
Ich wagte, und was dabei herauskam, weiß jeder, der den „Pfarrer von Kirchfeld" kennt. Im Leben sind die Ideale im Kampf wie die Fetzen hinweggeflogen. Nur eines blieb, eines: die Menschheit. Und als ich mich danach umsah: wie klein, ein Kind noch, trat sie mir entgegen, angefeindet von tausend Zwiespältigkeiten, die eine Idee. Und doch diese Menschheit, dieses zur Stunde bettelarme Kind, für sie streiten bis zur Stunde die edelsten Geister, und es ist doch eine schöne Idee in dem streitbaren Regiment zu stehen, dessen Tochter sie ist, und getroffen im Streit das verscheidende Haupt in ihren Schoß zu legen und zu sagen: behalte du mein Angedenken.
Keine Vergangenheit, keine Gegenwart — alles Zukunft!
Ja leider, alles Zukunft — Ihr wollt es selbst so!"

Dieser Kampf für die Menschheit, für „dieses zur Stunde bettelarme Kind", ist das Werk Ludwig Anzengrubers. Mit ihm wollte er die Zukunft beschleunigen. Daran helfen, der Menschheit ein menschheitswürdiges Leben zu schaffen. Seine dramatischen Arbeiten namentlich haben von Anfang an unmittelbar auf das Volk gewirkt. Die Massen empfanden sofort, daß hier ein Dichter zu ihnen spricht, der sich nicht über sie erhebt, der sie nicht erheben will, der ihre Erhebung will. Sie empfanden den Revolutionär in Anzen-

gruber. Trotzdem und gerade weil er nur ganz einfache Dinge des täglichen Lebens schreibt, ganz einfache Konflikte aus diesem täglichen Leben behandelt, und weil seine Menschen lebende Menschen ohne jede Spur und ohne jeden Versuch von Idealisierung sind. Für diese elementare Wirkung gibt es schon 1870 ein klassisches Zeugnis. Heinrich Laube, der Führer des „Jungen Deutschland", beginnt seine Besprechung über die Aufführung des Volksstücks „Der Pfarrer von Kirchfeld" so:

„Das ist ja eine gar merkwürdige Aufführung, die da allabendlich im Theater an der Wien stattfindet, die Aufführung des Volksstücks ‚Der Pfarrer von Kirchfeld'.
Ästhetisch merkwürdig und politisch merkwürdig. Ästhetisch, weil da feine, tiefliegende Gedankengänge und Charakterzüge dem Volksstück einverleibt werden, und weil neben unverarbeiteten Abstraktionen Szenen von blutvollem, echtem Talent zum Vorschein kommen. Durch diese talentvollen Szenen werden Übergänge ermöglicht, die kein Verstand der bloß Verständigen zu finden wüßte, und die eben nur dem kräftigen, populären Naturell erreichbar sind.
Politisch, weil hier die empfindlichsten mit der Religion zusammenhängenden Fragen eines Parlaments auf einmal schon in Fleisch und Blut vor dem großen Publikum schlankweg auftreten und von diesem Publikum mit einem Verständnis begleitet werden, daß man sich erstaunt umschaut, nach den oberen Galerien hinaufblickt. Man fragt sich: Sitzen denn da oben die alten, jetzt fast verschwundenen Habitués des Burg-Theaters, die die nur erst leise berührte Pointe jeder Szene auf der Stelle verstehen, und die ganze Szene schon, wie der Börsenmann sagt, eskomptieren, ehe sie noch enthüllt ist? Nein, es ist wirklich das sogenannte Volk, das da oben sitzt und sich so verständnisinnig wie rasch verstehend äußert ...
Zweierlei tritt einem da jählings vor Augen: zuerst, daß diese politisch-religiösen Fragen, oder richtiger diese politisch-kirchlichen Fragen im Volk nicht nur lebendig, sondern schon vollständig erwachsen sind. Wenigstens in diesem Volk auf diesen Galerien. Und zweitens, daß die oft gebrauchte Phrase von der Macht des Theaters keine bloße Phrase ist, und daß die Bühne eine unmittelbare Macht ausübt, wie sie selbst der Schrift kaum erreichbar sein mag.
Diese Macht der Bühne ist natürlich da am größten, wo ein Stück d i e G e g e n w a r t darstellt und Gedanken, Fragen und Wünsche der Gegenwart berührt, ja behandelt."

Dieses Erstaunen Laubes über das Verständnis des Volks, dieser Unglaube an die Massen ist leider noch immer in vielen westeuropäischen literarischen Kreisen vorhanden. Wer etwa noch in dem naiven Glauben leben sollte, daß der Faschismus eine neue Menschheitsordnung auch nur in der „Idee" bringen will, der höre zum Beispiel, was Anzengruber im „Pfarrer von Kirchfeld" den Gutsbesitzer Grafen Finsterberg zu seinem Revierjäger sagen läßt:

„Und zu all der schweren Verantwortung gehört auch, daß wir die Leute, die wie er sind, f ü h r e n zu ihrem eigenen Besten. Das ‚Obenhinauswollen' führt zu nichts, und vorgesorgt muß werden, daß ihr im alten guten Geleise bleibt. Denn er sieht, die göttliche Weltordnung bestand schon lange, länger als wir es denken können, und wird bestehen, solange es Menschen gibt. Wer sich dagegen auflehnt, dem wirds bald in seiner eignen Haut nicht wohl — warum? Er sieht, das Gebäude steht fest und ändern kann er's nicht, wie er auch daran rüttelt. Und wer die andern dazu verführt, den muß man wegrükken aus deren Gemeinschaft."

Ludwig Anzengruber stammt selbst aus einer Bauernfamilie, ohne sich deshalb wichtig zu tun; zu seiner Zeit beginnt nämlich schon die Mode mit der Verherrlichung und der Idealisierung der Bauern zum Zweck ihrer besseren Ausbeutung und Unterdrückung. Sehr aufschlußreich für die Tendenz und für das Schaffen Anzengrubers ist seine Nachbemerkung zu der meisterhaften Dorferzählung „Der Sternsteinhof".

„Der Leser hat eine Frage frei. Warum erzählt man solche Geschichten, die nur aufweisen, ‚wie es im Leben zugeht'. Allerdings gibt das ein unfruchtbares Wissen, da es nichts an den Vorgängen ä n d e r n lehrt, und was es lehrt, doch nie, selbst von den Wissenden nicht, mit dem Handeln in Einklang zu bringen versucht wird. So bleibt es denn vor-

aussichtlich noch lange mit allem menschlichen Treiben und Trachten beim Alten. Eine neue Geschichte kann nur dartun: daß das, was vorging, noch vorgeht. Übrigens ist es nicht neu, von den Gefahren der Schönheit, für den, der sie besitzt, wie für andere, zu erzählen. Es ist nicht neu, zu erzählen, wie im Leben manches Menschen die Treue gegen das eigene Selbst mit dem Verrat an andern verknüpft zu sein scheint. Solche alten Geschichten von erprobter Wirkung in ein neues Gewand zu stecken, ist nur ein künstlicher Behelf und ein anderer, dieses neue Gewand aus Loden zuzuschneiden. Es geschieht dies nicht in dem einfältigen Glauben, daß dadurch Bauern als Leser zu gewinnen wären, noch in der spekulativen Absicht, einer mehr und mehr in Mode kommenden Richtung zu huldigen. Es geschieht lediglich aus dem Grund, weil der eingeschränkte Wirkungskreis des ländlichen Lebens die Charaktere weniger in ihrer Natürlichkeit und Ursprünglichkeit beeinflußt, die Leidenschaften, rückhaltslos in der Äußerung oder in nur linkischer Verstellung, verständlich bleiben. Der Aufweis: wie Charaktere unter dem Einfluß der Geschicke werden oder verderben oder sich gegen diesen und sich und andern das Fatum setzen, ist klarer zu erbringen an einem Mechanismus, der gleichsam am Tag liegt, als an einem, der ein doppeltes Gehäuse umschließt, und den Verschnörkelungen und ein krauses Zifferblatt umgeben. Wie denn auch in den ältesten, einfachen, wirksamsten Geschichten die Helden und Fürsten Herdenzüchter und Großgrundbesitzer waren und Sauhirten ihre Hausminister und Kanzler."

Diese Erkenntnisse Anzengrubers von 1883 übersteigen bei weitem die landläufige Ästhetik und Literaturkritik. Sie sind bei Anzengruber aber durchaus nicht Theorie geblieben.

Sein Schaffen geht sogar weiter. Durch die Lebenswahrheit und die eindringliche Gestaltung der Vorgänge lehrt er sie zu ändern, indem er die Unhaltbarkeit der Zustände durch ihre Folgen unmittelbar vor Augen führt. Oder indem er die große Waffe des Dichters gebraucht: die Zustände und ihre Träger lächerlich zu machen.

Zu den Meisterwerken Anzengrubers gehört die Bauernkomödie „Die Kreuzelschreiber", geschrieben 1872. Der erste Akt charakterisiert besonders eindringlich die absolute Herrschaft des Großbauern über „sein" Dorf. Auch die Neigung zum Protest der jüngeren Bauernschaft wird mit den einfachsten Mitteln erkennbar gemacht. Der Wortführer dieser Protestierenden ist ein Arbeiter, der Steinklopferhanns. Ihn hat „a Kuhdirn zur Welt gebracht, und zu dem sich kein Vater hat finden wollen, den irgendein Bauernprotz als Einsteher zum Militari geschickt und ein störriges Roß zum Krüppel geschlagen hat." Dieser Steinklopferhanns ist zwar durchaus noch nicht klassenbewußt. Er erkennt aber die soziale Ungerechtigkeit, unter der er und die Bauern leben. Mit seinem klaren Menschenverstand und mit seiner optimistischen Lebensauffassung trotz allem persönlichen Unglück hilft er seiner bäuerlichen Umgebung in der Auflehnung gegen ihren unmittelbaren Bedrücker. Eine besondere Ironie liegt noch darin, daß Anzengruber gerade die reaktionären Großbauern für den Theologen Döllinger eintreten läßt, der das damalige neue „Unfehlbarkeitsdogma" des Papstes bekämpft. Sie tun es, einfach, weil sie gegen j e d e Neuerung sind. Der Steinklopferhanns hilft den unwissenden Bauern aus ihren Konflikten hinaus, in die sie durch ihre „Kreuzel"-Unterschrift gekommen sind. Gleichzeitig klärt er sie auf und belehrt sie: man darf nur d a s tun und unterschreiben, was man selbst bewußt für richtig hält:

„Kreuzelschreib'n, Kreuzelschreib'n,
Tust's, so sollst a dabei bleib'n!
Kreuzelschreib'n, Kreuzelschreib'n,
Muß man ehrlich treib'n!"

W. St.

DIE KREUZELSCHREIBER

Bauernkomödie mit Gesang

Personen:

Anton Huber, der Bauer vom „gelben Hof“	Klaus Altlechner Mathies Der alte Brenninger	Bauern
Der Großbauer von Grundldorf		
Der Steinklopferhanns		
Veit, der Wirt	Michl Loisl Martin Sepp	Burschen
Marthe, sein Weib		
Liesel, Kellnerin		

Bauern und Bäuerinnen, Bauernburschen und -dirnen

Die Handlung spielt in Bayern 1871

ERSTER AKT

Der Hofraum eines Bauernwirtshauses. Im Hof stehen rohe Tische mit vier Prügeln als Tischfüße, daneben teils Stühle, teils Bänke. Links schließt die Bühne ein Haustrakt ab, rechts ein Stadel; an diesen vorne angelehnt eine sogenannte Buschenlaube von abgehauenen Zweigen, in dieser ein Tisch. Im Hintergrund läuft die durch einen Zaun abgeschlossene Straße, etwa in Mannshöhe über dem Niveau der Bühne hin.

Erste Szene

MICHL, LOISL, MARTIN, SEPP und ANDERE BURSCHEN, dann VEIT darauf der STEINKLOPFERHANNS.

Die Burschen sitzen zechend und lärmend in der Buschenlaube.

MICHL (*singt*): Bissel christlich, bissel gottlos,
bissel schön, bissel schiach —
bissel gottlos beim Dirndl,
bissel frumm in der Kirch'!
Dulidieh!

Alle fallen ein und jodeln mit.

Dulidieh!

STEINKLOPFERHANNS tritt auf. Ein alter Mann, sechzig Jahre, einen abgetragenen, grauen breitkrempigen, stellenweise durchlöcherten Filz auf dem wettergebräunten Haupt, lange weiße Haarflechten, grauen Stoppelbart, Pfeife im Mund, trägt einen einmal hechtgrau gewesenen Soldatenkittel, Pantalon von Zwilch, geflickt; grobes Schuhzeug; über die rechte Achsel fallen an einem Strick zwei schwere Hämmer, der eine, leichtere, vorn über die Brust, der schwerere auf den Rücken herab.

STEINKLOPFERHANNS *(noch beim Zaun):* Juchuchu! *(Kommt vor)* Da gehts lustig aber!

DIE BURSCHEN *(schreiend und lachend)*: Ju!

SEPP: Da kommt schon einer! Is dös auch a Mann? Beileib, dös is der Steinklopferhanns!

ALLE *(lachend)*: Hollah! Steinklopfer, da kimm her!

STEINKLOPFERHANNS: Is's Bier bei eng wohlfeil — jetzt setz ich mich schon her.

Setzt sich, man bietet ihm zu trinken an.

VEIT *(schlägt ihn unterm Trinken spaßhaft auf den Rücken)*: Führt dich der Guguk auch her, du alter Rädelsführer! Dö schrein mir eh schon 'n ganzen Nachmittag, daß ich mein', 's fallt der Himmel ein!

STEINKLOPFERHANNS: Nur lustig, lustig! Gehn auf der Welt die Spitzbub'n in der Maschkaradi, schadt's nix, schaut amal a der ehrlich' Mann wie a Spitzbub aus! Laßt's mir fein auch a Krügel hergeb'n, eng bringts nit um, und ös wißt's, ich trink nur fremds Bier!

LOISL *(ganz reich gekleideter Bursche mit blanken Knöpfen und schwerer goldener Uhrkette, selbstgefällig)*: Wirt, du kannst ihm oans bringen.

STEINKLOPFERHANNS: No, vergelt dir's Gott, Loisl! Sikra hinein, du schaust aber auch danach aus, als kams dir am leichtesten an! Führst dein' Uhr an einer schweren Ketten — lauft s' leicht voraus?

Alle lachen.

LOISL *(beleidigt)*: Is dös für 'n Trunk?

STEINKLOPFERHANNS: Na, dös ist umsunst, für 'n Trunk hast ja schon dein Vergelt's Gott.

MARTIN *(hat nach links in die Szene geblickt)*: Na, gebts a Achtung! Schaut's, wer dort um 'n Weg biegt.

MICHL: Mein' Six! Dös is die Wirtin mit 'n Gelbhofbauer.

LOISL: Hat s' ihn mal aufgabelt? Dö hat ihm's eh g'schworen, wann er ihr mal übern Weg lauft, sie laßt 'n nit aus!

MICHL: Drum, weil er der Lauteste da am Bubentisch war und seit er verheirat is, sitzt er sein'm Weib auf der Kittelfalten und schaut sich um seine früheren Kameraden gar nimmer um.

STEINKLOPFERHANNS: Dafür is er jetzt Bauer.

VEIT: Ah, der Sikra laßt sich ja gar nit anschaun — 's ganze Dorf kann ihn leiden und er is nit erkenntlich und tut, als kam' ihm dös zu von Rechts weg'n.

STEINKLOPFERHANNS: Vielleicht grad desweg'n mögt's ihn leiden.

VEIT *(gewichtig)*: So a Glück, wie er, hab'n wenig g'macht und doch vergunnt ihm's jeder! Kommt vor a paar Jahr als armer Bursch da von Zwentdorf hinüber nach Grundldorf und wird dort Großknecht beim allmächtigen Großbauer, und der hat da h'rüben bei uns wieder ein' alten Verwandten, 'n Bindernatz, der 'n gelben Hof und a einzig mannbar Dirn, die Sepherl, dazu hat. Der Großbauer bringt den Hubertonl auf dös Anwesen da her *(schlägt auf den Tisch)* und, hast's nit g'sehn, erheirat' der 'n gelb' Hof und den Großbauern . . .

STEINKLOPFERHANNS *(dazwischen)*: Vergiß nit — „allmächtigen" Großbauern — mußt sag'n!

VEIT: Und 'n Großbauern zum Vetter. A stark's Stuck!

STEINKLOPFERHANNS: Ah ja, dös schon! Nur bracht's leicht ein jeder andere auch zuweg'n. *(Zeigt auf die Burschen.)* Wirf du ein'm von dö Spatz'n das Hanefkörndl hin, ob er nit a draufpickt! Der Großbauer hat gern in die Dörfer da herum seine Adjutanten, dös is's ganze, und dazu taugt ihm der jetzt am gelben Hof. Ich aber weiß was Neuch's *(auf die Kommenden)* und wußt der, wie er da jetzt'n Weg hertappt, davon, bracht 'n kein Teuxel daher?

MARTIN: No, was?

MICHL: Laß's los?

STEINKLOPFERHANNS *(rückt zu, halblaut)*: Wie er noch drent in Grundldorf Großknecht war, is er mit einer Kellnerin gangen.

MICHL: Dös is ja was Alt's.

STEINKLOPFERHANNS: Narr! Freilich wohl. Aber der G'spaß kommt erst. Dös is neuch, daß die nämlich' Kellnerin gestern da bei unserm Wirten eing'standen is.

Lustig und rasch nacheinander:

MARTIN *(schlägt mit der Faust auf den Tisch)*: Was d' sagst!

LOISL: Na wart, Dirn!

MICHL: Dös trifft aber fein z'samm!

STEINKLOPFERHANNS: Pscht, seids stad! Sie sein schon nahet!

Zweite Szene

Vorige. MARTHE mit ANTON von links.

MARTHE *(noch hinter der Szene)*: No, kimm nur, du Duckmauser, ich laß dich nimmer aus! Bist ja eh schon a halb Jahr verheirat, da därfst schon wieder ins Wirtshaus gehn.

Die beiden sind inzwischen oben erschienen.

ANTON *(resoluter, junger, wohlhabend aussehender Bauer)*: Na, ich denk, z'wegen 'm Dürfen hätt ich doch früher auch niemand um Erlaubnis frag'n müss'n. Aber es is kein' Zeit. Mutterl, es is kein Zeit!

VEIT *(ihm entgegen)*: Grüß Gott, Gelbhofbauer! Sieht man dich a amol? Du bist seltsam!

ANTON: Dös sag ich auch! Du hast dein' Alte sauber auf die Gäst dressiert. *(Kommt vor und sieht die Burschen.)* Jetzt is's gut! Da sitzt 's ganze Bandl beieinand!

ALLE: Grüß Gott, Gelbhofbauer.

LOISL *(präsentiert ihm den Krug)*: Wie geht's dir alleweil?

ANTON: No, dank, 's muß recht sein, könnt nit klagen. *(Tut Bescheid.)*

STEINKLOPFERHANNS: No, dös g'freut mich aber wirklich!

ANTON *(setzt ab)*: Der is auch da? No, der is mir schon der Liebste!

STEINKLOPFERHANNS *(ist aufgestanden, tritt zu ihm, treuherzig)*: Gelt ja? Mir mögen einander allmal leiden?
ANTON: Na wohl! *(Zu Veit)* Laß mir ein Trunk bringen, wenn ich schon bleiben soll.
STEINKLOPFERHANNS: Mir sein Freund! *(Drückt ihm die Hand.)*
MARTIN: Du Gelbhofbauer, sag mal — ich hab 'n Großbauer von Grundldorf schon vorig'n Sonntag und heut wieder bei uns herenten in Zwentdorf in d' Kirch'n gehn g'sehn — was sucht er denn da? Is ihm die grundldorfer Kirchen leicht nimmer anständig?
ANTON: Ja, das weiß ich nit.
SEPP: Höhö — du sollt'st doch wissen!
ANTON: Warum grad ich?
MICHL: Na, wir meinen nur, weil dein guter Freund dich grad früher 'm Großbauer sein Adjutanten g'heißen hat.
ANTON *(zum Steinklopferhanns)*: Du bist doch a schlechter Kerl, so weit d' warm bist!
STEINKLOPFERHANNS: No, ich werd mich schon stellenweis bessern, wann nur erst wieder Winter wird.
ANTON: Du hörst — laß dich mal anschaun — grad ins Gesicht!
STEINKLOPFERHANNS: Wie d' willst.

Dritte Szene

Vorige. Unter folgendem kommt LIESEL mit dem Krug in der Hand geschäftig vor, bis sie knapp hinter Anton steht. Gegen Ende dieser Szene kommen einzelne, dann immer mehr und mehr BAUERN und nehmen an den Tischen Platz.

ANTON: Du Sikra h'nein, du blinzelst mir z'viel mit die Augen, ich trau dir nit, du sinnst auf a Schelmstuck! *(Blickt über die Achsel des Steinklopferhanns nach den Burschen.)* Und die machen auch so verzwickte G'sichter! *(Läßt die Hände des Steinklopferhanns fahren.)* Was habt's denn?
STEINKLOPFERHANNS *(faßt ihn und dreht ihn um)*: Dein Trunk is da!
ANTON: O fix h'nein, die Liesel! *(Schaut auf die Seite.)*
LIESEL: Jesses — der Toni! *(Gleichfalls.)*

Kleine Pause.

LIESEL: Na, soll ich dem Herrn noch lang's Krügel halten? *(Stellt es auf den nächsten Tisch und tritt näher zu Anton.)*
ANTON *(nimmt ebenso rasch den Krug und tritt einen Schritt zurück, blickt tiefsinnig ins Krügel, seufzt)*: Mir scheint, 's is schlecht g'messen ...
LIESEL: No, dös is christlich g'nug g'messen, denk ich!
ANTON *(indem er den Krug hinhält)*: Könnt'st schon was drauffüll'n.
LIESEL: O du G'scheiter! Schiel nit allweil in d'n Krug, schau mich doch an.
ANTON: Warum nit? Warum nit? *(Richtet sich auf.)* Schöne Kellnerin, trink eins!

LIESEL *(tut Bescheid, indem sie ihn von der Seite anblickt)*: Dein Wohl!
STEINKLOPFERHANNS: Dös is a Feiner! Er laßt s' trinken, daß s' nix reden kann!

Liesel gibt den Krug zurück.

ANTON *(trinkt)*: Auch so viel, saubre Dirn!
LIESEL: Na und wie is's denn uns gangen, seitdem wir uns nimmer g'sehn hab'n?
ANTON: Na, ich dank! Dank schön der Nachfrag — es geht mir recht gut.
STEINKLOPFERHANNS *(wie erstaunt)*: Schauts gar, ös zwei kennts eng?
LIESEL *(boshaft)*: Ich denk!
ANTON: Ja, a so oberflächlich.
LIESEL: Und nur a Jahr.
STEINKLOPFERHANNS: Na, da hat er sich ziemlich lang auf der Oberflächen aufg'halten. Kannst 's wohl a auswendig, wie die Bub'n dö Länderb'schreibung?
LIESEL: Bist gut verheirat?
ANTON: Aber Liesel!
LIESEL: Ob d' red'st! Ob d' gut verheirat bist? Es verinteressiert mich amal.
ANTON: Ah ja, no freilich ...
LIESEL: Mag dich dein Weib leiden?
ANTON: Ah ja, no freilich.
LIESEL *(lachend)*: Laß's gut sein, ich bin dir drum nit harb! Hätt dich eh nit mög'n; so an jungen Bauer nimm ich gar nit!

Vierte Szene

Vorige. Der GROSSBAUER — stattliche Gestalt, die Bauernkleidung vom feinsten Tuch, sein Besteck, das er in der Hose trägt, silbern. Mit ihm kommen noch EINIGE BAUERN, darunter ALTLECHNER und der alte BRENNINGER.

BAUERN *(an den Tischen im Hintergrund schauen auf, murmeln)*: Der Großbauer! Schaut's, der Großbauer!
STEINKLOPFERHANNS *(vom Bubentisch, an dem er vorn mit dem Rükken gegen Anton sitzt, sich wendend)*: Herr Adjutant, da hint' schrein schon a paar „G'wehraus!"
GROSSBAUER *(vorkommend)*: Grüß Gott, Manner von Zwentdorf! *(Fixiert dabei die an den Tischen Sitzenden.)*
EINZELNE *(wie sie sein Blick trifft, grüßen wieder)*: Grüß Gott! Grüß Gott!
GROSSBAUER *(ganz vorn, erblickt Anton)*: Ho, Vetter! Grüß Gott! *(Schüttelt ihm die Hand.)* Dich such ich, und ist mir recht lieb, daß ich dich da find. Du giltst was da im Ort, du bist den Zwentdorfern ihr Mann und der mein'.
ANTON: Was hast denn, Großbauer? Laß's los! Weißt, ich hab nit viel Zeit ...
GROSSBAUER: Wirst's gleich hören, daß sich's um nix G'ring's dreht,

wenn sich der Großbauer von Grundldorf selber vorspannt. Ich hab dich immer leiden mögen und bild mir was drauf ein, daß ich dein Glück g'macht hab — wann d' wolltest, könnt'st heut dafür erkenntlich sein. Laß mich jetzt nur reden. (*Wendet sich an alle.*) Manner von Zwentdorf, hört's mir a weng zu.

Während seiner Rede verlassen die meisten Bauern die Sitze und stellen sich in Gruppen um ihn — nur die Burschen und der Steinklopferhanns bleiben in der Buschenlaube sitzen.

GROSSBAUER: Ich bin eng bekannt als Freund von all' rechtlichen Bauersleuten, ich bin eng bekannt als einer, der festhalt an unsern alten Rechten, an unsern alten Bräuchen, an unsern alten Glauben. Ös wißt's, wie ich in der Art auch allweil danach tan hab, wie ich gegen j e d e Neuerung war, woher s' auch kämma is — drum, weil das, was zu Recht und Ordnung bestehn kann, schon unsern Vorvordern bekannt war, und was dö nit kennt hab'n a nit mit Recht und Ordnung vertraglich is! Ös wißt's, daß ich's war, der gegen die Eisenbahn g'arbeit hat, daß's nit über unsre Grundstück sollt g'führt wer'n, und ös habt's a g'sehn, was Gut's dabei herauskämma is, wie s' mich überstimmt hab'n. Dö Judas, denen nix an ihrer Väter Grund und Boden g'legen is, hab'n sich die Katz mit Silberling g'füllt und die, denen ihr Elternhütt nit feil war, die Hütt, in der vom Urahnl her jeder von der Sippschaft sein' erst' Schrei und sein' letzt'n Seufzer tan hat, dö Hütt, wo jeder g'meint hat, er könnt auch drein wie die Vordern gottselig versterb'n — die armen Häusler sein mit ein'm neuchen Recht zum Mußverkauf zwungen word'n und dös neu Recht hat a Z'gleichzeit dö Schätzer aufg'stellt! Damal hab's mein' gut'n Willen für d'Tat nehmen müssen, aber ös wißt's auch, daß seither ich's g'wesen bin, der allmal unsern Wahlbezirk vor die liberalen Wölf g'schützt hat, damit uns da nit auch die neu Judenlehr verdirbt: daß jeder könnt glauben und für recht halten, was er will! Kurz, ös kennts mich, den Großbauern von Grundldorf!

STEINKLOPFERHANNS *(blinzelnd zu den Burschen)*: Hat gut reden, so a Großer!

MEHRERE: No weiter! Hörts'n Großbauern!

GROSSBAUER: Dös all's sag ich, net daß ich mich herausstreich — ich sag's nur, daß sich ein jeder erinnert, wie ich war, daß keiner irr wird an mir und vermeint, ich wär ein anderer word'n, wo ich jetzt mit schwerem Herzen vor eng steh, eben weil ich der nämlich' blieben bin, der ich allweil war! Es is a Zeit übers Land kämma, Christen, wo man nit weiß, traumt man selber, oder schläft herentgegen die ganze Welt! *(Mit erhobener Stimme)* Manner von Zwentdorf! Man neuert hitzt von einer Seiten, wo's nie zu erwarten war, von woher man uns allweil vor jeder Neuerung christlich g'warnt hat — ich war nit umsonst heut auch in eurer Kirch — : es is neuzeit die Red von Sachen, die unsre Voreltern nit zur Gottseligkeit not g'habt haben, und wollten wir denen ihr'n alt'n Glauben aufgeben, so könnten wir a gleich luthrisch werd'n, dös wär ein Teufel!

Und Manner, so is nit allein m e i n Denken, m e i n Red: so wie ich, der Großbauer von Grundldorf, so denkt und red't a in der Stadt a frummer, g'studierter, alter Herr — frumm is er, er tragt selber 's geistlich G'wand viel Jahr schon in Ehr — g'studiert is er und weiß sich aus in die Sachen, denn bei ihm sein unsre größten Bischöf in der Lehr g'west. Um dem alten Herrn z' zeigen, daß er nit allein steht und streit, daß wir zu ihm und unsern alten Glauben halten, haben wir Grundldorfer a G'schrift aufg'setzt, die ihm Dank sagt für sein recht Wort zur rechten Zeit und dö G'schrift hat unser G'meind unterschrieb'n vom reichsten Bauern an bis zum ärmsten Kuhhirt. Da aber ein einzige G'meind auf so ein Papier weng Anseh'n macht, so hab ich heut die G'schrift herüber bracht (*zieht eine Papierrolle aus der Brusttasche*), auf daß ös Zwentdorfer eng a drauf unterschreiben könnts. So mein ich, und wer's noch recht meint, der tut, wie ich sag, und wehrt sich für sein alten Glauben, auf daß er unsern Kindern und Kindeskindern auch rein verbleibt, zu ihnern irdisch' wie ewig'n Heil. Amen!

MEHRERE: Was steht in der G'schrift? Les für, Großbauer!

GROSSBAUER *(zu Veit)*: Wirt, nicht in deiner Stub'n 's Schreibzeug! (*Zu Anton, gibt ihm die Papierrolle.*) Vetter, jetzt tu mir die Lieb und geh hinein und les den Leuten die Adress da für. Du bist ihnen a Beispiel, geh drum voran und schreib dich gleich oben hin.

ANTON *(nimmt die Rolle)*: Na, wann dir damit a G'fallen g'schieht, Vetter, so tu ich's schon!

GROSSBAUER: Manner! Der Gelbhofbauer verlest s' und schreibt sich dann voran. Geht's nur hinein mit ihm.

ANTON: Kommts mit, wer's hören will.

Mit einigen Bauern in den Haustrakt ab.

BRENNINGER *(altes, kümmerliches Männchen)*: Um 'n Glauben geht's — um 'n Glauben, sagt's? Dös muß man schon anhör'n. Da muß man sich schon verschreib'n — ja, da muß man sich schon verschreib'n! *(Trippelt nach.)*

MARTHE *(zu Veit, der nachfolgt)*: Veit, unterschreibst dich auch?

VEIT (*zuckt die Achsel*): Muß ja, bleib'n ja sonst alle aus, dö unterschrieb'n hab'n. (Folgt.)

GROSSBAUER (geht an einen Tisch, wo noch Bauern sitzen): No, Manner, wollt's nit a hör'n und unterschreib'n?

ALLE *(stehen verlegen auf)*: Ah, freilich ... freilich ... wohl ... wohl! *(Schleichen nach, ab.)*

Einige an einem Tisch im Hintergrund schleichen fort.

GROSSBAUER *(wirft ihnen einen zornigen Blick nach)*: Dö meinen, auch sie hätt'n ein rechtern Glauben wie ich! (*Wendet sich zur Buschenlaube)* No, wie is's mit euch?

MICHL: Geht's uns denn a an? Du hast doch nur zu die Manner von Zwentdorf g'red't; weißt, Großbauer, da sein d'Buben.

GROSSBAUER: No, dös weiß ich! Ös wollts aber doch a Manner werd'n und rechte, hoff' ich!

MARTIN: Ah, freilich wohl, aber wir lass'n uns Zeit dazu.

GROSSBAUER: Macht's keine dummen G'späß geht's lieber hinein und tut's als Bub'n, was eng g'wiß als Männer reu'n würd, wann's es hätt's sein lassen.

MICHL (*pfiffig*): Weißt, Großbauer, wir kennen uns da nit so drein aus, bis auf unser Mannzeit könnt all Heutigs nimmer wahr sein; aber da sitzt oaner, der muß a rechte Spur hab'n, der is kein Bub mehr und wird a nimmer a Mann, der liegt so sauber in der Mitten: wann der Steinklopferhanns, der Mannbua, unterschreibt, nachert unterschreib'n wir alle!

STEINKLOPFERHANNS *(halb erschrocken, halb unwillig)*: Geht mich ja alles nix an!

GROSSBAUER: No, du alter Grasteufel, da hast's g'hört, unterschreib dich! Machst 's ganz Jahr lauter Schelmstückln — tu mal auch a gut Werk!

STEINKLOPFERHANNS: Weißt, ich kann gar nit schreib'n.

GROSSBAUER: So mach deine drei Kreuz.

STEINKLOPFERHANNS: Hast ja eh' nder g'nug so Kreuzelmacher da drin. Würd ja die G'schrift vor lauter Kreuzeln bald ausschau'n wie a Freithof.

GROSSBAUER: Nimmst du's gar so von der leicht' Seit'? Dir war's wohl auch gleich, ob auf der Welt der Herrgott oder der Gottseibeiuns auf d'Höh kam'?

STEINKLOPFERHANNS: No, Steiner müßt ich doch klopfen.

GROSSBAUER: Du Landstreicher, du! Du hast kein Glauben!

STEINKLOPFERHANNS (*fährt auf seinem Sitz zusammen*): Du . . .! (*Tut einen langen Zug aus dem Krug, setzt ihn dann hin, phlegmatisch)* Großbauer von Grundldorf — weißt, was halt der eine z'wenig hat, das hat der andre z'viel!

GROSSBAUER *(wendet sich)*: Ös Hascherln, ös seids ihm ja doch z' g'ring, dem Großbauer von Grundldorf. *(In den Haustrakt ab.)*

Fünfte Szene

STEINKLOPFERHANNS und die BURSCHEN.

ALLE: Ju, ju, ju! Steinklopferhanns, jetzt trinkt aber eins!

Bieten ihm die Krüge.

STEINKLOPFERHANNS: Habt's 'n grad auf mich hetzen müssen?

SEPP: Dir tut er 's wenigste! Was kann er dir tun? Die Steiner kann er dir doch nit aus der Welt hexen!

STEINKLOPFERHANNS: Wär auch kein Schad drum! (*Singt*)

Gab's keine Stoaner,
wär d' Straßen nit g'schottert,
und ich müßt nimmer hammern,
daß d'Hosen mir blodert!

Alles lacht.

Sechste Szene

Vorige, GROSSBAUER, ANTON, VEIT, MARTHE, ALLE BAUERN.

GROSSBAUER *(hält die Schrift in der Linken und drückt Anton die Hand)*: Dank dir, Gelbhofbauer! (*Zu allen*) Dank eng, Manner von Zwentdorf! Schlag keiner den Federzug g'ring an, den er heut da drunter tan hat. Wir haben dadurch zeigt, daß wir ein Willen haben, und das hat man lang von uns nit glaubt und g'meint, wir müssen wollen, wie uns vorg'schrieb'n wird. Sie werden's uns a verspüren lassen, daß's so nit nach ihrer Vorschrift is, drum sag ich eng auch, laßt's eng keiner abwendig machen, wie man euch auch kommt, bleibt's fest!

KLAUS *(zu Mathies)*: Ich hab g'meint, 's is ab'tan mit 'n Schreiben, no sollt's erst drauf losgehn?

MATHIES: Dös is findig! Wo man mal schreibt, meint man doch, 's wär schon all's ausg'macht.

KLAUS: Laß dir nur dein Weib nix dermerken!

MATHIES: Wollt's dir grad a sag'n.

ALTLECHNER (*hat zugehört*): Meint's ös? Wann dös mein Alte gift — zweimal hätt ich mich gern g'schriebn.

GROSSBAUER ist mit einer Gruppe dem Hintergrund zugeschritten. Alle Personen bilden jetzt einen weiten Halbkreis, der Großbauer steht der Gruppe der Burschen gegenüber und erblickt den Steinklopferhanns.

GROSSBAUER: Lump! Bist du auch noch da mit deiner Quart? Siehst, wir haben's auch ohne euch g'richt!

STEINKLOPFERHANNS: Geht mich ja alles nix an! War auch kein Frag, daß d' uns net dazu brauchst. Was harbst dich denn nachhert so und verschimpfierst uns? Sixt, wann ich so auf der Straßen bei dö Steinhaufen hock, da schleichen dir 'n Tag über a Menge Leut vorbei, dö ausschaun wie 'n Tod seine Spion, und dö fast neidig auf mich rüberschaun, wann ich so lustig draufklopf und sing — 's sein Tagwerker und Kleinhändler, die sich so in Elend mit Weib und Kind fortfretten. Schau, Großbauer, wann d' macherst, daß d' Straß so weit s' durchs Land geht, a freundlich G'sicht krieget, wann d' a G'schrift brächt'st, wo drin stund: dö Großen soll'n nit mehr jed' neu' Steuerzuschlag von ihnere Achseln abschupfen dürfen. daß er den armen Leuten ins Mehlladel, in 'n Eierkorb und ins Schmalzhäfen fallt, sondern sie sollten ihn, wie er ihnen vermeint is, die's haben, auch alleinig trag'n — ah, ja, Großbauer, da setz ich dir schon meine drei Kreuzel drunter, das verstund ich dir schon. Aber was du heut fürbracht hast, das mag recht gut g'meint sein — doch mich fecht's nix an, und hast du bisher 's ganze Pfund glaubt, werd'n dich die paar Lot Zuwag a nit umbringen! Willst uns aber die Straßen säubriger machen, da sein wir dann schon dabei ...

ALLE BURSCHEN (*umringen den Steinklopferhanns und ziehen singend ab*):

Beim Steinerschlag'n,, beim Steinerschlag'n,
beim Steinerschlag'n, juchhe!

Unter dieser allgemeinen Bewegung fällt der Vorhang.

FÜNF JAHRE SCHUTZVERBAND DEUTSCHER SCHRIFTSTELLER IM EXIL

von

Alfred Kantorowicz

Für deutsche Antifaschisten ist die Emigration kein Schicksal, sondern eine Aufgabe; nicht das Ende des Kampfes für die Freiheit des Vaterlandes, viel mehr seine Fortführung, seine Erneuerung, seine Steigerung — für manchen Schriftsteller war sie sogar der Beginn des Kampfes.
Die Mehrheit der qualifizierten deutschen Schriftsteller im Exil hat frühzeitig die große Aufgabe erkannt und sich ihr gestellt. Das ist ein Ehrentitel der zeitgenössischen deutschen Literatur. Die deutschen Schriftsteller sind in diesen Jahren zu Avantgardisten des Kampfes für die Freiheit, die Wahrheit, die soziale Gerechtigkeit geworden. Heinrich Mann gab ein großes Beispiel, ihm sind viele gefolgt, es sind die besten und in der Welt berühmtesten Schriftsteller deutscher Sprache unter ihnen: Thomas Mann, Lion Feuchtwanger, Alfred Döblin, Arnold Zweig, Franz Werfel, Stefan Zweig, Egon Erwin Kisch, Ludwig Renn, Bertolt Brecht, Rudolf Olden, Josef Roth, Alfred Neumann, Anna Seghers, Ludwig Marcuse, Georg Lukacs, Ernst Bloch, Oskar Maria Graf, Ernst Toller, Bruno Frank, Johannes R. Becher, A. M. Frey, Leonhard Frank, Friedrich Wolf, Wilhelm Speyer, Alfred Kerr, Gustav Regler, Klaus Mann, Erich Weinert, Balder Olden, Adam Scharrer, Hubertus Prinz zu Löwenstein, Hermynia zur Mühlen, Alfred Wolfenstein, Willi Bredel, Paul Westheim, Theodor Plivier, Hermann Kesten, Rudolf Leonhard, Ernst Weiß, Fritz Brügel, Paul Zech — und wie viele andere. Mehr als zweihundert Namen zählt die Liste der deutschen Schriftsteller im Exil. Nahezu neunzig Prozent von ihnen gehören dem „Schutzverband Deutscher Schriftsteller" an.

Der „Schutzverband Deutscher Schriftsteller" besteht seit 1908. Wir werden Gelegenheit haben, zugleich mit der Rechenschaft, die wir uns in diesem Herbst über die fünf Kampfjahre unseres Verbandes im Exil ablegen wollen, auch das Jubiläum seines dreißigjährigen Bestehens zu begehen.
Das Vierteljahrhundert der Existenz des Schutzverbandes in Deutschland ist ein Kapitel für sich; es umfaßt den wilhelminischen Imperialismus, den

Krieg, die Restauration von 1918 und die weimarer Zeit bis zu ihrem Umschlag (oder soll man sagen: ihrer Einmündung?) in die Katastrophe der faschistischen Terrorherrschaft. Wir finden Geist und Ungeist dieser Epochen reflektiert in den verschiedensten literarischen und pseudoliterarischen Strömungen, die einander ablösen, einander kreuzen, zueinander in Opposition stehen. Wer es unternähme, die Geschichte dieses Vierteljahrhunderts „Schutzverband Deutscher Schriftsteller" zu schreiben, würde ein interessantes und aufschlußreiches Kapitel zur Literaturgeschichte beitragen.

Wir haben hier nur über einige Etappen des Kampfes Bericht zu geben, den der „Schutzverband Deutscher Schriftsteller" seit nunmehr fünf Jahren im Exil geführt hat.* Dabei muß darauf hingewiesen werden, daß dieser Verband, den wir im Exil neu begründeten, natürlich nicht losgelöst war von der Zeit vor Hitlers Machtergreifung. Wir suchten vielmehr die Traditionen des oppositionellen avantgardistischen Kampfes fortzusetzen, der innerhalb des Schutzverbandes im Reich bereits geführt worden war. Der Freiheitskampf der Schriftsteller hatte seine Wurzeln im alten SDS. Wir hüteten dies Erbe, setzten es fort unter den neuen, schweren Bedingungen des Exils.

Die berliner Ortsgruppe des alten Schutzverbandes war es gewesen, die die besten Vertreter der fortschrittlichen Opposition um sich geschart hatte, viele, die wir heute in der vordersten Front des Kampfes wiederfinden, und aus ihren Reihen kam auch die Initiative zur Neuformierung unseres Verbandes in der Emigration. Wie sollten wir uns nicht mit Stolz der Tätigkeit der berliner Ortsgruppe erinnern, ihrer kühnen, zähen Aktivität, die sie entfaltete, um die Kräfte der Schriftsteller im Kampfe gegen den Faschismus zusammenzufassen, um vor der herannahenden Gefahr Alarm zu schlagen. Wie sollten wir nicht ihrer letzten Veranstaltung gedenken: sie fand wenige Tage vor der Reichstags-Brandstiftung in den Kammersälen statt, ihr Hauptredner war der gerade aus dem noch weimarischen Gefängnis entlassene Carl von Ossietzky und dort hat er, unser Mitglied, das letzte in Freiheit abgelegte Bekenntnis ausgesprochen:

„Die Fahne, zu der ich mich bekenne ist nicht die schwarzrotgoldene, sondern das rote Banner des geeinten Sozialismus!"

Einheit, Zusammenschluß, das war es, was er denen mit auf den Weg gab, denen es gelang, dem Zugriff der Banditen zu entkommen. Zusammenschluß, Einheit, Einigkeit im Kampf — Ossietzkys letztes Bekenntnis wurde uns zum Vermächtnis. Wir haben es treu bewahrt. Das gerade dürfen wir uns in aller ziemlichen Bescheidenheit zugute halten. Von Beginn an diente der SDS im Exil der Sammlung. Es gab in diesem Verbande schon so etwas wie eine Volksfront, als dieser Begriff noch nicht zur allgemeinverbindlichen Parole geworden war. Hier fanden sich viele, die früher einander mit Erbitterung bekämpft hatten. Wer die Zeiten in Berlin miterlebt hat, den stimmt es besonders hoffnungsvoll, zu sehen, wie einige Kollegen, die einst-

* Über die vorhergehenden fünfundzwanzig Jahre schrieb *Arnold Zweig* im vorigen Heft dieser Zeitschrift. *D. Red.*

mals die Führer des Kampfes gegen die Opposition waren, heute zu Führern des Kampfes um die Einheit geworden sind. Aber das ist schon vorgegriffen, es ist das Ergebnis einer fünfjährigen kameradschaftlichen Zusammenarbeit der deutschen Schriftsteller innerhalb ihres Verbandes.

Es waren in ihrer Mehrheit Mitglieder der berliner Ortsgruppe des SDS, die im Sommer 1933 in Paris den Plan diskutierten, die zahlreichen emigrierten deutschen Schriftsteller erneut in einer Dachorganisation zu verbinden. Nennen wir die Namen dieser Initiatoren, die dann zu Gründern und, einige von ihnen, zu unermüdlichen Organisatoren des Verbandes wurden: Anna Seghers, Rudolf Leonhard, Alfred Kurella, Theodor Balk, Ernst Leonard, Gustav Regler, Ludwig Marcuse, Fritz Schiff, Hans A. Joachim und der Schreiber dieser Zeilen; einer kommt noch hinzu, der darum gesondert genannt werden soll, weil er von den ersten Tagen an bis heute ununterbrochen seine Intelligenz und seine organisatorischen Fähigkeiten selbstlos, aufopferungsvoll und zäh in den Dienst der unermeßlichen Kleinarbeit am Aufbau der Organisation gestellt hat: der antifaschistische Schriftsteller und Kunsthistoriker Max Schröder, auch er einstmals aktives Mitglied der berliner Ortsgruppe.
Wir diskutierten also, in welcher Form und unter welchem Namen wir einen Schriftstellerverband in der Emigration begründen, ihm Repräsentation geben und ihn mit Inhalten füllen würden, die der großen Aufgabe, die vor uns stand, gerecht werden könnten. Da wurde der Vorschlag gemacht, von einer Neugründung abzusehen, vielmehr aber unseren zünftigen Verband, den „Schutzverband Deutscher Schriftsteller" ins Exil hinüberzunehmen. Der Vorschlag schien damals verblüffend schon deshalb, weil gerade wir ja in Opposition zur Verbandspolitik des Vorstandes und der Mehrheit der Mitglieder gestanden hatten. Dem wurde entgegengesetzt, daß vor dem Einbruch der Nazis in den Verband die Differenzen der nichtgleichgeschalteten Mitglieder sich minimalisieren, daß wir keinesfalls einem von Goebbels beherrschten Verband das Recht zugestehen könnten, die deutsche Literatur vor der Welt zu vertreten; daß gerade die qualifizierten Mitglieder des alten SDS in Deutschland ermordet, eingekerkert, verfolgt und zum Schweigen gezwungen wurden, und daß eine sehr große Anzahl der hervorragendsten Mitglieder des Verbandes freiwillig oder gezwungen ins Exil gegangen waren; daß wir daher nicht nur das Recht, sondern geradezu die Pflicht hätten, uns als die legitime, die einzig legitime Vertretung der großen zeitgenössischen deutschen Literatur zu proklamieren. Und brachten wir nicht auch durch die Beibehaltung des Verbandsnamens zum Ausdruck, daß wir Hüter und Fortsetzer des deutschen Kulturerbes sind? Diese Argumentation setzte sich durch. Uns wurde die Chance gegeben, unseren Verband, den „Schutzverband Deutscher Schriftsteller" zu dem zu machen, was er immer hätte sein sollen: die Zusammenfassung aller freiheitlichen und fortschrittlichen Kräfte in der deutschen Literatur.
Nehmen wir vorweg: wir behielten recht mit diesem Beschluß. Kurze Zeit

später löste Goebbels den „Schutzverband Deutscher Schriftsteller" in Deutschland auf und summierte rund dreißigtausend gleichgeschaltete Federn — die alle zusammen noch keine Literatur ergeben — in einem sogenannten „Reichsverband der Schriftsteller". Wir konnten indessen mit anderem aufwarten als mit einem von uns eroberten Namen. Im Jahre 1937 wurden von der Produktion der dreißigtausend Autoren des Goebbelsschen „Reichsverbandes" insgesamt 79 Bücher in fremde Sprachen übersetzt — im gleichen Jahre wurden 85 Bücher der zweinhundert exilierten deutschen Schriftsteller in anderen Sprachen verbreitet, zum Teil in sehr hohen Auflagen.

Hinter dem gleichgeschalteten „Reichsverband", hinter der geförderten oder geduldeten Produktion seiner dreißigtausend Mitglieder droht und lockt die gewaltige materielle Macht, der weitverzweigte Einfluß des Goebbelsapparates; ausländische Verleger werden gekauft, unter Druck gesetzt: man werde ihre Produktion im Reich nur zulassen, wenn sie ihrerseits einige den faschistischen Machthabern genehme Werke gleichgeschalteter Autoren publizieren. Hinter den rund zweihundert im „Schutzverband Deutscher Schriftsteller" vereinigten deutschen Autoren steht materiell nichts als die Not, die Sorge um Gewährung des Asylrechts, um die Bezahlung der Miete, vielfach um das nächste Mittagessen. Die Türen vieler Verlagshäuser verschließen sich ihnen, denn diese Verleger möchten ihr Geschäft mit Deutschland nicht um eines unbequemen Emigranten willen gefährden.

Das Ergebnis dieses höchst ungleichen Wettbewerbs zwischen Gruppen, die zahlenmäßig wie 150:1, machtmäßig wie 1 000 000:1 einander gegenüberstehen, ist erst unter Betracht dieser Situation zu würdigen. Uns indessen erstaunte die Gleichung 30 000 : 200 = 79 : 85 gar nicht so übermäßig. Denn wir wußten ja um die Wahrheit, die Heinrich Mann formuliert hat:

„Lieber gleichgeschaltet, als ausgeschaltet, damit kann ein Bankier zur Not noch durchkommen, ein Schriftsteller nicht. Ihn schließt gerade sein Verzicht auf innere Ehrenhaftigkeit von seinem Beruf aus. Wer das Unehrenhafte einer solchen Lage nicht empfindet, kommt für die Literatur überhaupt nicht in Betracht. Wer es aber empfindet und dennoch hinnimmt, wird persönlich uninteressant und bringt bestimmt nur Unwirksames hervor... Literatur kann es nur geben, wo der Geist selbst eine Macht ist, anstatt daß er abdankt und sich beugt unter geistwidrige Gewalten."

Wir gingen nüchtern und mit ziemlich klarer Perspektive an die Arbeit. Als unsere nächsten Aufgaben und Ziele betrachteten wir:

Die Zusammenfassung aller antifaschistischen Kräfte in der deutschen Literatur und darüber hinaus auch die Gewinnung der nichtfaschistischen, die im Rahmen unserer bescheidenen Möglichkeiten liegende Vertretung der materiellen Interessen der Kollegen (auch Intervention in Fragen der Aufenthaltserlaubnis etc.); die Vertretung und Förderung der freien deutschen Literatur im Auslande.

Dazu mußten wir einen möglichst engen und möglichst verständnisvollen Kontakt mit den Kollegen der anderen Länder (und mit ihren Organisationen) zu schaffen suchen, in erster Reihe mit den Kollegen derjenigen Län-

der, die einem großen Teil der emigrierten deutschen Schriftsteller Asylrecht gewährt hatten: Frankreich, die Sowjetunion, die Tschechoslowakei. So, *immer mit dem Gesicht nach Deutschland,* begannen wir mit der Kleinarbeit im Herbst 1933. Wir kamen wöchentlich einmal zusammen, wir diskutierten literarische und literaturpolitische Probleme durch, Fragen der Reportage, der faschistischen Ideologie, des Realismus. Wir kritisierten kameradschaftlich die ersten Arbeiten unserer Freunde in der Emigration, wir richteten einige Arbeitsgemeinschaften ein, wir suchten uns gemeinsam über die Formen des literarischen antifaschistischen Kampfes *im Lande* zu unterrichten, wir knüpften auf vielen Wegen die Verbindungen mit den Freunden im Lande selbst an, wir schufen den ersten Kontakt mit den französischen Freunden. Schon in den ersten Monaten sprachen und diskutierten in unserem Kreise: Paul Vaillant-Couturier, André Malraux, Jean Richard Bloch, Louis Aragon und unser großer, unvergeßlicher Freund, Henri Barbusse.

Unsere intensive Arbeit fand in der deutschen Emigration ein Interesse, dessen Ausmaß uns überraschte. Die lebhafte Resonanz der Öffentlichkeit beschleunigte unsere Absicht, zu gegebenem Zeitpunkt von der intensiven, klärenden, Grundlagen schaffenden Arbeit auch zur extensiven, propagandistischen Arbeit überzugehen. Wir mußten schon im ersten Winter unserer Arbeit in der Emigration manchem unserer Abende einen halböffentlichen Charakter geben.

Im Frühjahr 1934 erhielt der SDS eine Verbündete: die „Deutsche Freiheitsbibliothek", die am 10. Mai, dem Jahrestage der Bücherverbrennungen in Nazideutschland, in Paris eingeweiht wurde. Die Bibliothek, die die vom Faschismus verbrannten, verbotenen, verfemten Werke der deutschen und internationalen Literatur sammelte und der Öffentlichkeit erhielt, war eingerichtet worden mit Hilfe hervorragender Persönlichkeiten Frankreichs, Englands und der deutschen Emigration, unter ihnen H. G. Wells, Bertrand Russel, Wickham Steed, Louis Golding, Professor Haldane, Professor Harold Laski, Professor Catlin, Lady Oxford and Asquith, Lord Marley, Romain Rolland, Professor Langevin, Professor Levy-Bruhl, Renaud de Jouvenel, Professor Hadamard, Graf Karolyi, Marquise de Brion, Madame Björnson-Sautreau, Heinrich Mann, Lion Feuchtwanger, Bruno Frank, Alfred Kerr, Professor Georg Bernhard, Professor Gumbel. Die Einweihung der Bibliothek wurde zur ersten großen öffentlichen Kundgebung der intellektuellen deutschen Emigration. Die französischen Schriftsteller H. R. Lenormand und Edmond Fleg bekannten sich öffentlich und mit starker Resonanz in der Presse zum wahren geistigen Deutschland, dessen Güter hier in dieser bescheidenen Bibliothek gewahrt wurden. Am gleichen Tage fand in London eine von der ad hoc konstituierten „Society of friends of the burned books" (Gesellschaft der Freunde des verbrannten Buches) einberufene, weit größere Veranstaltung statt, auf der Wickham Steed, Lady Oxford and Asquith, Ernst Toller und andere hervorragende Schriftsteller und Intellektuelle dem Geist des wahren Deutschland ihre Hochachtung er-

wiesen. Kleinere Kundgebungen fanden in New York, in Prag, in Boston statt. Die große Presse der Welt gab Kenntnis von diesen Veranstaltungen und zugleich von den Verwüstungen, die die Nazis im deutschen Kulturgut anrichteten. So stark war der Widerhall, daß die Nazipresse selbst gezwungen war, zu reagieren. Im „Völkischen Beobachter", „Angriff", im „Lokalanzeiger", in der „Essener Nationalzeitung" konnten unsere Freunde im Reich lesen, daß wir lebten und wirkungsvoll arbeiteten. Das war eine besondere Genugtuung für uns.

Von diesem Zeitpunkt an kooperierten der SDS und die „Deutsche Freiheitsbibliothek" eng in allen Fragen und Aktionen der kämpferischen intellektuellen Emigration. Die Hochsommermonate des Jahres 1934 dienten der Vorbereitung unserer Herbst- und Winterkampagne. Wir wurden in Anspruch genommen durch die Debatten des Kongresses der Sowjetschriftsteller in Moskau, an dem eine Anzahl deutscher Schriftsteller, unter ihnen auch Mitglieder des SDS, als Gäste teilnahmen. Die Verarbeitung der Ergebnisse des Kongresses wurde während der nächsten Zeit zum Zentrum unserer theoretischen Diskussionen. Die Anleitung, die der Kongreß uns gab, war nicht nur theoretischer Natur, sie gab unserem Kampf auch organisatorische Konsequenz. Wir vertieften unsere Bemühungen um das feste Bündnis der freien Schriftsteller.

Zugleich mit der theoretischen Klärung und organisatorischen Sammlung stellten sich uns fortlaufend neue Aufgaben. Im Herbst 1934 nahm der Kampf an der Saar die deutschen antifaschistischen Schriftsteller in Anspruch. Der Saarländer Gustav Regler verteidigte die Idee der Freiheit in seinem Heimatlande. Erich Weinert sprach in unzähligen Versammlungen, und in Tausenden werden heute noch — und heute vielleicht wieder wacher und bewußter — die leidenschaftlichen Verse der Freiheit nachklingen, die er damals deklamierte. Hans Marchwitza, der Arbeiterschriftsteller, der Kumpel von der Ruhr, warb dort mit seinem Wort und seiner Überzeugung unter den Saarkumpels. Max Schröder organisierte eine Ausstellung der „Deutschen Freiheitsbibliothek". Die von Paris aus dem Kampfe folgten, blieben nicht untätig. Mit ihren Büchern, mit Broschüren, mit Aufrufen, mit Artikeln griffen sie in diesen ungleichen Kampf ein. War das, was sie alle taten, vergeblich? Natürlich war es *nicht* vergeblich. Nicht in den Stimmziffern zeigt sich das Ergebnis; darin zeigt sich nur der furchtbare Terror. Die Freiheitsparolen aber, die wir damals unter die Werktätigen der Saar warfen, werden fortzeugen. Sie sind nicht verweht, mag auch für Jahre der organisierte Terror sie überdeckt haben.

Wir hatten gewiß keinen Anlaß, den Ausgang des Saarkampfes zu feiern. Aber wir ließen uns durch ihn nicht entmutigen. Wir versuchten auch die Kollegen wieder aufzurichten, die mit den Erfolgen des Faschismus das Ende aller Tage kommen sahen. Wir versuchten, Geduld, Zähigkeit und Zuversicht zu lehren. An uns war es, in dieser Hinsicht Beispiele zu geben. Wir bemühten uns, sie durch verdoppelte Arbeit, durch das Niveau unserer Diskussionen, durch unsere Bücher zu geben. Unser Kreis erweiterte sich. Der

„Schutzverband Deutscher Schriftsteller" wurde in diesem Jahre ein geistiges und gesellschaftliches Zentrum der deutschen Emigration. Nicht in den Höhepunkten unserer öffentlichen Veranstaltungen allein zeigte sich unsere Arbeit, vielmehr in der unermüdlichen Kleinarbeit, der publizistischen, literarischen, organisatorischen Alltagsarbeit. Die vielen Kurse und Diskussionsabende im kleinen Kreise sind vielleicht entscheidender gewesen als die Kundgebungen, zu denen tausend und fünfzehnhundert deutsche Emigranten kamen. Aber auch diese Kundgebungen zeugten. Nennen wir einige unter vielen: die Ossietzky-Feier, die Kurt Tucholsky-Gedächtnisveranstaltung, die mit französischen Schriftstellern gemeinsam durchgeführte Kundgebung zum fünfzigsten Todestag von Victor Hugo, der uns mit seinem zwanzigjährigen Kampfe in der Emigration ein großes Beispiel gab; die Kundgebung zum Jahrestag der Einweihung der Freiheitsbibliothek am 10. Mai; der Vortragsabend von Heinrich Mann; die Feier zu Egon Erwin Kischs fünfzigstem Geburtstag.
Ortsgruppen des SDS, beziehungsweise Landesgruppen bildeten sich, mehr oder minder fest konstituiert: in England, wo Ernst Toller, Bruno Frank, Rudolf Olden, Robert Neumann, Max Hermann-Neiße, Dora Fabian, Lehmann-Rußbüldt und zeitweilig einige andere deutsche Schriftsteller seßhaft waren; in Prag, wo eine sehr aktive Gruppe deutscher (oder deutschsprachiger) Schriftsteller ein deutsches Kulturzentrum bildete, unter ihnen F. C. Weiskopf, Wieland Herzfelde, Kurt Kersten, Manfred Georg, Oskar Maria Graf, Albin Stübs, Peter Nikl, Hermann Budzislawski, längere Zeit auch Ernst Bloch; in Belgien bildete sich unter der Führung unseres Freundes und alten SDS-Mitgliedes Nico Rost eine Gruppe zumeist jüngerer deutscher Schriftsteller, die im Verein mit belgischen Freunden einige große Veranstaltungen und eine Reihe von Diskussionsabenden durchführte; in Dänemark wurde Bertolt Brecht der Mittelpunkt deutscher antifaschistischer Kulturarbeit. In Holland, in der Schweiz, in Luxemburg, im damals noch unbesetzten Österreich, in Südafrika, in USA, in Mexiko, überall, wo in der Welt einige deutsche Schriftsteller Asyl gefunden hatten, formierten sich Gruppen, die mit uns den Kontakt suchten und fanden. Engen und herzlichen Kontakt unterhielten wir auch mit jenen deutschen Schriftstellern, die in der Sowjetunion Heimstatt gefunden hatten, mit Plivier, Scharrer, Lukacs, Gabor, Olga Halpern, Gustav Wangenheim, Friedrich Wolf, Herwarth Walden, Bela Balazs, später Johannes R. Becher, Willi Bredel, Alfred Kurella, Fritz Erpenbeck, Hedda Zinner, Franz Leschnitzer und Julius Hay.

Der Gipfelpunkt der Arbeit, der Erkenntnisse, der Produktivität zweier Jahre des Kampfes in der Emigration war dann für uns deutsche Schriftsteller der im Juni 1935 in Paris durchgeführte erste „Internationale Schriftstellerkongreß zur Verteidigung der Kultur". Hier, in diesem Gremium, das die besten Namen der zeitgenössischen Weltliteratur vereinigte, vertraten wir emigrierten deutschen Schriftsteller, legitim und legitimiert die deutsche Literatur, und wir bestanden vor diesem Gremium in Ehren.

Zwei Höhepunkte brachte uns Deutschen dieser Kongreß. Der eine war das Erscheinen Heinrich Manns auf der Tribüne des großen Saales der Mutualité. Fünftausend Menschen waren in diesem Saal oder sechstausend; sie alle erhoben sich, ohne daß jemand ein Zeichen gegeben hätte. Sie erhoben sich schweigend zu Ehren des großen deutschen Emigranten Heinrich Mann, sie ehrten in ihm das wahre Deutschland, das Deutschland der Freiheitskämpfer, das Deutschland, das der Welt unverlierbare Werte der Kultur überantwortet hat und weiterhin überantworten wird. Eine halbe Minute schwieg die Menge im Saale, dann brach ein Jubel los, der nicht mehr enden wollte. Er schwoll auf und klang aus in der „Internationale", in vielen Sprachen von der mit geballten Fäusten dastehenden Menge gesungen. Es gab viele unter uns, die ihrer Ergriffenheit schwer Herr werden konnten. Wir waren nicht allein, unser Kampf blieb nicht ohne Zeugnis. Wir wußten es immer, nun bestätigten es uns die besten Geister der fünf Erdteile.
Das war für uns der erste Höhepunkt, ein zweiter folgte. Am dritten Tage des Kongresses erschien auf der Tribüne ein allen nichtdeutschen Teilnehmern unbekannter Mann mit einer Maske vor dem Gesicht. Er sprach nur wenige deutsche Worte. Er sagte, er sei vor wenigen Tagen aus dem Lande gekommen, um dem Kongreß die Grüße einer Gruppe antifaschistischer deutscher Schriftsteller zu überbringen, die *im Lande* unter täglicher Todesgefahr weiterarbeiteten; und er hoffe, von hier aus in einigen Tagen wieder ins Land zurückzukehren, um den Kameraden dort Bericht zu geben von der intellektuellen Solidarität mit ihrem Kampfe, die sich hier auf dem Kongreß so stark und eindeutig manifestiert habe. Er bringe uns allen die Versicherung, daß im geknechteten Deutschland, in dem es gegenwärtig keine freie Literatur mehr gebe, eine unterirdische, sich dem Zugriff der Mörder entziehende *Literatur erwachse, die einst von allen Kämpfen und allen Leiden, allem Opfermut der Besten Bericht geben werde.* Nach diesen Worten verschwand der Mann mit der Maske. Einige wenige von uns kannten ihn, sie wußten, daß er der Vertrauensmann der revolutionären Schriftsteller im Lande war, er selber ein Arbeiterschriftsteller von Talent und ein todesmutiger Antifaschist. Als der Saal sich nach der Übersetzung dieser wenigen Worte von seiner Atemlosigkeit erholt hatte, brach erneut der sich bis zu Tränen steigernde Jubel des brüderlichen Gefühls los; zum anderen Male sangen alle Kongreßteilnehmer gemeinsam die Internationale. Auch die sangen mit, aus vollem Herzen, ohne Vorbehalt, die keine Sozialisten, nicht einmal emigrierte Antifaschisten waren, die aber mit uns den Frieden und die Freiheit lieben, mit uns gemeinsam die Werte der Kultur zu verteidigen wünschen gegen den Einbruch der Mächte der Finsternis.

Für uns deutsche Schriftsteller war ein besonderes Ergebnis des Kongresses die Festigung der Bande zwischen uns und den nichtdeutschen Schriftstellern, insonderheit die Herstellung des engeren, unmittelbareren Kontaktes mit unseren französischen Freunden und Kollegen. Daß man die große deutsche Literatur in uns geehrt hatte, daß wir als Schutzverband uns dem Kartell

der „Internationalen Schriftstellervereinigung zur Verteidigung der Kultur" anschlossen, daß man eine große Zahl von uns ins Büro und ins Sekretariat dieser Vereinigung wählte, durfte uns nicht genügen. Gerade wir mußten auf Grund unserer besonderen Situation als über viele Länder verstreute Emigranten dazu beitragen, die Internationalität der Beziehungen zwischen den nationalen Literaturen zu vertiefen.
Unsere französischen Freunde hatten zahlreich und häufig in unserer Mitte an unserem Kampfe teilgenommen, uns bestärkt, belehrt, uns immer wieder ihrer brüderlichen Sympathie versichert. Nennen wir ihre Namen, so stellen wir einen voran: Henri Barbusse, der in mehreren unserer Versammlungen als von uns allen verehrter und geliebter Referent sprach, in vielen Briefen, Zuschriften, Besprechungen immer neu seine Verbundenheit mit uns — mit dem, was wir repräsentieren — unterstrich. Nennen wir neben ihm einen anderen großen Toten, seinen und unseren Freund und Mitkämpfer, den Organisator und Mitschöpfer der französischen und internationalen antifaschistischen Literaturbewegung: Paul Vaillant-Couturier. Er war es, der gerade in den schwierigen Anfangszeiten unserer Emigration den engsten Kontakt mit uns hielt, uns fortlaufend beriet und uns praktisch in vielen Fragen half. Nennen wir noch zwei Namen von Freunden, die wir schon betrauern müssen, die Namen der jungen, auch in Deutschland bekannten, hochbegabten Schriftsteller und teueren Freunde: René Crevel und Eugen Dabit. Freuen wir uns um so mehr derer, die noch aufrecht mit uns in einer Reihe stehen, mit denen wir morgen noch enger verbunden sein werden als heute. Unter ihnen sind André Malraux, Jean Richard Bloch, André Chamson, Julien Benda, Jean Cassou, Professor Vermeil, Louis Aragon, Paul Nizan, René Lalou, H. R. Lenormand, Luc Durtain, Tristan Tzara, Francis Jourdain, Renau de Jouvenel, André Wurmser, Elie Faure — und wie viele andere, die in diesen fünf Jahren ihren Teil zu unserer Existenz beigetragen. Wir müssen diese Liste komplettieren mit den Namen einiger anderer ausländischer Schriftsteller, die uns immer wieder praktisch ihre Freundschaft bezeigt haben: der amerikanische Schriftsteller Michael Gold und Ernest Hemingway, die dänische Schriftstellerin Karin Michaelis und unser großer Freund Andersen-Nexö. Von der Solidarität der russischen Schriftsteller sprechen wir noch. In diesem Zusammenhang erinnern wir uns insbesondere an zwei von ihnen, die ungezählte Male in unserer Mitte waren: Michail Koltzow und Ilja Ehrenburg.

Ein weiteres Jahr verging. Es war ein materiell schweres Jahr. Das Elend der Emigration begann sich voll auszuwirken. Hilfskomitees bestanden kaum noch. Die wenigen Zeitschriften der Emigration erlagen: die von Klaus Mann in Amsterdam redigierte „Sammlung", die von Wieland Herzfelde in Prag herausgegebene Zeitschrift „Neue Deutsche Blätter", die in Paris erscheinende „Unsere Zeit" (längst schon waren die in den Anfangszeiten florierenden Zeitschriften wie „Aktion", „Blaue Hefte" etc. eingegangen). Die Verlage, die noch deutsche Emigranten druckten, mußten ihre Produktion einschrän-

ken. Der österreichische Absatzmarkt war uns nahezu ganz verloren, die Redaktionen der bürgerlichen schweizer und deutschsprachigen tschechoslowakischen Zeitungen verschlossen sich mehr und mehr vor uns unter dem Druck der Goebbelsschen Machenschaften. Die kargen Mittel die der und jener hatte retten können, waren längst erschöpft. Unsere Pässe liefen ab. Wir hatten Schwierigkeiten, zu gültigen Legitimations- und Reisepapieren zu gelangen. Die Welle der ersten Anteilnahme an den Opfern des Hitlerterrors, zu denen wir auch gehörten, war abgeebbt und in den Ländern, in denen wir Zuflucht gefunden hatten — die Sowjetunion ausgenommen — herrschte die Krise.

In diesem Zeitpunkt erfuhren wir die Solidarität der Sowjetunion, die der deutschen Literatur nicht nur in Worten Heimstatt gab. Die deutsche Ausgabe der Zeitschrift „Internationale Literatur" wurde unter der Redaktion Johannes R. Bechers erweitert und ausgebaut; die Zeitschrift „Das Wort" wurde geschaffen und gemeinschaftlich von Lion Feuchtwanger, Bertolt Brecht und Willi Bredel redigiert. Die russischen Verlage wetteiferten mit diesen Zeitschriften, uns zu drucken und uns materiell weiterzuhelfen. Zeitschriften in russischer Sprache folgten diesen Beispielen. Und dann kamen die Pakete: Lebensmittelpakete, ein jedes gute 25 Pfund schwer. Die russischen Schriftsteller schickten ihren deutschen Kollegen in die Emigration Gaben ihres Landes. Olga Halpern ist die unermüdliche Vermittlerin und Organisatorin gewesen. Mehr als hundert russische Schriftsteller sandten an mehr als hundert deutsche Schriftsteller in der Emigration diese Pakete. Das war eine große Sache: diese praktische Betätigung der Solidarität unserer sowjetrussischen Kollegen half uns in einer sehr schweren Zeit, half uns moralisch wie materiell.

Die Parole *Gesicht nach Deutschland* war für uns verpflichtend. Wir gaben ihr in jeder Form Inhalt. Vornehmlich ja schon dadurch, daß wir deutsch schrieben, das kostbare Gut der Muttersprache sorgsam wahren und vor dem Mißbrauch hüten wollten, den die Gewalthaber in unserem Lande mit ihr trieben. Weiter dadurch, daß die Stoffe, die wir wählten, in der Überzahl deutsche Stoffe waren oder sehr bezügliche Gleichnisse zum deutschen Schicksal bildeten; durch unsere Stellungnahme zu den Ereignissen in Deutschland; durch die Verbindung, die wir zu den Freunden im Lande hielten; durch die Aufmerksamkeit, die wir auch den Erzeugnissen der Nazi-„Literatur" zuwandten, gleichwie den Äußerungen der versteckten Opposition in all ihren Formen.

Unsere leidenschaftliche Bezugnahme fand aber auch mannigfache äußere, direkte Formen. Von unserer ersten Zusammenkunft an machten wir uns und allen unseren Freunden zur Pflicht, bei jedem Anlaß eine Sammlung für die im Lande weiterkämpfenden, zum Teil in den Konzentrationslagern oder Zuchthäusern leidenden, zum Teil in der Illegalität lebenden Schriftsteller durchzuführen. Bei jeder Versammlung, ob Diskussionsabend im engeren Kreise, ob öffentliche Kundgebung, gaben die Anwesenden ihre Centimes für

den Kampf der Schriftsteller im Lande. Unser treuer Freund und Kampfgefährte Mewes organisierte diese Sammlungen. Er war unermüdlich. Durch Jahre hindurch war er, der selber die bitterste Not litt, immer auf dem Posten. Es kam niemand an ihm vorbei, sein Teller füllte sich mit 25-, 50-Centimestücken, einige Francstücke waren auch darunter und bei großen öffentlichen Veranstaltungen bisweilen auch 5- und 10-Francstücke. Sein Kampfruf: „Für die gefangenen Schriftsteller!" war wohlbekannt in der ganzen deutschen Emigration. Er ist dann im Jahre 1937 in Paris gestorben. Sein durch lange Unterernährung ausgemergelter Körper hielt einer Krankheit nicht mehr stand. Wir ehren sein Andenken — auch das Andenken des jungen, begabten, besessenen Dramatikers, aus dessen Dramatisierung der Ereignisse vom 30. Juni 1934 in Deutschland unsere Schauspielergruppe unter dem Protektorat des SDS mehrere Szenen mit nachhaltigem Erfolg gelesen hat.

So, in winzigen Beträgen, sammelten wir im Laufe der Jahre doch mehrere tausend Francs. Es kamen größere Einnahmen durch wohlgelungene öffentliche Abende dazu. Auslagen hatten wir keine. Alle Arbeit wurde gesellschaftlich getan, ja, die Mitarbeiter sahen zu, daß sie die Fahrgelder und Briefmarken und Telefongebühren auf eigene Faust organisierten, um unsere SDS-Kasse nicht damit zu belasten. Unser energischer Kassierer Wolf Franck hielt die kleinen Summen fest beieinander, bis sie zum größeren Zweck verfügbar waren. Wir sandten diese Gelder *ins Land*. Sie kamen an. Sie halfen einigen Freunden aus Todesnot, und es sind mit ihrer Hilfe eine Anzahl aufklärender Flugblätter im Lande selbst von unseren Freunden hergestellt und verbreitet worden.

Einen Teil des Geldes hielten wir zurück, um damit selbst Schriften herzustellen und ins Land zu senden. Im Sommer 1934 publizierten wir die erste Nummer des „Schriftsteller". Sie war genau so aufgemacht, wie die gleichnamige Zeitschrift des gleichgeschalteten „Reichsverbandes". Wir sandten hunderte von Exemplaren an die Schriftsteller im Lande. Die Aufregung war groß. In der Tat: Goebbels ließ eine ganze Woche hintereinander Abend für Abend im Rundfunk öffentlich vor diesem „bolschewistischen Machwerk" warnen. Wir waren ihm dankbar für diese Propaganda der kleinen Schrift. Man riß sich um sie. Viele Briefe aus dem Lande bezeugten uns ihre große Verbreitung und Wirkung.

Ein Jahr später ging eine starke Broschüre unter dem Titel: „Deutsch für Deutsche" in der Tarnung eines Bandes der „Miniaturbibliothek" ins Land. Die nächste illegale Schrift erschien im Sommer 1937. Es war eine Spanien-Sondernummer. Thomas Mann, Romain Rolland, Anna Seghers und Kurt Kersten legten hier Zeugnis ab; die übrigen Mitarbeiter dieser Publikation fürs Land standen in jener Zeit alle an den Fronten von Madrid, Aragon und Pozoblanco.

Wir haben uns immer gegen die Spaltung von Denken und Tun gewandt. Wir gingen nach Spanien, um dort an der Front die Freiheit und Kultur

verteidigen zu helfen. Da wir wußten, daß es Zeiten gibt, wo auch der Schriftsteller die Kultur am wirksamsten mit der Waffe in der Hand zu verteidigen vermag, vertauschten zeitweilig viele von uns die Schreibmaschine mit dem Maschinengewehr. Aber sie hörten darum nicht auf, Schriftsteller zu sein. Keineswegs. Unermeßlich bereichert kehrten sie wieder zurück an ihre Schreibmaschinen. Die mächtigen Erfahrungen, die sie dort unten an der Front sammelten, setzten sie nunmehr in ihren Büchern und ihren Publikationen in neue, eingreifende Aktionen um.

An dem Freiheitskampf in Spanien waren alle Mitglieder des SDS beteiligt. Fünfzehn in der unmittelbarsten Form: als Soldaten, Offiziere, Kommissare, Ärzte des republikanischen Volksheeres; weitere fünf blieben als zivile Mitkämpfer viele Monate, einige weit über ein Jahr in direktem Kontakt mit den Brigaden des Freiheitskampfes in Spanien; weitere neun — zumindest neun, vielleicht habe ich hier den oder jenen vergessen — waren ebenfalls viele Wochen oder Monate in ihrer Eigenschaft als Schriftsteller oder Korrespondenten in Spanien, auch sie in vielen Formen (durch Vorträge bei der Truppe, Rundfunkansprachen, Artikel für die Frontzeitungen und vor allem natürlich durch ihre publizistische Wirksamkeit im Auslande) leidenschaftlich und bis zu gewissem Grade direkt am Kampf beteiligt. Das sind zumindest siebenundzwanzig deutsche Schriftsteller und SDS-Mitglieder. Alle anderen waren im Rahmen des ihnen Möglichen indirekte Mitkämpfer.

Einer von uns ist gefallen: Albert Müller, der junge Student der Theologie und Kunsthistoriker, sehr aktives Mitglied des SDS, Kursleiter. Er fiel am 7. Januar als stellvertretender Kompagnieführer der ersten Kompagnie des Thälmannbataillons an der Front von Madrid.

Einige von uns sind verwundet worden. Als erster Hans Marchwitza, der mit seinen achtundvierzig Jahren als einfacher Soldat den ersten Sturm auf Teruel im Dezember 1936 im Bataillon Tschapajew mitmachte. Er blieb dann noch lange unter uns, zum Leutnant befördert, als Chronist der Kämpfe und Siege der dreizehnten Brigade, Mitarbeiter unserer Bataillonszeitung, zeitweilig Kommissar der Hospitäler; erst im August dieses Jahres ist er nach zwanzig Monaten aus Spanien zurückgekehrt. Am 12. Juni beim Sturm der Zwölften Brigade auf Huesca ist unser Freund Gustav Regler lebensgefährlich verwundet worden. (Die gleiche Granate, die mehrere faustgroße Löcher in seinen Körper riß, tötete einen anderen Schriftsteller: Maté Zalka, der als General der spanischen Volksarmee und Chef der zwölften Brigade den Namen Lukacs angenommen hatte.) Regler war Kommissar der Zwölften Brigade. Nach Monate währender Lebensgefahr endlich halbwegs hergestellt, blieb er noch weitere Monate in Spanien als Kommissar seiner Brigade. Noch halb gelähmt fuhr er nach Amerika, um für die Sache des Freiheitskampfes dort zu werben. Schließlich bin ich selbst als Offizier des Tschapajew-Bataillons während der Schlacht von Brunete im Juli 1937 verwundet worden.

Ludwig Renn, gerade nach langer Zuchthaushaft aus Nazideutschland ent-

kommen, ging sogleich zu Beginn des faschistischen Überfalls nach Spanien. Seine hervorragende Rolle als erster Kommandant des Thälmannbataillons, als Stabschef der Elften Brigade ist weltbekannt. Nach anderthalbjährigem Frontdienst machte er eine Tournée durch die USA. Jetzt* ist er seit April dieses Jahres abermals als Offizier in Spanien, Oberst der Volksarmee, Offiziersinstrukteur der Divison, die sein und unser Freund und Kollege Hans führt. Hans, auch deutscher Schriftsteller und Mitglied des SDS, hat die glänzendste militärische Laufbahn im spanischen Heer durchmessen. Erster Kommandant des Bataillons Edgar André, Kommandant der Elften Brigade, Oberstleutnant und Chef der Siebzehnten, später der Fünfundvierzigsten Division, zeitweilig Korpskommandant, Sieger von Las Rosas, Guadalajara, Verteidiger von Madrid und Tortosa. Der wohlverdiente Ruhm des Führers der Ersten Internationalen Brigade und Divisionärs Hans, des deutschen Antifaschisten, macht uns stolz.

Lange Zeit war im Kommissariat der Division von Hans Bodo Uhse tätig. Willi Bredel ist Kommissar und in einer schwierigen Situation bei Quinto sogar einmal Kommandant des Thälmann-Bataillons gewesen. Kurt Stern war Kommissar in der Elften Brigade und später Redakteur der Frontzeitung „Volontaire de la Liberté". Peter Kast war in der historischen Abteilung der Base der Internationalen Brigaden in Albacete tätig. Hans Schaul war Redakteur der Bataillonszeitung des Tschapajew-Bataillons, er ist heute als Offizier bei der Elften Brigade am Ebro. Zu Beginn der Kämpfe war Bruno von Salomon als Flieger in der Staffel, die unter dem Befehl von André Malraux stand. Max Hodann war Arzt; Ludwig Detsinyi Sanitäter.

Das sind die Kombattanten in Uniform. Die in Zivil haben nicht weniger beigetragen, die Moral auf dieser erstaunlichen Höhe zu halten, die das Volksheer zum Staunen der Welt befähigt, gegen Hitler, Mussolini, Franco plus Nichteinmischungskomitee siegreich standzuhalten. Egon Erwin Kischs Anwesenheit an vielen Fronten in der vordersten Linie hat tausenden den Mut und die Zuversicht gestärkt. Erich Weinert ist gemeinsam mit Ernst Busch von Brigade zu Brigade, von Hospital zu Hospital gefahren; sie haben die Kämpfer mit dem Vortrag ihrer Gedichte und Lieder begeistert. Unseren Erich Kuttner nennen wir in diesem Zusammenhang nicht als den bekannten sozialdemokratischen Abgeordneten und Politiker; der Verfasser des schönen Buches über Hans von Marées ist ein Kollege, auf den wir deutschen Schriftsteller stolz sind. Er war in den schwersten Wochen des Kampfes um Madrid mit dabei und immer unter der Truppe. Er hat die Dreizehnte Brigade an der abgelegenen Front von Pozoblanco in den Erdlöchern bei Valsequillo vor Fuente Ovejuna und Penarroya gemeinsam mit Kisch besucht. Er ist dann schließlich während der Schlacht von Brunete in vorderer Linie durch ein Infanteriegeschoß verwundet worden. Maria Osten war nicht nur als Korrespondentin, sondern als unermüdliche Mitarbeiterin und Helferin mehr als ein Jahr unter uns.

---

* Der Aufsatz wurde vor der Abberufung der Freiwilligen geschrieben. *D. Red.*

Zeitweilig besuchten uns in Spanien Anna Seghers, Rudolf Leonhard, Ernst Toller, Klaus Mann, Erika Mann, Bruno Frei, Otto Katz. Ruth Schaul kam für Monate zu uns, um unter uns Stoff für ein neues Buch zu sammeln.
Es versteht sich, daß wir in jeder Funktion, die wir hatten, als Offiziere, Kommissare, auch Schriftsteller blieben und mit unserer Fähigkeit, zu schreiben, zu helfen suchten. Wir alle ausnahmslos haben an den Brigaden-, Bataillons-, Kompagnie- und Wandzeitungen regelmäßig mitgearbeitet, einige von uns haben als Kommissare Frontzeitungen redigiert oder sogar begründet, wir haben am madrider und barcelonaer Sender mitgewirkt, und wir haben schließlich unsere Erlebnisse und Erfahrungen in der ausländischen Presse mitgeteilt.
Die wesentliche Erfüllung unseres Kampfes und Dienstes sind unsere Bücher, beziehungsweise werden es sein. Es sind schon publiziert worden: „Die erste Schlacht", das ist die Anfangsgeschichte des Ersten Internationalen Bataillons „Edgar André" von Bodo Uhse; die schmalen Bücher „Zwei Kühe" und „Soldaten am Meeresstrand" von Egon Erwin Kisch; das „Spanische Tagebuch" von Rudolf Leonhard; das Buch über das Tschapajew-Bataillon von mir; ferner viele Erzählungen, Gedichte, Essays, Erzählungen, Tagebücher von Regler, Marchwitza, Bredel, Maria Osten, Erich Weinert, Ernst Busch, Kuttner, Peter Kast, Ruth Schaul, Anna Seghers, Klaus Mann, Toller. Hier muß man auch die Gedichte der jungen Lyriker Ludwig Detsinyi und Erich Arendt erwähnen, die mit dem jungen Erzähler E. Brendt in Spanien in den SDS eintraten.
Das ist erst ein Anfang. Gegenwärtig sitzen die heimgekehrten Mitglieder des SDS alle an ihren Schreibtischen und arbeiten. Bredels dreibändig angelegte Geschichte der Elften Brigade, Gustav Reglers Spanienroman, Maria Ostens Novellenband und ihr Reportagebuch, Bodo Uhses neuer Roman, mein Buch „Die vergessene Brigade" werden noch in diesem Jahr abgeschlossen sein. Die anderen alle sind ebenfalls an der Arbeit. Nicht alle unsere Bücher werden Spanienbücher. Aber kein neues Buch von uns wird erscheinen, ohne daß darin nicht das mächtige Erlebnis des spanischen Freiheitskampfes spürbar wäre, dieses Erlebnis, das uns alle mit neuer Kraft, neuer Zuversicht erfüllt hat, uns entschädigt hat für die schwersten Stunden der Emigration und uns wappnet für alle schweren Stunden, die noch kommen werden.

In Paris ging währenddessen die Arbeit weiter. Anna Seghers, Bruno Frei, Rudolf Leonhard, Hans Siemsen, Max Schröder, Manes Sperber, Robert Breuer, Paul Westheim, Wolf Franck füllten die Lücken, die unser Fortgang zeitweilig aufgerissen. Nach wie vor veranstaltete der SDS allwöchentlich seine Montagabende; im Mittelpunkt der Aktivität stand nun die Beschäftigung mit dem Kampf in Spanien. In Gegenwart des spanischen Außenministers Alvarez Del Vayo und des spanischen Botschafters in Paris veranstaltete der SDS eine große Kundgebung, an der viele französische Freunde teilnahmen. Mehr als zweitausend Bücher wurden für die Frontbibliotheken der

deutschen Freiwilligen-Bataillone gesammelt und nach Spanien entsandt. Mehrere tausend Francs wurden aufgebracht für Weihnachtspakete. Die Verbindung zwischen dem Freiheitskampf in Spanien und dem Kampf im Lande wurde hergestellt durch die (bereits erwähnte) dritte Publikation des „Schriftsteller", eine Spanien-Sondernummer, die ins Land ging und im Lande wirkte.

Die pariser Weltausstellung mit ihren Tausenden von Besuchern aus dem Reich gab Gelegenheit zu wirkungsvoller Kulturpropaganda. Hier hat der SDS hervorragende Arbeit geleistet. Neben dem protzigen deutschen Pavillon, dessen Millionenkisten die Brutalität, die Kulturfeindlichkeit des Naziregimes nicht übertünchen konnten, entstand — nicht auf dem teueren Ausstellungsgelände, sondern in einigen bescheidenen, kleinen Räumen im Zentrum der Stadt — eine andere Ausstellung: „Das deutsche Buch." Sie war vom SDS organisiert. Sie zeigte, wie alle großen und freien Geister in der deutschen Literatur, von Lessing und Klopstock, Schiller und Goethe, Büchner, Heine, Herwegh, Freiligrath, Börne bis zu Thomas und Heinrich Mann die Sache der Freiheit, der Menschenwürde, der Gerechtigkeit zu der ihren gemacht hatten. In dieser bescheidenen Ausstellung, die wirkungsvoller war als der falsche Prunk der Nazis, saßen im Laufe der Monate Tausende von Deutschen aus dem Reich, saßen und lasen mit brennenden Augen und klopfenden Herzen, sogen sich voll mit der Wahrheit, die sie im Reich nicht mehr sehen und hören durften. Während der ganzen Zeit der Ausstellung fanden mehrmals wöchentlich Vorträge, Vorlesungen, Musikabende statt. Unter dem Protektorat des SDS führte in dieser Zeit die Gruppe der emigrierten Schauspieler Bertolt Brechts „Gewehre der Frau Carrar" mit Helene Weigel in der Titelrolle auf. Während dieser Zeit beteiligte sich der SDS auch durch hervorragende Mitglieder am PEN-Club-Kongreß gegen Rassenhetze, am internationalen Weltfriedenskongreß, am Ästhetiker-Kongreß. Am Kongreß der „Conféderation Internationale des Sociétés des Auteurs et Compositeurs", der unter Goebbels' Protektorat in Berlin stattfand, beteiligte sich der SDS durch eine Denkschrift, durch die die auswärtigen Teilnehmer darüber aufgeklärt wurden, daß die Prinzipien des faschistischen Staates im Widerspruch zu den Forderungen des Rechtes, der Freiheit, der Gesittung stehen. In diesem Jahre 1937 wurde auch der dem SDS zur Verfügung gestellte Literaturpreis, der „Heine-Preis des SDS" zum ersten Male verteilt; er wurde von der Jury dem jungen Schriftsteller H. W. Katz für den Roman „Die Fischmanns" zuerkannt.

In diesem Herbst sind fünf Jahre vergangen seit unserem ersten Hervortreten in der Emigration. Wir haben beschlossen, dieses gar nicht festliche, sondern mahnende „Jubiläum" zum Anlaß zu nehmen, uns selbst und unseren Freunden in der Welt Rechenschaft zu geben, was getan ist und was zu tun bleibt. Unser Rückblick wird nicht sentimental sein, vielmehr kritisch und mit Anspruch an uns selbst. Unser ehrenhafter Kampf in vergangenen Jahren wird für uns Ansporn sein zu neuen ehrenhaften Kämpfen. So wollen die

Veranstaltungen dieses Spätherbstes nicht zusammenfassender Abschluß einer Kampfperiode, sondern vor allem zusammenfassender Auftakt zu neuer Kraftentfaltung sein.

Dafür werden die internen Veranstaltungen, die wir planen, von wesentlicher Bedeutung sein. Es sind dies: eine Generalversammlung der Mitglieder des SDS, zu der auch unsere auswärtigen Mitglieder geladen sein werden; wir hoffen unseren Präsidenten Heinrich Mann, unsere Freunde Lion Feuchtwanger, Bertolt Brecht, Ludwig Marcuse, Alfred Kerr und viele andere bei diesen Versammlungen in unserer Mitte zu sehen. Wir werden in dieser Generalversammlung den zurückgelegten Weg im allgemeinen, die Arbeit des letzten Jahres insbesondere überprüfen und kameradschaftlich die näheren und weiteren Perspektiven unserer Arbeit klären. Wir werden in einer anderen Versammlung den diesjährigen Träger des „Heine-Preises" bekanntgeben. Wir werden eine auf mehrere Abende berechnete Diskussion über die für uns brennende Frage „Der geschichtliche Stoff als Waffe im Kampf um die deutsche Freiheit" durchführen. Zur Teilnahme an dieser Diskussion werden wir u. a. unsere Freunde Heinrich Mann, Lion Feuchtwanger, Ludwig Marcuse, Arnold Zweig, Egon Erwin Kisch, Anna Seghers, Gustav Regler, Alfred Döblin, Hermann Kesten, Friedrich Wolf, Willi Bredel auffordern.

Die Verbindung der internen mit den externen Veranstaltungen wird eine besonders umfangreiche Sondernummer des „Schriftsteller" herstellen, die eine vollständige Chronik aller Veranstaltungen und Arbeiten des SDS in den fünf Emigrationsjahren enthalten wird; ferner eine große Anzahl von Erklärungen und Zuschriften ausländischer und deutscher Schriftsteller zu den Fragen: Bedeutung der emigrierten Literatur im Verhältnis zur faschistischen, die Rolle der Literatur im deutschen Freiheitskampf; die erfüllten und zu erfüllenden Aufgaben des SDS. Einige Seiten werden insbesondere dem spanischen Kampf und dem Anteil der deutschen Schriftsteller an ihm reserviert sein; eine Reihe weiterer Beiträge zur Frage des Friedens, zur Frage des Kulturerbes und zu anderen Problemen werden helfen, unsere Stellung zu formulieren. Den uns befreundeten, mit uns kooperierenden anderen Gruppen (bildende Künstler, Schauspieler, Journalisten, Musiker etc.) werden wir Raum zu Beiträgen und zu Ankündigungen geben. Es ist selbstverständlich, daß diese Sondernummer in einer Form, über die wir hier nicht sprechen, ins Land gehen und dort wirken wird.

Die externen Veranstaltungen werden ihren Mittelpunkt haben in einer großen Veranstaltung über die die „Internationale Schriftstellervereinigung zur Verteidigung der Kultur" das Protektorat haben wird, und in der neben unseren Vertretern hervorragende französische, englische, spanische, wir hoffen, auch russische und Schriftsteller anderer Länder das Wort nehmen werden, um einmal mehr die Verbundenheit der Weltliteratur mit der exilierten deutschen Literatur zu verkünden. Wir werden weiter unter unserem Protektorat eine von unserem Freunde Paul Westheim organisierte Ausstellung der in Nazideutschland als „entartet" verschrienen und verfemten

Kunst zeigen. Neben Bildern von Liebermann, Klee, Kokoschka und vielen weltberühmten deutschen Künstlern wird man auf dieser Ausstellung auch das Schaffen der jungen deutschen Künstler in der Emigration sehen. Weiter hoffen wir, daß trotz aller Schwierigkeiten, bis zum Zeitpunkt unserer Veranstaltungen unsere Schauspielergruppe eine neue Aufführung einstudiert haben wird. Eine Reihe von Vorträgen über Spezialgebiete wird dieses, auf die Dauer von zwei Wochen berechnete Programm ergänzen.
Außer dem Selbstzweck dieser Heerschau unserer großen und guten Kräfte haben wir noch einen Nebenzweck, den wir hier zum Abschluß erwähnen: wir hoffen, mit diesen Manifestationen unserer schöpferisch und weltanschaulich fortgeschrittenen Aktivität die Aufmerksamkeit, das Interesse amerikanischer Freunde zu gewinnen; wir hoffen, daß man uns die Möglichkeit geben wird, auf der new-yorker Weltausstellung 1939 (an der sich die in den USA verhaßten Nazis nicht beteiligen werden) unsererseits durch eine Ausstellung und durch einige der hervorragendsten deutschen Schriftsteller die wahre deutsche Kultur vertreten zu können.

Wir sind nicht allein. Wir sind keine Sekte. Wir sind kein von unserem Volke isolierter „Klüngel von Literaten", wie Herr Goebbels das gern möchte. Wir sind ein Vortrupp. Millionen unseres Volkes erwarten mit Inbrunst den Tag, da sie sich wieder mit uns, wir uns mit ihnen vereinigen können. Wir wissen, daß unser Kampf gebilligt wird: von unserem Gewissen, unserem Bewußtsein, von den Massen unseres Volkes und von den Massen aller Nationen der Welt. Zehntausendfach sind wir bestätigt worden. Und wir sind immer wieder glücklich und stolz über die Achtung, die Liebe, die Zuversicht, die uns und unserem Kampfe von den Völkern und von den hervorragenden Vertretern der Völker entgegengebracht wird. Wir wissen auch, daß diese Liebe, diese Achtung, diese Zuversicht nicht uns als Personen gilt, sondern der *Sache*, die wir tragen und die uns trägt. Wir sind der Verpflichtung ganz inne, die dieses Vertrauen in uns bedingt.
Viele haben uns ausdrücklich ihrer Übereinstimmung, ihrer Identifikation mit uns und mit unserer zugleich deutschen und internationalen Mission versichert.
Vielleicht hat die uns ergreifendsten Worte unser großer, verehrter und geliebter Freund Romain Rolland gefunden. In einem Briefe an den „Schutzverband Deutscher Schriftsteller im Exil" hat er uns geschrieben:

„Ja ich bin mit euch — euch, dem besseren Deutschland, dem unterdrückten, vertriebenen aber unbesiegbaren Deutschland, das leidet aber kämpft.
Alles von jenem Deutschland, das wir lieben und verehren, ist in euerm Lager.
Bei euch sind Goethe und Beethoven, bei euch sind Lessing und Marx.
Sie sind mit euch in dem Kampf, den ihr führt. Ich zweifle nicht an eurem Sieg.
Habt Vertrauen! Die Zukunft wird sich an euer Beispiel erinnern und sie wird es ehren.
Ich drücke euch brüderlich die Hand. *Romain Rolland.*"

DEUTSCHE JUGEND IN IHRER TIEFSTEN ERNIEDRIGUNG

Faschistische Jugenderziehung, ihre Methoden und Resultate

von

Rudolf Müller

So schwer es ist, eine große Kultur aufzubauen, so schnell gelingt es, die Kultur von Generationen zu zerstören, wenn man es macht, wie die Nazis in Hitlerdeutschland.

Herostrat, der in der Geschichte als Sinnbild eines Kulturschänders fortlebende Brandstifter des Dianatempels in Ephesus, war ein Dilettant im Vergleich zu Hitler, auf dessen Befehl die geistige Massenkastrierung der deutschen Jugend vollzogen wird.

Wenn Goebbels in seiner Festrede am 1. Mai 1938 grinsend ausrief:

„Man schimpft uns in einer mißgünstigen Welt gern Barbaren, aber wir Wilden sind doch bessere Menschen" —

so stellte er damit sich, seinen Führer, seine Gesinnungsgenossen auf eine Stufe mit den Kopfjägern des südamerikanischen Urwalds, deren Mordinstinkte zwar nicht schlechter ausgebildet sind als die der Nazis, die aber deshalb weder Ansprüche auf Weltherrschaft ihrer Rasse, noch auf Vorbildlichkeit ihrer Kultur gestellt haben.

Fast neun Millionen Jugendliche von zehn bis achtzehn Jahren sind heute in Deutschland gesetzlich gezwungen, Mitglieder der Hitlerjugend zu sein, der die Aufgabe gestellt ist, im Zuge der Vorbereitung zum Militärdienst den entwicklungsfähigsten, gleichzeitig beeinflußbarsten Teil des deutschen Volkes auf das Niveau eines van der Lubbe zu senken und dann diesen Typ, mit den Attributen mordlustigen Blicks und gehärteten Bizepses ausgestattet, als Ideal einer ganzen Generation zu propagieren. Wehe dem jungen Deutschen, der sich heute daran erinnert, daß Schiller mit achtzehn Jahren „Die Räuber", Büchner mit zwanzig Jahren den „Danton", Lessing mit neunzehn Jahren den „Freigeist" schrieb, wehe dem Jungen, der in sich den Drang nach Leistungen friedlicher Kultur fühlt, der musikalisch, dichterisch, wissenschaftlich begabt ist — er ist verfemt, ein „Außenseiter", ein „aus der Reihe Tanzender", eine „halbe Portion", ein „Laumann", ein „Verführer", ein „Selbstsüchtiger", dem man zumindest den Makel „verdorbenen Bluts" anhängt; er wird auch nicht den niedrigsten Kommandoposten als „Hordenführer" im Jungvolk erklimmen und somit nicht einmal vom Abdecker als Lehrling eingestellt werden dürfen.

Für die Zehn- bis Vierzehnjährigen, die Mitglieder des „Jungvolk", die so-

genannten Pimpfe, gibt es die Zeitschrift „Der Pimpf", die von allen Jungen gelesen werden muß. Für dieses Blatt hat Hitler persönlich ein „Gedicht" geschrieben, das, als richtunggebende Parole, im Faksimile gedruckt wurde:

„Wer jetzt nur Philosophie studiert
Und sich nur hinter seine Bücher setzt,
Der ist ein deutscher Junge nicht."

Den künstlerischen Wert dieses „Gedichts" beiseite, aber unter „Jungen" versteht man ein Alter bis zu höchstens siebzehn Jahren, für die ein Studium der Philosophie in keinem Lehrplan vorgesehen ist. Hier steht also Philosophie als Synonym für *Wissen überhaupt*, und das wird hier von der obersten Autorität, dem „Führer" als verächtlich dargestellt, worauf er, der selbst kein Buch liest, das Lesen von Büchern perhorresziert. (Das Anstandswörtchen *nur* wird von den Kindern schon so ausgelegt, wie es gemeint ist: es wird überlesen.) Und die Drohung, „ein deutscher Junge nicht" zu sein, beinhaltet zu reale Konsequenzen, um diesen Makel öffentlich auf sich zu nehmen.

Die Tonart Hitlers ist nur eine andere Form für die Losung: „Wissen ist Blech, Charakter ist Gold", die in jeder deutschen Schulklasse hängt. Um klarzustellen, was man summa summarum unter Wissen und Charakter im Nazi-Dschungel zu verstehen habe, genügt es, einen Abschnitt aus einer der typischen Erzählungen der Jugendzeitschrift „Der Pimpf" zu zitieren. Es ist ein Versuch der Beeinflussung zum blutigsten Atavismus, der dem Wissen, der Kunst, allem Schönen und Guten die Schlägerinstinkte als Verhaltungsweise gegenüberstellt:

„... Das war nämlich der Musterknabe, der Geige spielen konnte, große künstlerische Fähigkeiten auf dem Klavier besaß und außerdem im Rechnen eine Zwei und besser hatte. — Ich sollte mir dieses Genie als Vorbild nehmen? — Ja, nehmen und ihm mal ab und zu einige ihm unbekannte Fähigkeiten beibringen, in denen er Ungenügend hatte ... der konnte nämlich nicht boxen!"

Also sichtlich „ein deutscher Junge nicht". Sein Untermenschentum, das mit dem Schimpfwort „Genie" treffend charakterisiert ist, ersieht man in der Folge:

„Er fragte, ob er seine Geige mitbringen solle."

Er bekommt die Antwort im Sinne Hitlers:

„Ich stöhnte: „Ja, wenn du sie gegen Bruchschaden hoch versichert hast."

Wes Geistes Kind der kunstliebende Knabe ist, wird auch dem schwerfälligsten Pimpf klargemacht:

„Er fing immer von der Schule an. Ein Thema, von dem man nur im Fieber spricht."

Das Schicksal des Genies ergibt sich zwangsläufig:

„Und Fips (das ist der echtdeutsche Junge) gelobte: ‚Ich schlage ihn zusammen, diesen Strohkopf, wo ich ihn auch treffe!' "

Der Strohkopf ist das Genie. Gedruckt im Jahre 1938 in Hitlerdeutschland. Zur Weckung der niedrigsten, gemeinsten, brutalsten Instinkte deutscher Kinder.

„Jungzugführer", in diesem Ungeist erzogene Burschen, denen fünfzig Kinder auf Tod und Verderben überantwortet sind, schicken an ihre Untergebenen Dienstschreiben, die dann als Muster für alle unteren Kommandostellen abgedruckt werden:

„... Ich hoffe ja, daß ihr selber solche Pfundkerle seid und ihr deshalb sicher nicht mehr nötig habt, ‚erzogen' zu werden. Sicher wißt ihr aber auch, genau so wie ich, daß es in unseren Reihen noch viele Halbe Portionen gibt, wißt ihr, solche Laumänner die gar nicht zu uns gehören. Die wollen wir erziehen. Euer Jungzugführer."

Man braucht nur auf die Anführungszeichen des Wortes „erzogen" zu achten, um sich das Verhalten der „Pfundkerle" gegenüber den „halben Portionen" vorstellen zu können.

Wie Richard III. die Geister der von ihm Ermordeten, so fürchten die Naziführer nichts mehr, als die Entwicklung von Persönlichkeiten; wie Richard III. möchten sie sagen: „Was fürcht ich denn? Mich selbst? Sonst ist hier niemand." Damit in Deutschland niemand sei, als sie selbst, damit jeder Mensch ein Abklatsch ihrer Scheußlichkeit werde, damit das Menetekel ihres Untergangs, das ihnen in jedem fortschrittlich und human Denkenden ständig droht, verschwinde, versuchen sie, in der Jugend, deren Urteilsvermögen noch nicht genügend entwickelt ist, jedes echte, menschliche Gefühl abzuwürgen, damit in den so Vergewaltigten kein kritischer Gedanke gegen die Vergewaltiger entstehe. Darum versuchen sie, jede persönliche Eigenart in Spott und Hohn zu ertränken. Darum kleiden sie die Kleinen mit Uniform, Militärtornister, Brotbeutel, Feldgeschirr, Militärstiefel, Spaten und Dolch, damit Landsknechte heranwachsen und keine Kulturmenschen. Darum schaffen sie eine komplizierte Hierarchie von Kommandostellen, wo schon der Zwölfjährige mit dem Stern auf der Achselklappe größenwahnsinnig ist, darum lehren sie die Kinder, nach unten zu treten und nach oben zu katzbuckeln.

Gern regiert Hitler nach dem alten römischen Rezept: Innenpolitik wird durch Außenpolitik überwunden. Die inneren sozialen Gegensätze sollen durch militärische Operationen nach außen verwischt werden, damit der Geknechtete sich durch vorgegaukelte äußere Freiheit über sein Sklaventum hinwegtäuschen lasse. Für die Zukunft glaubt Hitler sich durch Liquidierung der kulturellen zugunsten der physischen Erziehung eine Generation zu schaffen, die nicht erst das Denken zu verlernen braucht, weil man in ihr schon die Keime dazu getötet hat, eine Generation, die also, statt schöpferischen Verstands, auf den Mann dressierte Instinkte besitzt und mit „stramm ausgerichteten" bedingten Reflexen auf den jeweilig in Nürnberg verzapften „Jahresmythos" reagiert. Menschenverachtung (mit der Lebensmaxime: „Frechheit siegt") wird durch die Aussicht eingeimpft, Vorgesetzter zu werden, der in keinem Falle dem ihm unterstellten Kollektiv, sondern nur dem übergeordneten Vorgesetzten verantwortlich ist. Kadavergehorsam soll durch grausame Zucht erzwungen werden, mit dem Ziel, daß der zum Mann gereifte Junge in den Krieg ziehe, ohne zu fragen: Wem nützt es? Daß er

den Aktiengesellschaften, den Grundbesitzern, dem Staat diene, nicht nur ohne eigene Meinung, sondern bis zum Verrecken durchdrungen von der gottgegebenen Zweckmäßigkeit der Lohnsklaverei. Daß er sich dem Vieh gleichmache, um sich nicht zum Gedanken aufschwingen zu können, sich in die Volksfront einzugliedern gegen die, denen Hitler die Verteidigung der Kapitalsdiktatur bis auf den letzten Hauch von Roß und Mann garantiert hat. Ganz in diesem Sinne ist die Erklärung des Regierungsdirektors Gräser, als Vertreter des deutschen Reichsunterrichtsministers auf der Internationalen Erziehungskonferenz in Genf, im Juli dieses Jahres, zu werten:

„An die Stelle der humanistischen Bildungsideale ist eine Erziehungsordnung getreten, die sich aus dem gemeinsamen Erlebnis des Kampfes entwickelt hat."

Welches Kampfes? Des Kampfes gegen den Humanismus, gegen die Demokratie, gegen den Fortschritt. Die Nazis dulden die freie Entfaltung der Jugend nicht, weil sie wissen, daß sie dadurch selbst die Fundamente ihrer Tyrannei unterwühlen würden.

Gibt es vielleicht keine Begabungen mehr unter den fast 9 000 000 militärisch zwangsorganisierten Jungen und Mädchen? Es *muß* sie geben, denn das hängt nicht von Herrn Hitler ab. Aber mit der Devise *Lieber Hooligans als Persönlichkeiten* werden die Talente denunziert, gebrochen, „gleichgeschaltet". Ein junger Mann namens Ritter, führender „Theoretiker" der Hitlerjugend schreibt in der Septembernummer des Führerorgans „Wille und Macht":

„Immer wird der ‚Frechdachs' eine führende Rolle spielen. Sein Gegenspieler ist der ‚Außenseiter' oder ‚Streber', der in sich so oft ein verkanntes Genie sieht."

Damit keine Mißverständnisse entstehen, illustriert er diese These durch einen Fall aus dem Leben, während einer Hochgebirgswanderung von Hitlerjungen:

„Alles klappt gut, bis auf einen ‚Außenseiter', der den ‚höheren Schüler' mimt und immer aus der Reihe tanzen muß."

Vielleicht hat dieser verachtenswerte Gymnasiast sich nur mit Logarithmen beschäftigt, anstatt die Natur zu genießen? Im Gegenteil:

„Man sieht ihn oben auf den Bergen herumkraxeln und nach Edelweiß suchen."

Der Verbrecher hat also den Zweck der Wanderung, das gefechtsmäßige Marschieren in bergigem Gelände, durch Edelweißsuchen geschändet. Als der „Außenseiter" zurückkommt, spielt der „Frechdachs" dankenswerterweise seine gemütvoll führende Rolle:

„Der Frechdachs schleudert ihm wütend ins Gesicht: ‚Du dußlige Sau, du, wenn du da oben abgestürzt wärst, hätten wir noch die Schweinerei mit der Leiche gehabt.' "

Gleichzeitig wehrt sich aber Herr Ritter gegen die Eltern und Pädagogen in Deutschland, die mit der Verrohung ihrer Kinder nicht einverstanden sind:

„Mag man uns auch oft vorwerfen, daß unsere Jugendbewegung mit ihrer körperlichen Ertüchtigung eine verflachende Wirkung auf uns ausübe, so brauchen wir nur an die Dekadenz und kulturlose Zivilisation des ‚modernen' 19. Jahrhunderts zu erinnern."

Das XIX. Jahrhundert ist in der Rangordnung Staatsfeind Nr. 3 im heutigen Deutschland. Es gibt eine ganze Literatur über dieses Thema. Das Lob Rosenbergs winkt dem, der das XIX. Jahrhundert am besten verhöhnt, dieses Jahrhundert, dem Deutschland seinen Ruf als moderne Kulturnation zu verdanken hatte; das Jahrhundert, in dem sich die Formierung des Proletariats als Klasse vollzog, in dem die großen Deutschen Marx und Engels die Waffen schmiedeten, die stärker sind als die Fäuste jener alten Germanen, die Herr Ritter der von ihm „geführten" Jugend als Vorbild gegen den Humanismus anpreist:

„Da sind die alten Germanen, unsere Ahnen, Vorbild, die schon ihre Freundschaften ‚zusammengerauft' haben."

Der Schläger gegen den Denker, der „Frechdachs" gegen den „Weichling" und „Selbstsüchtigen":

„Die Weichlinge sind immer Verführer, ob sie jünger oder älter sind, und sie meidet man wie die Pest."

„Auf den Selbstsüchtigen (er wird in den meisten Fällen der Gruppe Menschen mit einem verdorbenen Blut angehören) wird man sich in dieser harten Zucht wenig verlassen können."

Das Gesetz des Dschungels, nach dem der physisch Stärkere den Schwächeren frißt, wird zum Jugendideal erhoben, der Feldwebel rückt auf zum Maß aller menschlichen Vollkommenheit. Und ironisch witzelt Herr Ritter über

„... die ewig ‚suchenden Seelen', die sich selbst noch nicht gefunden haben, weil sie noch nicht zum werdenden Mann herangereift sind."

Wer sucht, der findet nämlich. Die Wahrheit. Und die ist antifaschistisch, an welchem Ende man sie auch packt.

Am hemmungslosesten hat Göring auf dem Parteitag in Nürnberg in diesem Jahr formuliert, um was der Kampf geht:

„Ich muß feststellen: mir scheint, wer besonders viel denkt, besonders viel liest, sich besonders gescheit dünkt, der ist auch am zaghaftesten. Vielleicht deshalb, weil er zuviel Möglichkeiten überlegt und durchklügelt."

Um der „Zaghaftigkeit" durch Sterilisierung des Denkens auf handfeste Weise nachzuhelfen, empfiehlt der Beauftragte für Jugendertüchtigung, Stellrecht, in seinem Buch „Die Wehrerziehung der deutschen Jugend" das Stockfechten:

„Die Hiebe, mit bloßer Brust gefochten, ziehen sich in roten Striemen über die Haut und brennen, ohne daß man Schmerz zeigen darf ... Es ist das richtige Spiel für die Jugend."

Der Jugendertüchtiger Stellbrecht geht dabei von folgendem aus:

„‚Wissen ist Macht', schrieb man über die Schultüren; als ob Macht sich in etwas mehr verkörpern könnte, als in der Waffe."

Der Jugendertüchtiger Stellbrecht führt deshalb die Lanze an Stelle des verfluchten Wissens als „Jungvolkwaffe" ein:

„Durch den Speer wird in Zukunft der Junge in der Lage sein, aktiv in das Geschehen des Spiels einzugreifen."

So wurde ein zwölfjähriger Junge nach einem Ausmarsch mit gepacktem Tornister und Speer seinem Vater in völlig zusammengebrochenem Zustand zurückgeliefert. Der Vater holte den Arzt. Der Arzt beschwerte sich über die Tortur bei seinem Kollegen, der für die Schule, in die der Junge geht, zuständig ist. Er erhielt die Antwort: er habe sich darum nicht zu kümmern; wenn er sich weitere Beschwerden erlaube, werde er seiner Praxis enthoben. Die in der Schule eingeführte Prügelstrafe findet ihre Ergänzung darin, daß es für die jugendlichen Vorgesetzten in den Formationen der „Hitlerjugend" zum guten Ton gehört, der Jugend so ins Gesicht zu schlagen, daß ihnen das Blut aus der Nase spritzt. Beschwerden helfen nichts.

Kinder, deren Eltern keine aktiven Faschisten sind, bekommen den Auftrag, dem Vorgesetzten alles zu erzählen, was zu Hause gesprochen wird. Es wird ihnen gesagt, daß sie sich damit ein großes Verdienst um das Vaterland erwerben. Die alte Generation werde ja doch bald aussterben, dann sei es an der Jugend, Deutschland zu regieren, und was man mit den Alten nicht mehr schaffen könne, werde man nach ihrem Tod machen. Ein Beispiel aus einer Materialsammlung, deren Glaubwürdigkeit außer Zweifel steht, zeigt die Ergebnisse des Aufhetzens der Kinder gegen die Eltern: ein Junge kommt abends nach Hause und beginnt, den Bücherschrank zu durchsuchen; der Vater fragt ihn, was er brauche; der Junge antwortet, er suche, ob nicht marxistisches Material im Schrank versteckt sei. Der Vater gab dem Sohn eine Ohrfeige und schloß den Schrank ab. Darauf erklärte der Junge empört, er handle in Ausführung eines dienstlichen Befehls und werde sich über den Vater bei der Hitlerjugend-Leitung beschweren.

Ein weiteres Beispiel aus demselben Material ist erschütternd durch die tragische Verkrüppelung des Selbstbewußtseins, durch die folgenschwere Verdrehung des Begriffs seelischer Größe, durch Züchtung eines masochistischen Sklaveninstinkts, der empfangene Prügel auch noch mit Schweifwedeln quittieren läßt: die Mutter eines Jungen bekam einen Brief, daß ihr Sohn wegen Nichtausführung eines Befehls für vier Wochen vom Dienst suspendiert sei; am selben Nachmittag erschien der „Gefolgschaftsführer" in der Wohnung, traf den Jungen und schlug ihm mit solcher Wucht ins Gesicht, daß er zu Boden stürzte. Die Mutter verlangte entrüstet Aufklärung. Der „Gefolgschaftsführer" erklärte, das sei eine dienstliche Angelegenheit und gehe die Mutter nichts an. Was hatte der Junge verbrochen? Nachts um elf Uhr, bei strömendem Regen, erhielt er einen Dienstzettel, daß er sofort zum Appell zu kommen habe. Der Junge ging nicht, weil er zu müde war. Das war alles. Aber noch schrecklicher als die zynische Rohheit des „Gefolgschaftsführers" war die Reaktion des Jungen auf diese beispiellose Erniedrigung: er hat geschwiegen! Und als die Mutter empört auf ihn einredete, sagte er, mit den Tränen kämpfend:

„Er hat ganz recht gehabt, daß er mich geschlagen hat. Ich verdiene es nicht anders."

Im Anfang spielt sich der Betrieb für den „Pimpfanwärter" weit romantischer ab. Zu seinen Eltern kommen in voller Uniform mit Sternchen und

Schnürchen einige „Kameraden", machen schöne Worte von gemeinsamem Wandern, Schlafen im Zelt, Indianerspielen. Wenn die Eltern Ausflüchte machen, weil ihr Junge noch früh genug dazu käme, beginnen die „Kameraden" zu schmeicheln, es handle sich doch zuerst nur um die Teilnahme an einem Appell; und natürlich beginnt jetzt auch der Junge, um den man sich so bemüht, die Eltern zu quälen, ihn gehen zu lassen, weil ihm die ganze Sache imponiert. Beim Appell, bei dem sich die frisch Geworbenen einfinden, werden natürlich nur zahme Spiele vorgeführt, keinerlei Exerzieren. Der „Fähnleinführer" malt den Anfängern eine verlockende Karriere vom „strammen Pimpf" bis zum „Gauleiter" aus. Die verschiedenen Rangabzeichen werden wie die Fülle der Befehlsgewalt gleich erklärt. Ein Lied wird gesungen. Und dann wird das Kind von den „Kameraden", die es geworben haben, höchstpersönlich nach Hause gebracht, wobei dem vielleicht noch Zögernden romantische Erlebnisse erzählt werden, so daß dieser ganz geehrt ist und nichts lieber wünscht, als recht schnell ein „Pimpf" zu werden. Den Eltern ist es schwer, etwas dagegen zu machen.

Seit dem Gesetz vom 1. Dezember 1936 ist jeder Jugendliche *gezwungen*, in die Hitlerjugend einzutreten. Vom zehnten bis zum vierzehnten Jahre ist er im „Jungvolk", vom vierzehnten bis zum achtzehnten in der „Hitlerjugend", vom achtzehnten bis zum einundzwanzigsten im Arbeitsdienst und in der Armee. Wenn die Nazis trotzdem nach außen hin den Schein der Werbung und Freiwilligkeit aufrechterhalten, so tun sie das wegen der Propagandamöglichkeiten und um genauer zu sieben; denn in das „Leistungsbuch" des Kindes wird eingetragen, ob es freiwillig oder auf Grund des Gesetzes eingetreten ist.

Nach der Aufnahme muß das Kind einen Eid auf „Gott und Hitler" schwören. Von da ab beginnt der Terror, die „Erziehung" für den totalen Krieg. Eine eigene Jugendpolizei sorgt für die Überwachung auf Schritt und Tritt, wobei die Kinder solcher Eltern, die früher als marxistisch bekannt waren, oder die den aufgelösten katholischen Jugendverbänden angehört hatten, besonders beobachtet werden. Da die Hitlerjugend über eine eigene Gerichtsbarkeit verfügt und der Vorgesetzte vom „Gefolgschaftsführer" aufwärts (einem Gefolgschaftsführer unterstehen 150 Jugendliche) persönliche Disziplinarbefugnisse hat, ist der regellosesten Willkür keine Schranke gesetzt. In Arbeiterbezirken, in katholischen Gegenden, ist trotz aller Zwangsmaßnahmen die organisatorische Erfassung der Jugendlichen für die Nazis mit großen Schwierigkeiten verbunden. Hier wirkt sich der Einfluß der Eltern häufig bei den Kindern in einer verbissenen Abneigung gegen den rüden Kommandoton, das ewige Marschieren, den geforderten Kadavergehorsam aus. Hier greifen die Nazis zu anderen Mitteln. Sie berufen Elternversammlungen ein, in denen sie drohen, für die Existenzmöglichkeiten des Kindes in Zukunft nicht garantieren zu können. Sie verhängen Geldstrafen über Eltern und Kind. In den Schulen werden die Lehrer für hundertprozentige Erfassung der Kinder in der Hitlerjugend verantwortlich

gemacht. Ist auch durch körperliche Strafen die Menschenwürde des Kindes nicht zu vernichten, so wird es zur weiteren „Behandlung" in „nationalen Erziehungsanstalten" interniert.

Mit größter Rücksichtslosigkeit werden die Mitgliedsbeiträge eingetrieben. Für Arbeiterfamilien, die mehrere Kinder haben, sind die Ausgaben an Fahrgeld, Beiträgen, Uniform, Zubehör usw. eine unerträgliche Belastung. Da nicht nur die Jungen, sondern auch die Mädchen zwangsorganisiert sind, (bis zu vierzehn Jahren als „Jungmädel", bis zum einundzwanzigsten Jahre im „Bund Deutscher Mädchen") verschlingen diese Ausgaben in kinderreichen Familien einen großen Teil des Verdienstes. Bezeichnend ist der Brief eines „Fähnleinführers" an die ihm ausgelieferten hundertfünfzig „Jungvolk"-Mitglieder:

„Ein deutscher Junge, der seinen Verpflichtungen dem Jungvolk gegenüber nicht nachkommt, kann niemals die Ehre in Anspruch nehmen, im Deutschen Jungvolk eine Rangstelle einzunehmen. Dem bisherigen schleppenden Betrieb muß ich unter allen Umständen ein Ende bereiten, und ich scheue keine Maßnahme, wenn sie auch noch so hart ist, diese Übel sofort und radikal auszumerzen." *Unterschrift*
Fähnleinführer."

Ton und Inhalt dieses Briefes zeigen im kleinen die innere Brüchigkeit des Naziregimes. Aber zu was für seelischen Zersetzungserscheinungen muß diese Mischung von dummer Frechheit, rohem Terror und ideenloser Demagogie unter der Jugend führen!
Interessant ist in diesem Zusammenhang das Gespräch mit einem dem Faschismus oppositionell gegenüberstehenden „Gefolgschaftsführer", das, als Stimmungsbild, ebenfalls nach dem oben bereits erwähnten Material, wiedergegeben sei. Der junge Mann schildert, daß unter den hundertfünfzig von ihm kommandierten Jungen nicht einer sagen könne, was Faschismus ist. Der dritte Teil mache nur mit Widerwillen Dienst, ohne daß man allerdings von bewußten Antifaschisten sprechen könne: diese fünfzig Jungen drücken sich, wo sie es können, sie seien gegen jede Art von Zwang. Die andern müsse man wieder unterteilen in die Gruppe derer, die alles mitmachen, alles hinnehmen, was man ihnen sage und sich einreden lassen, daß Marxisten und Juden „an allem" schuld seien; es seien Kinder, die keinen Beruf ergreifen wollen, für den man etwas *lernen* müsse; sie wollen Soldaten werden und den ihnen versprochenen mühelosen Ruhm einernten. „Ideenträger" des Nazismus seien aber auch alle diese Jungen keineswegs. Wieder anders verhalte es sich mit der kleinen Gruppe der von sich eingenommenen Streber, die ohne jegliches Ideal nur nach Erfolg haschen, weil sie dadurch beruflich weiterkommen; das seien die kadavergehorsamen Fanatiker, aus denen die „Scharführer" gemacht werden. Einige wenige Schwärmer, die sich eine Art Ideal aus dem Dienst in der Hitlerjugend zurechtgezimmert haben, können sich natürlich gegen den starren Apparat nicht durchsetzen; sie werden, meist ohne es zu wollen, die Schleppenträger der Streber. Das Führerkorps charakterisiert unser Gewährsmann als

eine große Sklavenhalterei von organisatorisch disziplinierten, aber geistig völlig erstarrten Feldwebelnaturen, die den Haß gegen ihre eigenen Vorgesetzten nach unten auslassen. In seiner Gefolgschaft habe er drei wirklich kritische junge Menschen gefunden, die sich ernste Gedanken über ihre Lage machen; er fügt aber hinzu, daß ihre Zahl möglicherweise größer sei, denn man müsse in Betracht ziehen, daß natürlich jeder ihm, dem „Gefolgschaftsführer" gegenüber, äußerst vorsichtig auftrete.

Daß der Zwangskurs in der Jugendorganisation jede Art *echten Kollektivgeists* unterdrückt, sieht man aus den Klagen eines Mitglieds des „Bundes Deutscher Mädchen". Sie erzählt, daß in ihrer „Mädelschaft" die Töchter wohlhabender Eltern den Ton angeben. Sie habe den Versuch gemacht, eine Hilfskasse zu organisieren, da das viele Fahrgeld für die Mittellosen unerschwinglich sei; es sei aber nicht gelungen, weil die Leitung es verboten habe. Jetzt wolle sie den Vorschlag machen, daß vor Ausmärschen die Brote, die die Mädchen von zu Hause mitbekommen, durcheinandergeworfen werden; jedes Kind solle sich dann eines ziehen, damit auch mal die Unbemittelten zu einer belegten Stulle kämen...

Zwar versucht der schon genannte Jugendverderber Ritter die klare Sicht zu vernebeln, indem er die Naziführung in der bis zum Überdruß bekannten Manier für die Organisation des „Bundes Deutscher Mädchen" beweihräuchert und behauptet, es ginge dort

„um nichts Schöneres und Höheres, als um ein bewußtes Sichfinden, zu einem entscheidenden Sichgeben. Das wird zu ganz innerer Erhöhung führen."

Quatsch beiseite — mit dem „entscheidenden Sichgeben" passieren allerdings solche Dinge, die zeigen, daß die moralische und sittliche Zersetzung in der Hitlerjugend schon zu einem öffentlichen Skandal geworden ist. Unter den Hitlerjungen der bürgerlichen Kreise ist es Mode, mit weiblicher Begleitung zweifelhafte Lokale aufzusuchen und dort zu saufen. Am meisten imponiert, wer die größte Anzahl obszöner Witze kennt. Herr Ritter behauptet zwar:

„Wir ringen um seelische und körperliche Härte. Darum gibt es für unsere Jugend keine sogenannte ‚sexuelle Frage'."

Wenn man sich jedoch bei Äußerungen von Naziführern an das genaue Gegenteil von dem hält, was sie behaupten, wird man erfahrungsgemäß selten fehlgehen. Die antifaschistische katholische Zeitung „Der deutsche Weg", die über die Verhältnisse in den überwiegend katholischen Gegenden Deutschlands besonders gut orientiert ist, meldet am 24. Juli 1938, daß das frühere Zentralgefängnis in Bochum zum Jugendgefängnis umgewandelt werden mußte, in dem augenblicklich achthundert Jugendliche unter achtzehn Jahren, lauter Hitlerjungen, ausschließlich wegen sittlicher Verfehlungen sitzen!

„In einem Schweinestall kann es nicht so stinken, wie in den Gliederungen der Jugend" —

so charakterisiert die Zeitung das moralische Durchschnittsniveau und be-

legt ihre Behauptung durch Anführung einiger Fälle, die an die breitere Öffentlichkeit gedrungen waren, also von der Jugendführung, wohl oder übel, liquidiert werden *mußten*.

Im Jugendgefängnis in Bochum sitzt eine Gruppe von fünfzehn Hitlerjungen, von denen der älteste sechzehn Jahre alt ist. Sie haben sich zwei Jahre lang Abend für Abend mit Mädchen aus der „Jungmädel"-Organisation in Scheunen herumgetrieben; das älteste der Mädchen war fünfzehn Jahre alt. Den Eltern hatten sie gesagt, der Dienst dauere so lange, und diese hatten nicht gewagt, dagegen aufzutreten.

Ein fünfzehnjähriges Mädchen in Köln gebar Drillinge. Gefragt, wer der Vater sei, erklärte sie, ihn auf einem gemeinsamen Festabend der „Hitlerjugend" und der Wehrmacht kennengelernt zu haben; obwohl man eine ganze Kompagnie Soldaten vor ihr aufmarschieren ließ, war der Vater nicht mehr zu eruieren.

Gleichfalls in einer Stadt im Rheinland gebaren vier „Kameradinnen" an einem Tage. Dem erregten Vater gab eines der Mädchen — vierzehn Jahre alt — die Antwort: sie verbäte sich einen solchen Ton einer „deutschen Mutter" gegenüber!

Eine Jugendgruppe wurde nach Rostock zu einem Kursus geschickt, bei dem es natürlich stramm militärisch herging. Wer am Sonnabendabend vom Ausgang zu spät ins Lager zurückkam, mußte am Sonntag beim Appell vortreten, wobei sich folgender Dialog entspann:

„Der Gefolgschaftsführer: ‚Müller vortreten! Warum zu spät gekommen? Beim Mädel gewesen, was?'
Der Vorgerufene murmelt etwas von ‚Zug verpaßt'.
‚Zug verpaßt? Heute Ausgehverbot! Wegtreten!'
Der Nächste antwortete auf die Frage, ob er ‚beim Mädel gewesen' sei: ‚Jawohl!'
Der Gefolgschaftsführer: ‚Glück gehabt! Weggetreten, du Schwein!' Und zur Mannschaft gewendet: ‚Das Reich braucht Soldaten, daß ihr es wißt!' "

Rauchen, Saufen, Weiber — so sehen die „Ideale" der vierzehn- bis achtzehnjährigen „Jugendführer" aus, denen Millionen deutscher Kinder zur „Erziehung" ausgeliefert sind!

Der faschistische Gesundheitsminister Dr. Gerhard Wagner konnte nicht umhin, auf dem diesjährigen Nazi-Parteitag in Nürnberg Zahlen anzuführen, die deutlicher sprechen als die schwülstigen Phrasen anderer Festredner:

„Noch bedenklicher sind die durch den übermäßigen Verbrauch von Genußmitteln hervorgerufenen Gesundheitsschädigungen. Die Tatsache, daß seit der Machtübernahme bis jetzt der jährliche Branntweinverbrauch in Deutschland von 39 700 000 Liter auf 76 100 000 Liter und der jährliche Zigarettenverbrauch von 31 348 000 000 Stück auf 41 284 000 000 Stück gestiegen ist, muß uns mit schwerer Sorge erfüllen."

Von Bier, Wein und Zigarren ist nicht die Rede; daß aber ein großer Teil der einundneunzigprozentigen Erhöhung des Schnapssaufens auf die Kohorten der „Jugendführer" entfällt, steht außer Frage; gehen ihnen doch notorische Säufer wie Göring, Streicher, Ley mit gutem Beispiel voran.

Nach dem Gesetz sind Hitlerjugend und Schule die einzigen „Träger" der Jugenderziehung. Die Eltern sind als erzieherischer Faktor ausgeschaltet.

Sie gelten als unsichere Kantonisten. In den Familien wird kritisch über die Lage in Deutschland gesprochen. Die Kinder beginnen die ewige Exerziererei als Zwang zu empfinden. Die Eltern versuchen, im Rahmen ihrer Möglichkeiten die individuellen Talente ihrer Kinder zu fördern. Die braunen Jugendorganisationen sehen aber ihre wesentliche Aufgabe darin, begabte Kinder zu idiotisieren. Die Kinder beginnen, das, was mit ihnen getrieben wird, als Folter zu empfinden.

So ist auch die Schule kein *vollkommenes* Instrument in den Händen der Jugendverderber: sie vermittelt immerhin einen gewissen Wissensstoff (wenn auch völlig deformiert oder verengt, einzig den laufenden Bedürfnissen der Armee und der auf den Krieg vorbereitenden Organisationen angepaßt). Die Führung der Hitlerjugend muß daher mit allen Mitteln bestrebt sein, größere Autorität als die Schule zu erlangen — daraus resultieren die latenten Konflikte zwischen Lehrerschaft und örtlicher Jugendführung. Im Jungvolk wie in der Hitlerjugend wird den Kindern täglich von ihren direkten Vorgesetzten gepredigt:

„Weder Eltern noch Lehrer haben euch was zu sagen, ihr habt ausschließlich mir zu gehorchen."

Die selbst noch schulpflichtigen „Jugendführer" benutzen den Unterricht in der Schule und die Pausen, um ihre Autorität gegenüber den Lehrern immer wieder zu manifestieren. Der Lehrer ist in den meisten Fällen gegenüber dem Terror dieser Jugend-Funktionäre machtlos.

An den Gymnasien und Realgymnasien, die bis vor kurzem einen neunjährigen Lehrgang von Sexta bis Oberprima hatten, ist auf Verlangen der Wehrmacht ein Jahr abgebaut worden. Diese Maßnahme ist, ohne Rücksicht auf das — bekannte und mehrfach zugegebene — Sinken des Bildungsniveaus, zwecks schnellerer Freimachung von Offiziersanwärtern durchgeführt worden.

Ein Beispiel für die Verfälschung und Banalisierung des Lehrplans geben die Anweisungen des „Reichssachbearbeiters im NS-Lehrerbund", Oberstudienrat Edelmann, für die Durchführung des Geschichtsunterrichts in den Nazi-Schulen: dieser Pseudowissenschaftler hat die historische Einteilung in Frühzeit, Mittelalter und Neuzeit verschwinden lassen und an ihre Stelle eine „Geschichte deutschen Blutes" gesetzt. Man könnte mit einem Witz über diesen Blödsinn hinweggehen, wenn es sich nicht um die Bildung der Weltanschauung von Millionen junger Menschen handelte. Da in der Frühzeit zwar Ägypter, Griechen, Römer, Juden, Assyrer, Babylonier usw. eine kulturbildende Rolle gespielt haben, als die Germanen noch kaum die Frühstufe der Barbarei erklommen hatten, ist mit dieser Epoche der Menschheitsgeschichte für die Verherrlichung „deutschen Bluts" und eventuell daraus resultierende Machtansprüche nichts zu gewinnen — ergo: es gibt keine Frühzeit! Wäre die Entdeckung Amerikas irgendeinem Hitler-Vorfahren zuschreibbar, so würde man darauf bestehen, daß eine neue Zeit angebrochen sei. Die „romanische" Leistung ist aber in diesem Fall schwer

umzufälschen.*) Die Sache ist zu bekannt. Also liquidiert man einfach den Beginn der Neuzeit. Vom Mittelalter gar nicht zu reden, in dem die deutsche Nation in einem *Römischen Reich* zusammengefaßt war — die „Geschichte deutschen Blutes" ist das Hexeneinmaleins, mit dem all diese Schönheitsfehler in der göttlichen Ahnenreihe Hitlers gleichgeschaltet werden: es hat eben nur Deutschland auf der Welt gegeben und außerdem noch irgendwelche kleinen Ereignisse und Persönlichkeiten, die aber zu unwichtig sind, um in irgendeinem Zusammenhang als geschichtsbildend erwähnt zu werden. Für Eltern, die es wagen, ihren Kindern zu sagen, daß das in der Schule Gelehrte nicht der Wahrheit entspricht, gibt es Konzentrationslager. Das wäre ja auch noch schöner: wenn beispielsweise die Jugend etwas über den tausendjährigen Unterdrückungskampf der Deutschen gegen das Tschechentum gelernt hätte, würde sie vielleicht den jüngsten Ereignissen sehr kritisch gegenüberstehen. Um solche, für die Naziherrschaft gefährlichen Möglichkeiten zu verhindern, verfügt Herr Edelmann entscheidende Präventivmaßnahmen:

„Das Ziel des Geschichtsunterrichts ist nicht die eingehende Beschäftigung mit der Geschichtswissenschaft, sondern die Entwicklung derjenigen Anlagen, die der Staat in der Gesamtheit des Volkes voraussetzen muß."

Die erste Hälfte des Satzes ist eindeutig und unterstreicht die Ergebnisse unserer Analyse. Und für die Kenntnis „derjenigen Anlagen", die der Nazistaat in der Gesamtheit des deutschen Volkes „voraussetzen" möchte, glauben wir in diesem Aufsatz genügend stichhaltiges Material beigebracht zu haben.

Unter den Mitteln zur Willens- und Bewußtseinsbrechung der deutschen Jugend kommt natürlich der Auswahl des Lesestoffs besondere Bedeutung zu. Die oben angeführten Zitate aus „Der Pimpf" gaben einen Geschmack von der Zubereitung der geistigen Nahrung, mit der die aufnahmebereiten Hirne und Herzen der Jüngsten in Hitlerdeutschland vergiftet werden. Ein Nazi-Professor mit dem gut tschechischen Namen Dworczak summiert (am 10. IX.38.) seine Erfahrungen mit den älteren Schülern in Görings essener „Nationalzeitung"; er ist Gymnasiallehrer und spricht sich über die Einstellung zum Buch bei den Primanern aus, die schon fünf Jahre Nazi-Dressur hinter sich haben. Er zitiert in seinem Artikel die Worte dieser Siebzehn- bis Achtzehnjährigen:

„Für Eichendorff und Mörike haben wir wenig Verständnis... Wir haben auch nichts übrig für philosophische Probleme; auch nicht für theoretische Erörterungen der Kunst und Ästhetik. Wir wollen unsentimental sein und lächeln über die Leiden des jungen Werther. Und was sollen uns erst die Romantiker?"

Und wie stehen die jungen Herren zur neueren Literatur?

„Zu Konrad Ferdinand Meyer, zu Storm, Liliencron sagt man ‚hübsch'... und geht vorüber. Wilhelm Raabe? Er ist kein Tatmensch..."

---

* Auch dieser Versuch wurde von einem Professor E. Henning gemacht. Siehe „Das Wort", Heft 9, Jahrg. 1937. Seite 89. *D. Red.*

Darum gibt es auch keine Dichter in Hitlerdeutschland. Oder richtiger: deshalb ist alles das, was sich mit offizieller Billigung äußern darf, von wirklicher Dichtung himmelweit entfernt. (Und das Gute, das — sicherlich — heimlich geschrieben wird, kann keine Massenwirkung tun.) Das übelste arrogante Banausentum darf sich schon beim Primaner breitmachen:

„Vor allem haben wir kein Verständnis für Lyrik. Denn Gefühle ... zeigt man nicht."

Schlechte Beispiele verderben gute Sitten. Das Gefühl für Kunst *muß* verkümmern, wenn man täglich mit Blubo gefüttert wird. Vielleicht aber steckt in dieser Demonstration gegen die Lyrik auch ein Stück mehr oder weniger bewußter Opposition gegen den „Obersten Jugendführer", Baldur von Schirach. Dieser, mit Verlaub zu sagen, lyrische Dichter hat sich zur Feier des nürnberger Parteitages wieder mal ein „Gedicht" abgequetscht, das, von der braunen Presse pflichtschuldigst gedruckt, allerdings ein Musterbeispiel dafür ist, wie man Gefühle *nicht* zeigen soll. So beginnt es:

„Ihr seid vieltausend hinter mir,
Und ihr seid ich, und ich bin ihr."

Nach diesem homosexuell akzentuierten Gereimsel kommen zwei Reklameverszeilen, dann in der vorletzten eine, allerdings unfreiwillige, Selbstkritik:

„Und forme ich Worte, so weiß ich keins,"

Dann, reim dich oder ich fress dich:

„Das nicht mit eurem Wollen eins."

Vielleicht wehrt sich die Jugend gegen diesen verlogenen Unsinn und schüttet das Kind mit dem Bade aus, denn es ist bekannt, daß unter reiferen Menschen das Interesse für Lyrik — für die der Klassiker wie der Antifaschisten — wacher ist als je.
Sehr reichhaltig ist die Liste der Bücher nicht, die von den fast universitätsreifen Gymnasiasten (angeblich) bejaht wird:

„Was wir gern lesen? Brehms ‚Tierleben', Bonsels und Löns."

Weiter nichts? Doch: Detektiv-, Indianer- und Verbrecher-Schmöker! Sie sind die inoffizielle Ergänzung zu jenen Schwarten, die der Jugend offiziell aufgedrängt werden:

„Man genießt diese Geschichten wie eine verbotene Frucht, saugt sie wie ein süßes Gift ein, das versengt und zugleich erneuert."

Mit einem heiteren und einem nassen Auge stellt Herr Dworczak fest:

„Im Helden des Schmökers sehen unsere Jungen ihr Ideal."

Richtig: die Jugend sieht keinen Unterschied zwischen den Helden der offiziellen und unoffiziellen Schmöker. Ihre Moral- und Rechtsbegriffe werden von den einen wie von den anderen zerstört. Denn die offiziellen Schwarten sind nur blutiger, roher, gemeiner als die andern. In folgendem ein paar verbürgte Beispiele für die Wirkung dieser Lektüre.
Eine zwölfköpfige jugendliche Verbrecherbande, die in Krefeld gefangen

wurde, versuchte sich jenes „vorbildliche" Leben zu verschaffen, das die „Führer" täglich vorleben. Deshalb stahlen die elf bis fünfzehn Jahre alten Kinder 1400 Mark. 1000 Mark wurden noch bei ihnen gefunden, 400 hatten sie schon verjubelt.

In einer Schule hält die Hitlerjugend ihre „Heimabende" ab. Bei dieser Gelegenheit haben die Jungen „Räuber" gespielt, die Schulschränke aufgebrochen und daraus gestohlen, was sie mitschleppen konnten. Der Direktor der Schule war dagegen machtlos.

Zum Klassenlehrer eines Gymnasiums kam die Mutter eines Schülers und klagte, daß ihr Sohn einen Ball gestohlen habe. Da er Mitglied der Hitlerjugend ist, hatte die Mutter Angst, gegen ihr Kind vorzugehen, und bat, daß es von der Schule bestraft werde. Der Lehrer sagte daraufhin in der Klasse, er habe gehört, daß Schüler des Gymnasiums im Kaufhaus Z. einen Ball gestohlen hätten. Er halte das zwar für unwahrscheinlich, bitte aber doch, die Schultaschen vorzuzeigen. In des betreffenden Schülers Mappe wurde der gestohlene Ball gefunden. Er gab zuerst an, er habe ihn seiner Schwester schenken wollen. Schließlich kam aber heraus, daß die *ganze Klasse* an dem Diebstahl beteiligt war. Alle Schüler sind Mitglieder desselben „Hitlerjugend-Fähnleins". Der „Führer", Sohn des Stadtrats I., hatte den Befehl gegeben, im Kaufhaus Z. „Bolschewisten entlarven" zu spielen: ein Schüler mußte sich „als Bolschewist verkleiden" und sich im Kaufhaus verstecken; die anderen sollten ihn suchen. Bei dieser Gelegenheit war — man beachte die moralische Verquickung nach Hitlerschem Vorbild — der Auftrag gegeben worden, soviel Bälle wie möglich zu stehlen, was auch ausgeführt wurde. Der Schuldirektor wollte drei der jugendlichen Diebe von der Schule verweisen. Auf Druck von oben wurde jedoch nur auf häusliche Strafarbeiten erkannt. (Daß diese vierzehn- bis fünfzehnjährigen Jungen heimlich mit Revolvern in der Tasche herumliefen und damit Tauschgeschäfte machten, sei nur nebenbei erwähnt — das ist kein Sonderfall.)

Ein Lehrer, der sich gegen die zügellose Umgangssprache, die rohe Gewalt, die Unbotmäßigkeit und Hemmungslosigkeit unter den Schülern auflehnte, um die Kinder zu wahren inneren Werten, zu Kameradschaft, Treue und Wahrhaftigkeit anzuhalten, wurde von der Hitlerjugendführung angezeigt und wegen staatsfeindlicher Gesinnung entfernt.

Die totale Militarisierung der Jugend hat die Schule auf ein denkbar niedriges Niveau gesenkt. Unaufmerksam und teilnahmlos verhalten sich die Schüler zum Unterricht. Wochenlang dürfen die Lehrer keine Hausaufgaben geben, weil die Zeit der Schüler durch die Hitlerjugend beansprucht wird.

Aber selbst wenn es etwas Wertvolles zu lernen gäbe, könnten es die Kinder gar nicht bewältigen, da sich bei ihnen — als Massenerscheinung — ständige Übermüdung durch übermäßigen „Wehrdienst" in den Formationen der Hitlerjugend zeigt, was einem Raubbau an der körperlichen und damit geistigen Entwicklung der Kinder gleichkommt. Am schwersten leidet darunter natürlich die Arbeiter- und Handwerkerjugend: bei diesen Kin-

dern werden die durch militärische Schinderei verursachten Gesundheitsschäden noch durch mangelhafte, den Witterungsverhältnissen nicht entsprechende Kleidung und karge Nahrung verstärkt.
Kommt hinzu, daß die Kinderarbeit unter dem Faschismus in frühem Alter einsetzt. Dreiunddreißig Prozent aller Arbeiterkinder müssen neben der Schule Arbeit gegen Bezahlung leisten. Kinder unter zwölf Jahren haben Waren und Zeitungen auszutragen, weil die älteren durch den Dienst in der Hitlerjugend verhindert sind. In einer Imbißstube der kölner Altstadt wurde zum Beispiel ein zehnjähriges Mädchen festgestellt, das bis zehn Uhr abends Geschirr waschen mußte. Um sechs Uhr früh müssen Kinder auf Märkten die Stände aufbauen helfen.
Mit Ausnahme der Prügel-Nazi, die sich einen Spaß daraus machen, bei ihrem Eintritt in die Klasse mit erhobenem Arm melden zu lassen: „Klasse 5b, zweiundvierzig Schüler zum Unterricht bereit, ein Schüler krank." und dann „Abtreten!" zu schnarren, herrscht in den Kreisen der Lehrer eine schwere Depression über den Raub der selbstverständlichsten pädagogischen Freiheiten.
Mit allen Mitteln versucht die faschistische Bourgeoisie den Arbeiterkindern das Aufrücken in höhere Schulen unmöglich zu machen. Das geht bis zu der Behauptung, daß aus den Kreisen der Arbeiterschaft kein talentierter Nachwuchs zu erwarten sei. Das amtliche Organ der „Reichsjugendführung" mußte sich drehen und wenden, um es seinen Auftraggebern, ohne die Arbeiter allzu offen zu beleidigen, rechtzumachen:

„Wir sind nicht der Meinung, von den minderbegüterten Schichten seien nennenswerte (!) Begabungen nicht mehr zu erwarten. Wir glauben nicht, daß unsere Arbeiterschaft schon (!) von allen Begabungen ausgelaugt ist."

Man darf nicht vergessen, daß hier nicht von Begabungen im Sinne einer Kulturnation die Rede ist; solche Begabungen sind a priori unerwünscht. Die faschistische Bourgeoisie sucht Begabungen für ihre Ziele, und dafür ist ihr die Arbeiterschaft als Klasse nicht „begabt", das heißt, nicht zuverlässig genug. Da gibt es auch für „Das junge Deutschland" kein Fackeln:

„Es kommt nicht darauf an, möglichst viele Arbeiterkinder auf die höhere Schule zu schicken."

Noch ein Schuß Demagogie, als handle es sich gar nicht nur um begabte Arbeiterkinder, und schon ist die Frage endgültig gegen die Arbeiterschaft entschieden:

„Man muß sich von dem Fehler lösen, aus jedem Begabten einen Akademiker machen zu wollen. Das soll man bedenken bei der Frage, ob genug begabte Arbeiterkinder vorhanden sind, um ein umfassendes Förderungswerk zu rechtfertigen."

Nebenbei eine schöne Illustration zum Thema „Volksgemeinschaft" in Hitlerdeutschland.
Auch die aus der Volksschule entlassenen etwa vierzehnjährigen Jugendlichen, die als Lehrlinge in Fabriken oder Handwerksbetriebe gehen wollen, stehen vor großen Schwierigkeiten. Das Hitler-System mit seiner Zertrüm-

merung aller Arbeiterrechte hat die Ausbeutung der Lehrlinge und Kinder als billige Arbeitskraft außerordentlich gefördert. Eine kleine berliner Maschinenfabrik beschäftigt bei sechs Facharbeitern zweiundzwanzig Lehrlinge, in einer Schlosserei gibt es neben den zwei Inhabern und einem Gesellen elf Lehrlinge. Diese beiden Beispiele kennzeichnen keineswegs extreme Fälle. Alle diese und die im folgenden dargestellten Tatsachen gehören notwendig in den Kreis unserer Betrachtung: denn eine Kultur entwickelt sich nicht und vergeht nicht im luftleeren Raum — sie ist weitgehend abhängig von den (im weitesten Sinne des Worts) *materiellen* Existenzbedingungen.

Der anhaltende Geburtenrückgang in Hitlerdeutschland — nach offiziellen Angaben bleibt die Geburtenzahl jährlich um zehn Prozent hinter der zur bloßen Erhaltung des zahlenmäßigen Bevölkerungsstands notwendigen Höhe zurück — hat eine Überalterung der Betriebsbelegschaften, ein Sinken der Produktionskraft und die Unmöglichkeit der Produktionserweiterung zur Folge. Im Juli dieses Jahres erschien im „Berliner Tageblatt" eine statistische Errechnung bis zum Jahre 1948, in der das voraussichtliche Verhältnis von Zugängen und Abgängen in der Wirtschaft zahlenmäßig belegt wurde: die Zugänge an arbeitsfähigen Männern werden nicht einmal im gleichen Abstand mit den Abgängen Schritt halten können. Der Anteil der Jugendlichen von dreizehn bis achtzehn Jahren unter den arbeitsfähigen Männern, der im Jahre 1907 noch beinahe 12 Prozent ausmachte, beträgt im Jahre 1938 nur noch 9 Prozent und sinkt bis zum Jahre 1948 auf 6,7 Prozent. Der Zugang besteht aber in übergroßer Zahl aus dreizehn- bis sechzehnjährigen Schulentlassenen, — im Jahre 1938 machen diese Kinder 82 Prozent der Gesamtzahl aus. Das braune Regime steht vor der Perspektive, daß zusammen mit dem Geburtenrückgang die Abgänge durch Arbeitsunfähigkeit und Tod bei dem Raubbau, der an der Arbeitskraft des deutschen Proletariats getrieben wird, weit über die Zugänge an Jugendlichen steigen werden.

Die Dressur der Jugend auf den Krieg und die Verächtlichmachung aller friedlichen, kulturellen Werte, hat im Nachwuchs auch das Gefühl für die Notwendigkeit des beruflich-manuellen Lernens zerstört. In der Überzeugung, daß sowieso Krieg kommt, sieht der Jugendliche die Lehrstelle nur als Übergang zum Militär an, oder er geht unter dem Einfluß der Eltern in solche Kriegsbetriebe, in denen im Falle des Kriegs eine Freimachung vom Frontdienst in Frage kommt. Die kulturellen Berufe und die nicht direkt auf den Krieg eingestellten Berufe haben kaum Nachwuchs.

Jetzt haben die Nazis eine rigorose Verfügung erlassen, die dem Nachwuchs die freie Berufswahl unmöglich macht:

„Wegen des Geburtenrückganges ... ist bei den Lehrlingseinstellungen und allgemeinen Nachwuchseinweisungen sparsam zu verfahren, d. h. eine übermäßige Einweisung in einzelne Berufe nicht zu vertreten."

Außerdem wird ein jährlicher Nachwuchssatz von nur zwei Prozent des jeweiligen Gruppenbestandes jeder Berufskategorie bestimmt, das heißt: es werden Tausende von Jugendlichen nach Abdienung des Pflichtlandjahrs

auf der Straße liegen, ein Symptom, das heute schon in immer stärkerem Maße zu beobachten ist. Und die anderen werden in Berufe gezwungen, ganz gleich, ob sie dafür geeignet sind und Lust dazu empfinden oder nicht.

Katastrophal ist auch der Nachwuchsmangel der deutschen Universitäten. Zum Geburtenrückgang kommen hier als entscheidende Faktoren: die Verächtlichmachung der Wissenschaft als unzeitgemäße Beschäftigung, das Fehlen geeigneter, für den Hochschul-Lehrberuf vorgebildeter Dozenten und das absolute Chaos im Lehrplan. Während vor Hitler die deutschen Universitäten in allen wissenschaftlichen Zweigen internationalen Ruf hatten, sind sie heute zu Karikaturen geworden, die sowohl im Ausland als auch in den geistig noch nicht verrohten Kreisen Deutschlands nur Entsetzen erregen. Die Vertreibung und Emigration tausender bedeutender Wissenschaftler aus Hitlerdeutschland, die Einkerkerung und Ermordung des begabtesten studentischen Nachwuchses haben eine Wüste geschaffen, in der heute die Schakale der faschistischen Pseudowissenschaft herumheulen. Der „Reichsstudentenführer" Scheel erklärte die Nazi-Einstellung zur Wissenschaft mit brutaler Offenheit:

„Es ist nicht so, daß wir unsere Weltanschauung etwa erst wissenschaftlich unterbauen müßten. Sie liegt uns im Blut, ist etwas Selbstverständliches für uns."

Und warum schließt man dann die Universitäten nicht einfach? Nun, angeblich wegen der — Juden:

„Wohin kämen wir, wenn beispielsweise kein anständiger Deutscher mehr Archäologie studieren oder sich in ernster wissenschaftlicher Forschung mit den echten kirchlichen Quellen befassen wollte? Dann würden die Juden und unsere Feinde sich auf diese Gebiete werfen. Und die Folge wäre, daß sie uns eines Tages mit dem Nachweis kämen, daß wir doch aus Asien stammen und unsere Kultur von dort bezogen haben."

Keine Gefahr: niemand kann Herrn Scheel und seinesgleichen nachweisen, daß sie von irgendwoher *Kultur* bezogen haben!
Mit der Frage „Was wird aus der Hochschule?" beschäftigte sich ausführlich Herr Willi Beer, einer der Redakteure des „Berliner Tageblatt". Er kommt zu dem Schluß, die Hochschulfrage in Hitlerdeutschland sei

„ein Problem, das sich wie kaum ein anderes der Lösung durch eine Organisationsorder entziehen muß."

Also, deutsch ausgedrückt, ein wissenschaftliches Problem. Aber wo keine Wissenschaftler sind, ist auch keine Wissenschaft. Herr Beer entschuldigt das damit, daß der braune „Dozentenbund" bis heute seine Tätigkeit „nur im Ausräumen, Versetzen und Berufen" gesehen habe. Von jetzt an, meint er, werde das besser werden, denn der Dozentenbund beginne „geistigen Einfluß auf das Hochschulproblem" zu gewinnen. Er stelle sich die große Aufgabe:

„Eine Gesamtanschauung einer radikal neuen Wissenschaftsweise herauszubilden."

Da Herr Beer an den zur Vorbereitung des nürnberger Parteitages einberufenen Zusammenkünften der „Deutschen Studentenschaft" in Heidelberg und des „Dozentenbundes" in Alt-Rehse teilgenommen hat, wäre es inter-

essant, von ihm zu erfahren, wie man sich diese Herausbildung praktisch vorstellt. Aber leider:

„Ja, das Bild einer solchen ‚Universitas' läßt sich nicht einmal formulieren."

Was aber durchaus möglich erscheine, sei, so orakelt der Beer,

„die Schaffung einer Gesamtwissenschaft über alle Fakultäten hinweg."

Für die Nazis ist das eine Kleinigkeit, die aus Kleinigkeiten zusammengebastelt wird:

„Für diese im Kleinen zu bewältigenden Beiträge sind jetzt an einigen Universitäten Akademien geschaffen worden ..."

Unsere Neugier bezüglich der Akademien in den Akademien wächst, wird aber nicht befriedigt:

„... über deren Arbeiten zwar noch keine Resultate vorliegen ..."

Man hat aber in Alt-Rehse doch ein wenig aus der Schule geplaudert. Und siehe da, es ist der älteste braune Kohl:

„... soviel man aber über die Art der Aufgaben bisher hört, sind sie den aktuellen Werten von Landschaft und Raum entnommen."

Und wir hatten schon gefürchtet, es handle sich um wissenschaftliche Aufgaben! Allerdings — dieser „Hochschul-Reform" im Blubo-Geist „gesellen sich eine Reihe von Schwierigkeiten", böse Gesellen, die scheinbar nicht „im Kleinen" zu bewältigen sind. Herr Beer hat nämlich plötzlich eine atemberaubende Erkenntnis:

„Das Studium braucht Zeit."

Daran kann natürlich alles scheitern. Denn

„da der Staat größere Zeitverpflichtungen an seine jungen und alten Bürger stellt, verlangt dieses Dilemma nach einem Ausgleich."

SA, SS, Arbeitsdienst, Armee und was sonst noch drum und dran hängt, seien also mit den „aktuellen Werten von Landschaft und Raum auszugleichen". Man ist auch schon, was das Studium angeht, zu einem sehr einfachen Resultat gekommen:

„Ersparnis von Zeit."

Das heißt, Abkürzung der Studiendauer. Da es auf die Qualität des zu Erlernenden nicht ankommt, war diese Milchmädchenrechnung leicht zu lösen. Aber es gibt eine größere Schwierigkeit. Woher Studenten nehmen? Wiederum:

„Die Nachwuchsfrage ist von entscheidender Bedeutung. Das einfache Kalkül des Menschenmangels steht im Vordergrund."

Zudem ist das Studium in Hitlerdeutschland nicht sehr verlockend. Herr Beer muß es gestehen:

„Hier kann ja noch viel weniger, als auf anderen Gebieten die heranwachsende Jugend etwa mit den Vorteilen oder den Erwartungen eines wissenschaftlichen Berufs gelockt werden."

Und für waschechte Nazi-Studenten bieten die Überreste von exakter Wissenschaft sogar Gefahren:

„Gerade das Neue steht noch keineswegs als wissenschaftliche Idee so auf der Hochschule, daß es Anlaß zum Nachstreben, zur Weiterbildung wäre."

Denn an den Nazi-Hochschulen sind zwar

„einige wichtige Katheder von Männern frei, die vordem den Grundsätzen des neuen Staates zuwiderhandelten."

Als Ersatz für diese Qualitätskräfte gibt es jedoch nur

„... eine relativ kleine Schar von meist jungen Dozenten."

Es bleibt den Nazis also wiederum nichts übrig, als zu rüsten. Zu wappnen. Diesmal nicht sich, sondern das Verlangen. In vieler Beziehung. Mit Geduld:

„So wird das Verlangen nach neuen Dozenten heute in vieler Beziehung sich mit Geduld wappnen müssen."

Um die öffentliche Meinung der Welt zu verwirren und der faschistenfreundlichen Auslandspresse Material gegen die immer heftiger werdenden Angriffe auf die Barbarei in Hitlerdeutschland zu geben, hat die „Reichsjugendführung" eine ihrer läppischsten Komödien aufgeführt: sie hat in Weimar — um der Auslandspresse die nötigen Stichworte Schiller und Goethe zu geben — einige hundert „Kulturstellenleiter" der Hitlerjugend zusammengetrommelt. Vor ihnen erschien Baldur von Schirach, der „Reichsjugendführer", und offenbarte feierlich:

„Die Erziehung tritt mehr und mehr aus ihrer verengenden Festlegung auf einen ausschließlich militanten und politischen Typ heraus und erhält ihr besonderes Gepräge ...durch ein starkes Betonen des ‚Musischen'."

Die Anführungsstriche um das Wort „Musische" stammen aus der Nazipresse. Sie enthüllen — nolens volens — alles. Da in Weimar ausschließlich Auguren versammelt waren, verfiel man auch nicht einmal in schallendes Gelächter, als der Schmierach die „Mischung" verkündete, aus der sich der Hitlerjunge zusammensetze:

„1. Der ‚homo universale' der italienischen Renaissance.
2. Der in den ‚septem artes' zur höfischen Vollkommenheit erzogene staufische Ritter.
3. Die Synthese zwischen Prinz Eugen und Friedrich dem Großen."

Wir würden uns das Lachen nicht verkneifen, wenn es sich nur um plumpe, nicht aber, wie die Erfahrung zeigt, um gefährliche Manöver der Jugendverderber handelte, um den Versuch, die Spuren ihrer Verbrechen zu verwischen.

Wie es wirklich im heutigen Deutschland, und nicht nur um die Jugend, bestellt ist, blieb Goebbels überlassen, aller Welt, auch denen, die fünf gerade sein lassen wollen, vor Augen zu führen; auf einer von ihm einberufenen „Gaukulturwoche" in Danzig sagte er, wieder einmal gegen den Intellekt polemisierend:

„Nicht jeder, der Bücher liest, ist darum schon ein Intellektueller."

Dahin haben sie das deutsche Volk geführt, daß sie den *entschuldigen* müssen, der es wagt, ein Buch zu lesen! Aber der Gipfel ist die darauf folgende Formulierung:

„Es ist auch keineswegs unnationalsozialistisch, etwas zu lernen."

Es ist in der Geschichte wohl ohne Beispiel, daß der Minister eines Staates den Bürgern erklären muß, daß es mit den Regierungsmaximen der von ihm vertretenen Regierung nicht unvereinbar sei, etwas zu lernen.

Das sind grauenvolle Tatsachen. Vielleicht nicht einmal die grauenvollsten. Der deutschen Jugend wird angetan, was wohl vordem noch keiner Jugend angetan wurde. Die menschlichen und somit kulturellen Werte, die hier bewußt vernichtet werden, sind unübersehbar, werden auch in späteren, helleren Zeiten, rückblickend, nur im Vergleich mit dem kulturellen Niveau der Jugend glücklicherer Länder und Völker annähernd übersehbar sein.

Und doch ist gerade in dem furchtbaren Ausmaße der Barbarei, des physischen und psychischen Terrors die Gewißheit des Umschlagens verborgen. Die für den nicht dialektisch Denkenden suggestive Behauptung Hitlers, daß erst die Größe einer Lüge für den Grad und die Dauer ihres Geglaubtwerdens maßgebend sei, ist ja selbst eine dieser faschistischen Lügen: wird nämlich die Unwahrheit erkannt — und sie wird um so schneller erkannt, je größer sie ist — dann entspricht die *Reaktion ihrer Größe.* Genau so verhält es sich mit dem Terror, der das Erkennen der Wahrheit verhindern soll. Ihr ist, das lehrt die Geschichte, der Endsieg gewiß. Nur soll man nicht glauben, der Umschlag erfolgt *von selbst,* sozusagen automatisch! Es muß zäh darum gekämpft werden.

In Deutschland wird darum gekämpft, mit unvorstellbarem Heldenmut, unter erschütternden Opfern. Von den verschiedensten Volksschichten, von Angehörigen der verschiedenartigsten Weltanschauungen. Die Einigkeit und Tatkraft wächst zusehends. Lassen auch *wir* uns nicht beschämen, tun auch wir unsere antifaschistische Pflicht.

ÜBERSETZEN ALS KUNST UND SCHICKSAL

von

Rudolf Fuchs

Als Vorrede zu dem „Roman eines jungen Mannes" (L'Education sentimental) von Gustav Flaubert ist ein Brief Hofmannsthals an den deutschen Übersetzer des Buches Alfred Gold veröffentlicht, worin es heißt:

„Es widerstrebt mir, denen, die es nicht schon wissen, zu sagen, daß Übersetzen, wirkliches Übersetzen, dasselbe ist wie Schreiben. Denn ich fürchte, sie würden auch nicht verstehen, was Schreiben ist, nicht begreifen, daß es Schreiben und Schreiben gibt, und sich nicht überzeugen lassen, daß ein Abgrund Schreiben und Schreiben trennt. Überlassen wir das Buch denen, die es genießen werden. Ihnen aber, sehr

geehrter Herr, muß es die schönste Belohnung bleiben, sich zu sagen, daß Sie versucht haben, zu übersetzen wie ein Deutscher, das Wort in dem Sinn genommen, in dem man es um 1830 oder 1860 gebraucht hätte — und daß es Ihnen und Ihresgleichen zu danken sein wird, wenn man nicht ganz aufhört, es weiter in diesem Sinn zu gebrauchen."

Dieser Ausspruch Hofmannsthals, 1904 geschrieben, hat wenigstens, was dichterische Übersetzung ins Deutsche anbelangt, an Aktualität nichts eingebüßt. Ich weiß zwar augenblicklich nicht, in welchem besondern Sinn der Deutsche an die Jahre 1830 und 1860 erinnert wird, aber es kann uns, wenn wir mit dem Dichter sonst einverstanden sind, jeder Jahrgang recht sein, der ihm, sicherlich nicht ohne Grund, lieb und teuer war. Auf das Übersetzen als Kunst ist hier von Hofmannsthal jedenfalls mit großem Ernst hingewiesen worden. „Es ist schön", schreibt er an einer andern Stelle, „sich einem Werk hinzugeben, das bleiben wird." Der erwähnte Roman Flauberts ist für Hofmannsthal solch ein Werk. Ohne diese Voraussetzung hätte er sich für die Leistung des Übersetzers nicht begeistern können. Er rühmt den Roman, weil er „so sehr ein Dokument der Zeit von 1848" ist, und weil er überzeugt ist, daß der Roman noch lange fortleben wird. Und er rühmt das Buch, weil es eines ist, „in welchem jede Zeile *geschrieben* ist."

Diese Momente, die hier an einer rühmlichen Ausnahme hervorgehoben werden, gelten zweifellos für jede Übersetzung, die ernst genommen werden will. Hand aufs Herz, Leser! Wen von uns hätten Übersetzungen nicht allzu oft schon vor die Frage gestellt: Wie konnte der Übersetzer das Original für genug wertvoll, wichtig, interessant, zeitlich begründet gehalten haben, um es in seine, in unsere Sprache zu übertragen? Oder: Wie konnte er sich an eine Aufgabe wagen, der er so wenig gewachsen ist? Wie konnte er, ohne schöpferischen Drang, mit dem bloßen Wollen an eine Aufgabe herantreten, die nur von jemand bewältigt werden kann, der muß und nicht nur will? Wie konnte er sich über die Notwendigkeit hinwegsetzen, sich in den Geist des Originals, in die Besonderheit der fremden Sprache und ihrer Anwendung durch den Dichter, in die Umstände, unter denen das Werk entstanden ist, einzuleben? Denn eine Dichtung übersetzen kann nur jemand, der sie auch selbst geschrieben haben könnte.

Wir sind uns klar über die Rolle, welche die Dichtkunst im Leben der Völker spielt. Sie zeigen in ihr, wie sie von den anderen verstanden werden wollen. Und eine unendliche Trauer liegt über den kleinen Völkern mit schwierigen Sprachen, deren Literatur in der Welt nur wenig oder gar nicht verstanden wird. Der Dichtkunst der Tschechen ist das Gute widerfahren, daß sie seit langem schon, und besonders in jüngerer Zeit, in fremde Sprachen, vor allem ins Deutsche, mit liebendem Bemühen übertragen wurde. Im benachbarten Ungarn sieht es in dieser Hinsicht ziemlich trist aus. Man hört die Namen Ady oder Petöfi, auf welche die Ungarn stolz sind; aber es wird wohl niemand geben, der auch nur einem schönen Vers von ihnen in deutscher Übersetzung begegnet wäre. Petöfi war ein Dichter der Achtundvierziger-Revolution. Eines seiner Gedichte wird — ob mit Recht oder zu Un-

recht — die ungarische Marseillaise genannt. Da findet man folgende Strophe daraus abgedruckt:

„Auf auf, Magyare! Dich ruft das Vaterland!
Heut oder niemals schlägt die große Stunde!
Sollen wir Sklaven oder Freie sein?
Das ist die Frage — Ihr müßt wählen!
Bei dem Gott der Magyaren schwören wir:
Wir werden nicht länger mehr Sklaven sein!"

In dem zugehörigen Artikel über Petöfi wird berichtet, der Eindruck dieser Worte sei, als sie der Dichter frisch den Studenten vorgetragen hatte, überwältigend gewesen. Der Leser dieser „Übersetzung" wird es nie begreifen.

Es gibt einen ansehnlichen deutschen Bevölkerungsteil im gegenwärtigen Ungarn und es gab einen noch wesentlich größern im alten Ungarn vor dem Kriege. Darin, daß sich dessenungeachtet für die ungarische Dichtkunst (nicht für die ungarische Unterhaltungsliteratur) kein Fenster in die Welt geöffnet hat, scheint sich das Mißverhältnis der Magyaren zu ihren Minderheiten widerzuspiegeln.

Die Beziehungen zwischen Übersetzung und Original können sehr vielfältig sein. Gemeint ist hier die Übersetzung als Kunstwerk und nicht als bloße Hausarbeit oder Fleißaufgabe. Diese Beziehungen reichen oft sehr tief. Was alles ist an kultureller Verbundenheit der tschechischen Übersetzung von Puschkin oder, um ein anderes Beispiel aus neuer Zeit zu nennen, der tschechischen Ausgabe von Goethes Werken vorausgegangen! Ein großer tschechischer Dichter der vorigen Generation, Jaroslav Vrchlický, hat 1890 seinem Volk zum erstenmal eine *hervorragende* Übersetzung von Goethes Faust schenken können. (Er hatte Vorgänger.) Auch seine Übersetzung ist heute übertroffen, und nach Otokar Fischers tschechischem Faust kommt wohl lange nichts mehr. Als Vrchlický damals, vor bald einem halben Jahrhundert, den Schlußpunkt unter seine bedeutungsvolle Arbeit setzte, schrieb er ein Gedicht, welches *Nach Beendigung der Übersetzung Goethes „Faust"* heißt und das, weil es so viel davon aussagt, was Übersetzen bedeutet, hier in einer deutschen Übersetzung folgen mag:

„Nur Dank, sonst nichts! — Was könnte mehr geschehen.
da sich das Wort versagt, der Atem säumt;
lang hab der Gottheit ich ins Aug gesehen,
und es erlebt, was ich bislang geträumt.
Nun komme Abend, mag der Stern aufgehen!
Das Wasser ruht, das erst im Fall geschäumt.
Mein Tagwerk ist getan. — Es winkt das Letzte:
des Herbstes Rosen, die der Tau benetzte.

Nur Dank, sonst nichts! — Dafür, daß das Gemeine
ich sanft durchschauern durft mit Geisterstrahl,
bald wars wie Lispeln in dem Schilf, das reine,
bald wieder war's wie Lied der Nachtigall.
Nun, da ich fertig worden, rührt es Steine
(so hart sind Herzen) an mit seinem Hall —
Nicht allzuviel vermags auf diesem Sterne.
Die Menge drängt und hört darauf nicht gerne.

Nur Dank, sonst nichts! — Wie Viele, Bessre strengten
die Kräfte an; der Strand im Nebel blieb.
Auch sie den Blick zum Schönen, Guten lenkten,
der Lebenswirbel sie zu nichts zerrieb.
Ich schätze mir das Wunder, dort zu landen,
wo uns die Brandung rauscht ihr ‚Nimm und gib',
wo uns der Morgen als Geschenk begegnet,
wo niemand mehr will, als sein Können segnet.

Nur Dank, sonst nichts! — Weil doch im Zeitvollbringen
Erfüllung uns im Kuß zum Ziele trug,
da rings Zerstörung rüttelt' an den Dingen
und die Begeistrung war ein Licht im Zug;
mir wars vergönnt, das Weltall zu umschlingen,
seis auch nur mit der Kunst; es war genug,
um durch den Ton der Worte, Reim der Zeilen,
nicht mehr so fern dem Höchsten zu verweilen."

Was Puschkin anbelangt, so wird er schon seit 1820 ins Tschechische übersetzt. Es ist ein hundertjähriges Ringen, worin sich das Bestreben der tschechischen Übersetzer spiegelt, Puschkin nicht nur den Liebling einer erwählten Schicht sein zu lassen, sondern ihn möglichst vollständig und vollkommen der ganzen Nation nahezubringen. Wenn es Glück eines Volkes ist, einen Dichter wie Puschkin zu haben, so ist es ein Unglück, nicht die Sprache zu verstehen, in der er geschrieben hat. Und es ist dann wohl wieder ein Glück zu nennen, wenn ein fremdes Volk über Dichter verfügt, die, was solch ein Dichter Großes und Schönes geschaffen hat, mit all den letzten Feinheiten, Akzenten und Schwingungen so übersetzen können, daß es, ohne darauf aufmerksam gemacht zu werden, gar nicht wüßte, es handle sich um die Übersetzung und nicht um ein Original. Zum hundertsten Todestag Puschkins (1937) hat Petr Křička die Lyrik Puschkins, Otokar Fischer die Dramen und Josef Hora den „Eugen Onegin" ins Tschechische übersetzt. Křička hat sich mit seiner Aufgabe jahrelang befaßt und hat, als das Buch erschien, Bewunderung erregt. Er, ein Meister des Wohllauts, ist in der Lyrik Puschkins ganz und gar aufgegangen. Sein ganzer Weg als Dichter hat ihn für diese Aufgabe prädestiniert. Otokar Fischer, der im März 1938 gestorben ist, ein kritischer Geist und Dichter, hat als ein schon Todgeweihter die Muße, die ihm die Krankheit auferlegte, dazu verwendet, um Puschkins Dramen zu Ende zu übersetzen. Von Josef Hora, dem Übersetzer des „Eugen Onegin", ist ein Besonderes zu berichten. Das Manuskript der Übersetzung war fertig. E. F. Burian hat es in seinem Theater der Jugend, ohne daran etwas zu ändern, in dramatischer Form aufgeführt. Der Beifall war außerordentlich. Wo aber blieb die Buchausgabe? Man war begierig zu lesen, was man im Theater gehört und gesehen hatte. Aber Hora hielt das Manuskript zurück. Nach den bei E. F. Burian gemachten Erfahrungen mit dem gesprochenen, von Musik und Tanz begleiteten Wort nahm er die Übersetzung nochmals vor, und dann erst erschien, trotz dem Nachteil, der sich für ihn aus der Verspätung ergeben mußte, das Buch in seiner endgültigen Fassung.

Hier waren drei Übersetzer am Werk, die nicht zufällig, sondern schicksalmäßig zu ihrer Aufgabe gekommen sind. Dazu muß man freilich wissen, was Puschkin dem tschechischen Volk bedeutet!

Die erwähnten Übersetzungen von Goethes und Puschkins Werken waren keine bloßen Jubiläumsausgaben. Sie waren wichtige zeitgenössische Bekenntnisse. Es ist auch kein Zufall, daß — vielleicht mit geringen Ausnahmen — aus den modernen Literaturen des Auslandes ins Tschechische nur antifaschistische Autoren übersetzt werden; zu der Übersetzung ihrer Werke bedarf es freilich nicht immer eines so hohen Könnens wie in den früher angeführten illustren Fällen. Damit aber überall ein anständiges Niveau der Übersetzungen verbürgt sei, hat sich in Prag ein „Kruh překladatelů" (Kreis der Übersetzer) gebildet, dem viele namhafte Übersetzer angehören. Die Vereinigung besteht erst kurze Zeit, doch ist darin, daß sie besteht, ein Beweis dafür zu erblicken, daß diese Übersetzer ihre Tätigkeit wachsam kontrollieren.

Der Übersetzer kann an seinen Stoff aus verschiedenen Beweggründen herangehen, beispielsweise deswegen, weil er den Wunsch hat, andere Übersetzungen der gleichen Dichtung zu übertreffen. Ein klassisches Beispiel dieser Art ist die Übersetzung des „Zweiten Sonetts der Louïse Labé" von Karl Kraus (1919). Er stellt später seine Übersetzung der Rilkes gegenüber, die ihn eingestandenermaßen zu seinem eigenen Versuch angeregt hat, und bemerkt dazu:

„Solche Kleinodien zu finden und zu lieben, ist Sache Rilkes, ist ein Teil seiner Produktion; das Gefundene zu fassen, ist ihm in diesem Fall nicht so gelungen wie es zu vergeuden."

Und so weiter. Eine peinliche Begleitmusik zu einer sprachlich allerdings vollendeten Übertragung. Zum Überfluß wird dann von Kraus auch noch eine wenig gelungene Übersetzung des Sonetts von Felix Grafe zitiert. Die Sprachlehre, die Karl Kraus hier erteilt, kann von großem Nutzen sein, wenn man darüber hinwegzusehen vermag, wie *er* das Gefundene einfassen zu müssen glaubte.

Von Karl Kraus führt eine direkte Linie zu den Übersetzern aus Ehrgeiz, die, zum Unterschied von ihrem Meister, nur wenig oder gar kein Talent zum dichterischen Übersetzen mitbringen. Wenn man ihnen glauben wollte: jeder ein König Midas. Während aber diesem alles, was er anrührte, zu Gold wurde, wird jenen alles, was sie anrühren, und wäre es auch Gold, zu Quark. Ein anderer Strom von Übersetzern — solchen aus Geschäftigkeit — schreibt sich von Herders „Stimmen der Völker in Liedern" her. Also gerade von einem Buch, das eine große kulturelle Tat war. Hinter all den „Stimmen" stand aber die Persönlichkeit, der ethische Wille und das ganze Werk Herders, wogegen hinter vielen Nachfolge-Stimmen nichts steht als eben jene Krimskrams-Übersetzer.

„Nun Arthurs-Berg soll sein mein Bett,
Kein Kissen mehr mir Ruhe sein,
Sankt Antons-Brunn soll sein mein Trank,

Seit mein Treulieb ist nicht mehr mein!
Martinmeßwind, wann willt du weh'n,
Und wehen's Laub von'n Bäumen her?
Und lieber Tod, wann willt du komm'n?
Denn ach, mein Leben ist mir schwer."

Dies ist eine Strophe aus einem von Herder übertragenen englischen Lied. Es heißt „Klage". — „Und wehen's Laub von'n Bäumen her", oder „wann willt du komm'n?", just solches hat leider Schule gemacht.
Damit man mich, was Herder anbelangt, ja nicht mißverstehe, verweise ich, mit vorbehaltloser Zustimmung, auf die Einleitung F. C. Weiskopfs zu dessen Anthologie aus der Lyrik der Tschechen und Slowaken „Das Herz — ein Schild" (Malik-Verlag, 1937), wo es heißt:

„Es war ein Deutscher, Johann Gottfried Herder, der durch seine Hinweise auf die Volkskultur geschichtsloser Nationen dem Erwecker der tschechischen Sprache und Literatur, Dobrovský, die entscheidende Anregung gab. Und es erscheint mir gerade im jetzigen Augenblick gut und notwendig, darauf hinzuweisen, daß es neben dem kriegerischen Programm eines ausdehnungslustigen ‚Großdeutschland' jenes andere Deutschland gibt, für das heute und in Zukunft die Herdersche Formel von den ‚Friedensgesinnungen' gilt:
‚Fünfte Gesinnung: Gefühl und Billigkeit gegen andere Nationen. Dagegen muß jede Nation allgemach es unangenehm empfinden, wenn eine andere Nation beschimpft und beleidigt wird; es muß allmählich ein Gefühl erwachen, daß jede sich an der Stelle jeder anderen fühle. Hassen wird man den Übertreter fremder Rechte, den Zerstörer fremder Wohlfahrt, den kecken Beleidiger fremder Sitten und Meinungen, den prahlenden Aufdränger seiner eigenen Vorzüge an Völker, die diese nicht begehren.' "

Anders als vor hundert, ja selbst vor dreißig Jahren wird heute übersetzt, muß heute übersetzt werden. Wir horchen bei jeder Übersetzung, ob wir die Stimme der Zeit vernehmen. Aus alten Dichtungen, die man mit Ehrfurcht und Begeisterung „ewige Dichtungen" zu nennen pflegt, spricht sie uns deutlich an. Auch aus den Volksliedern. Nur was modisch an der Dichtung ist, an ihrer Sprache, ihrer Form und ihrer Thematik, fällt mit der Zeit ab. Nun ist es aber gerade das Modische, das zu seiner Zeit immer den lautesten Beifall findet. Der Übersetzer, der Werte schaffen will, wird sich vor dem Modischen hüten. In der Übersetzung wird ein Gestriges vom Leser leicht schon als ein Vorgestriges empfunden. Soviel von der Wahl des Stoffes.
Aber auch von der Sprache fordert die Zeit das ihre, sei es vielleicht auch nur als eine andere molekulare Zusammensetzung. Wohl der Dichtung (und auch der Übersetzung), die zeitlich in jeder Hinsicht wie gerufen kommt! Wären beispielsweise die Rebellenlieder des Petr Bezruč nicht 1903 sondern vielleicht beträchtlich später erschienen und wäre ihre Übersetzung („Schlesische Lieder") nicht während des Weltkriegs herausgekommen, hätten sie in dem einen Falle tschechisch, in dem andern deutsch nicht den starken Widerhall finden können, der ihnen tatsächlich zuteil geworden ist. Der Widerhall von damals ist den „Schlesischen Liedern" geblieben und begleitet sie durch die Jahrzehnte.
Es ist gut, von Dingen zu sprechen, die man selbst erlebt und beobachtet

hat. Deswegen spreche ich konkret vor allem von der Wechselbeziehung zwischen der deutschen und der tschechischen Dichtkunst. Andere mögen für andere Sprachen Vergleiche anstellen.

Die tschechische Lyrik und überhaupt die tschechische Dichtkunst war mit der deutschen bis zum Krieg weit inniger verschwistert, als es die Tschechen selbst wahrhaben wollen. Dieser Zustand erklärt sich aus der geschichtlichen Verbundenheit im alten Österreich. Der nationale Freiheitsdrang der Tschechen, mag er zu Zeiten noch so groß gewesen sein, hat nichts daran geändert. Als aber nach dem Weltkrieg Karel Čapek eine Anthologie französischer Lyrik in tschechischer Übersetzung herausgab, begann sich die neue tschechische Lyrik sehr rasch französisch zu orientieren. Der frühverstorbene Jiři Wolker (1900—1924) ist ohne Apollinaire kaum denkbar. Wolker war des Französischen unkundig; Čapeks Übersetzungen wurden ihm zu einer Offenbarung. Da er aber andererseits das Erbe des Karel Jaromír Erben (1811—1870) angetreten hatte, der bei all seiner nationalen Eigenart in einem Boden wurzelte, in dem auch ein deutscher Dichter jener Zeit hätte wurzeln können, wurde Wolker in der tschechischen Dichtkunst eine Gestalt am Scheidewege. Die tschechischen Lyriker bis Wolker, diesen inbegriffen, haben im Lande noch deutsche Übersetzer gefunden. Die nach ihm kamen, sind bisher unübersetzt geblieben. Oder sie wurden nur sehr unzulänglich übersetzt. Für eine gültige Übersetzung ihrer Lyrik kämen wohl deutsche Dichter in Betracht, die nicht nur, was selbstverständlich ist, mit dem tschechischen Original durchaus vertraut wären, sondern auch lange genug die Luft von Paris, die Luft der modernen französischen Literatur, geatmet hätten. Vor allem müßten sie, wo es sich um Lyrik handelt, selbstverständlich selbst Lyriker sein. Karel Čapek ist eine merkwürdige Ausnahme; er ist berühmt als Dramatiker und Romanschriftsteller. Trotzdem hat er, wie gesagt, eine vollendete Anthologie moderner französischer Lyriker in tschechischer Sprache herausgegeben. Es scheint mir kein Zweifel zu bestehen, daß er seine Begabung zur Lyrik, die er auch besaß, in sich unterdrückt hat, um desto intensiver seine sonstige dichterische Begabung zu pflegen. Seine schriftstellerische Betätigung — man mag mit seiner Richtung einverstanden sein oder nicht — hat er immer als einen *Dienst* aufgefaßt. Seine „Gespräche mit Masaryk" sind ein beredtes Beispiel dafür. Und ist nicht die Tätigkeit eines Dichters als Übersetzer erst recht ein Dienst? Nichts Besseres kann der Übersetzer von sich sagen als: Ich dien'.

Nicht ohne Tragik ist das Tun des Übersetzers, der selbst ein Dichter ist. Es mag sein, daß ihn ein Ungenügen quält, weil er in fremde Fußtapfen treten muß. Auch weil jede Dichtung im Grunde einmalig ist und die Übersetzung, mag sie noch so geglückt sein, in einem andern Lichte und meist auch schon in einer anderen Zeit dasteht. Es ist schon gesagt worden, daß in jüngerer Zeit aus dem Tschechischen ziemlich viel ins Deutsche übersetzt worden ist. Unter den deutschen Übersetzern nimmt *Otto Pick* eine rühmliche Stelle ein. Eines seiner Gedichte heißt auch „Der Übersetzer" und es sei, weil es so sehr zum Thema gehört, aus seinem Buch „Preisungen" hier abgedruckt:

Der Übersetzer

Aus dem Bluten fremder Wunden
saugt er peinvoll in verwirkten Stunden,
bis sich losringt, was nicht er gebar,
Fremden Lauten leiht er seine Stimme,
doch er fühlt in stets erneutem Grimme,
daß es nicht die seine war.

Und es drängt ihn, tiefer sich zu wühlen
in den Berg von Liedern und Gefühlen,
bis er splitternd auseinanderfällt.
Dann in wildem, fluchendem Verzagen
Vers auf Vers zu sprödem Bau zu tragen,
neuzuformen die entstellte Welt.

Trauer wölkt ihn ein, wenn er vollendet,
Trauer macht, daß er sich weiterwendet,
im Vertrauten, Fremden aufzugehn.
Und es sehen, die sein Werk erwarten,
in dem so Gefügten, wild Erstarrten,
neues kaltes Leben auferstehn.

Aber er, der Redliche, der Gute,
weiß: es ist nur Blut von seinem Blute,
nie der Traum, der Form den Großen ward.
Ja! einst hoffte er sich angeglichen
jenen Starken. Unveränderlichen
und der Bruder ihrer hehren Art.

Aber jetzt, im sanften Sonnenleuchten,
einsam fühlt er seinen Blick sich feuchten
und Verzweiflung greift ihm an das Herz.
Ach, auch er ersehnte einst in Träumen.
Herr zu sein in den geweihten Räumen
Und Genosse ihrem heiligen Schmerz.

Was in ihm als reine Flamme brannte,
strömte ein ins Fremde, Unbekannte —
blieb nur hohler Raum.
Und nun ringt der Zweifelnde die Hände,
suchet irr im nächtlichen Gelände
den verlornen Traum.

Das Gedicht ist nicht ohne Echo geblieben. Der tschechische Dichter Otokar Fischer, der als Goethe-Übersetzer bereits erwähnt worden ist — er hat aber noch sehr viel anderes aus verschiedenen Sprachen übersetzt und selbst Bedeutendes geschaffen, das bleiben wird — hat Pick in einem gleichnamigen tschechischen Gedicht mit einem brüderlich polemischen Unterton geantwortet. Ich Übersetzer, so sagt er ungefähr, *muß* das Große künden, das mich ergriffen und zum Schwingen gebracht hat, denn ich fände sonst keinen Frieden. Übersetzen ist eine Mission, von der ich besessen bin. Nicht Schöpfer? Mag sein, dennoch aber auch ich ein Instrument, dessen sich die Elemente tönend bedienen. Auch ich elementar. — Und dann gebraucht Otokar Fischer ein wunderbares Gleichnis für sich als Übersetzer: Wie ein

Wind bin ich, der über den Ozean kommt, um duftenden Blütenstaub aus weitweiten Ländern herüberzutragen in das Land, das ich von allen Ländern am meisten liebe.
Also: der Übersetzer muß. Es ist sein Schicksal. Er kündet das Große. Er bringt es seiner Heimat als Gabe dar.
Im zweiten Jahr des Kriegs in Spanien hat Otokar Fischer „Fuenta Ovejuna" von Lope de Vega übersetzt. Das tschechische Nationaltheater hat das Drama in sein Repertoire aufgenommen.
Das Wort hat es in sich: Übersetzen ist auch das Hinübersetzen über einen Strom, über Trennendes. Der, welcher übersetzt, muß ein guter Fährmann sein. Er muß beide Ufer kennen. Er steht im Dienst, und das bedeutet: exakte Arbeit leisten. Wir sehen so viele, die sich treiben lassen. Das schafft Mißbehagen. In der Kunst des Übersetzens gibt es keinen „Reiter über den Bodensee." Das Wunder liegt genau in der Diagonale des natürlichen Kräfteparallelogramms.
Von einer Übersetzung ist zu verlangen, daß sie ein selbständiges Leben führe, das heißt: daß zu ihrem Verständnis und ihrem Genuß nicht auch die Kenntnis des Originals notwendig sei. Dort, wo hinter der Übersetzung die Konturen des Originals als Wunschbild auftauchen, hat der Übersetzer versagt. Das soll allerdings nicht bedeuten, daß unter Umständen ein Vergleich der Übersetzung mit dem Original oder verschiedener Übersetzungen miteinander nicht reizvoll und nutzbringend ist. Doch steht dieser Reiz und dieser Nutzen auf einem andern Blatt.

Wenn jemand aus eigener Erfahrung sprechen soll, kann nicht etwa behauptet werden, er sei besonders bescheiden, wenn er von sich immer nur als „man" oder „wir" spricht, so wenig er unbescheiden ist, wenn er gerade heraus „ich" sagt. Und ich bin in dieser Lage; denn was ich geschrieben und veröffentlicht habe, besteht zum Teil aus Übersetzungen tschechischer Lyrik. Ich habe nicht Kleinodien gefunden, sondern deutsch nachgedichtet, was das tschechische Volk liebt und was auch mir lieb geworden ist. Wenn ich auch nach den Regeln des „Dritten Reichs" kein deutscher Manne bin, so bin ich doch ein deutscher Dichter. Und als deutscher Lyriker bin ich Übersetzer tschechischer Dichter geworden, vor allem Übersetzer der „Schlesischen Lieder" des Petr Bezruč.
Ich bin in Poděbrad, einer kleinen tschechischen Stadt an der Elbe geboren, die damals, 1890, etwa 5 000 Einwohner zählte. Die Gegend ist fruchtbar, man kann wohl sagen: reich. Die Juden, meist Händler und Landwirte, hatten ihre eigene kümmerlich-kleine Schule mit deutscher Unterrichtssprache. Meine Muttersprache war tschechisch. Ich wurde aber in die deutsche Schule geschickt, denn das Deutsche war im alten Österreich die Staatssprache und überhaupt jene Sprache, mit der man in der Welt weiterkommen konnte. Ich war in der dritten Volksschulklasse, als die deutsche Schule von den Juden freiwillig aufgelassen wurde, denn die Juden waren zu der Einsicht gekommen, daß nicht nur ihre Umgangssprache sondern auch die

Sprache ihrer Bildung, soweit sie eine zweiklassige Volks- und Bürgerschule zu vermitteln vermag, bloß die tschechische sein kann. Die Gegend war, wie gesagt, ganz tschechisch. Im übrigen waren meine Deutschkenntnisse minimal. Ich konnte wohl deutsch lesen, aber nicht deutsch sprechen. An eines erinnere ich mich genau, nämlich an den ersten Eindruck, den mir gedruckte deutsche Gedichte in einem Lesebuch machten. Eines dieser Gedichte begann mit den Worten: „Bei einem Wirte wundermild, da war ich jüngst zu Gaste." Tschechische Gedichte kannte ich nicht, aber manche von diesen deutschen, die ich zur Genüge verstand, kamen mir merkwürdig unwahr vor. Es ist keine nachträgliche Überlegung, sondern wirklich mein erster Eindruck von damals: Ist Poesie, von der mein erwachsener und schon berufstätiger Bruder so begeistert war und zu der auch ich mich hingezogen fühlte, wirklich nur mit all diesen unwahren Metaphern denkbar? Gibt es keine Lyrik, die sich genau an die reale Wahrheit hält? Ich war sehr traurig darüber. Mit acht Jahren kam ich, nachdem die deutsche Schule in Poděbrad aufgelassen worden war, an die große tschechische Schule meiner Vaterstadt, und mir war wohl. Im selben Jahr war die Kaiserin Elisabeth von Österreich in Genf ermordet worden. Alles, was ich darüber vernahm, machte auf mich einen tiefen Eindruck. Ich schrieb ein tschechisches Gedicht auf den Tod der Kaiserin und zeigte es meiner Mutter. Sie war sehr stolz darauf. Abends waren Bekannte bei uns, um Karten zu spielen und Tee zu trinken. Meine Mutter brachte das Gedicht, und mein viel älterer Bruder mußte das Gedicht vorlesen. Aber schon nach wenigen Worten begann er zu lachen, daß ihm die Tränen über die Backen liefen, und die ganze patriotische Gesellschaft lachte mit. Es war ein großer Heiterkeitserfolg. Ich war, wie ich mich erinnere, gar nicht gekränkt, sondern nur erstaunt. Erwachsene, dachte ich, sind eben anders.

Ich hatte weder den Wunsch noch den Ehrgeiz, später so etwas wie ein Dichter zu werden. Der Begriff Literatur war mir noch nicht einmal dem Namen nach bekannt. Es war ausgemacht, daß ich eine Mittelschule besuchen sollte, um etwas „Besseres" zu werden. In meiner Vaterstadt gab es weder ein Gymnasium noch eine Realschule. Ich wünschte sehr, nach der nächstgelegenen tschechischen Stadt Kolin geschickt zu werden, um dort das Gymnasium zu besuchen. Aber der Familienrat entschied anders, nämlich, daß ich nach Prag gehen solle, um eine deutsche Realschule zu besuchen. Ein Hochschüler, der die Ferien in Poděbrad verbrachte, gab mir Stunden im Deutschen. Es fiel uns beiden schwer, und ich dachte schon, daß ich niemals gut Deutsch erlernen würde. Mit zehn Jahren kam ich nach Prag zu fremden Leuten, in eine für meine kindlichen Begriffe beängstigend große Stadt, an eine Schule mit einer halbfremden Unterrichtssprache. Deutsche und Tschechen waren in Prag wie durch eine chinesische Mauer voneinander geschieden. Nach und nach bin ich aber dennoch in den deutschen Kulturkreis hineingewachsen, las deutsche Dichter, besuchte das deutsche Theater, dachte in der deutschen Sprache, ich liebte sie, wurde fruchtbar in ihr — es waren entscheidende Jahre.

Eigentlich hätte ich ein tschechischer Dichter werden sollen. Das Schicksal, oder was man so nennt, hat mich einen *deutschen* Dichter werden lassen. (Es sei mir gestattet, mich in diesem Punkte ernst zu nehmen, ob ich es nun verdiene oder nicht.)

Als der populäre tschechische Dichter Svatopluk Čech, dessen „Sklavenlieder" mich fasziniert hatten, 1908 starb, und vom Pantheon des prager Landesmuseums zu Grabe getragen wurde, stand ich in der Menschenmasse und wußte, daß dieser Dichter auch mir gestorben ist. Seine Dichtung ist allerdings in den dreißig Jahren, die seither vergangen sind, ziemlich verblaßt.

Den Namen Petr Bezruč habe ich zum erstenmal 1912 nennen hören. Seine revolutionären „Slezké písně" (Schlesische Lieder) hatten unter den Tschechen schon seit 1903 lebhaftes Aufsehen erregt. Es hat in Prag immer schon lange gedauert, bevor der Deutsche von einem Tschechen und der Tscheche von einem Deutschen Kenntnis erhielt. Rasch verbreitet haben sich immer nur die Nachrichten von eingeschlagenen Fensterscheiben.

Im Jahre 1924 ist der junge tschechische kommunistische Dichter Jiří Wolker gestorben: ich habe erst später erfahren, daß er überhaupt gelebt hat. Um aber auf Bezruč zurückzukommen: in seinen Liedern bin ich zum erstenmal einer zeitgenössischen sozialistischen Dichtung begegnet, die trotz ihrem teilweise symbolistischen Charakter in der Erde wurzelte, auf ein Bestimmtes losging, und durch und durch echt war. Das ergriff, es packte und ließ nicht locker. In mir war sofort der Wunsch wach, die „Schlesischen Lieder" ins Deutsche zu übersetzten. Nun muß ich kurz sagen, was ich in der Einleitung zu der jüngsten Ausgabe der „Schlesischen Lieder" (Verlag Kittl, Mährisch-Ostrau 1937) ausführlich dargelegt habe: daß Petr Bezruč seiner ganzen Art und Lebenserfahrung nach ganz anderswo stand als ich: Er: ein schlesischer Tscheche — ich: deutsch erzogen. Er: ein grimmiger Hasser der Ausbeutergesellschaft im ostrau-karwiner Kohlenrevier, die sich aus Deutschen, Polen und Juden zusammensetze—ich: ein deutscher Dichter jüdischer Herkunft, der sich übrigens schwer genug durchs Leben schlug. Er: ein geheimnisvoller Unbekannter — ich: ein junger Mensch, der eben erst einiges veröffentlicht hatte. Aber in manchen Dingen mochten wir uns begegnen, er: als Tscheche verfolgt — ich: als Jude benachteiligt. Er: ein Dichter der Rebellion wider soziales Unrecht — ich: einer, dem die Müßigkeit zielloser Dichtkunst die Brust beengte. Er: ein Dichter, der einen sehr entschiedenen Weg ging — ich: einer, der ihn suchte. Er: ein Meister der Musikalität des Worts — und das war auch mein Traum. Er: bis zum äußersten dingwahr — ich: daran noch durch manches verhindert. Er hart — ich eher weich. Nun machte ich mich also an eine Übersetzung, die mir, rein als Aufgabe betrachtet, geradezu abenteuerlich vorkam, so schwierig war sie. Ja mich lockte dieses Abenteuer, und ich dachte mir, ohne jeden Hochmut, aus der bloßen Kenntnis der verfügbaren Kräfte und der Tatsachen: Wenn du's nicht tust, bleibt es ungetan. Du mußt!

Meine ersten Übersetzungen aus den „Schlesischen Liedern" sind 1912 in

den „Herderblättern", einer literarischen Zeitschrift, die junge Menschen in Prag herausgegeben haben, erschienen. Das war ein Anfang. Während des Weltkriegs, 1916, ist das Buch erschienen.
Es ist nicht viel, dessen ich mich rühmen dürfte. Ich hatte immer in sehr profanen Berufen zu tun; zur dichterischen und literarischen Arbeit ist mir nie viel Zeit geblieben. Meine Darstellung will übrigens nichts anderes, als zeigen, wie man von Schicksals wegen Übersetzer werden kann. Dabei möchte ich freilich nicht *nur* als Übersetzer gelten.
Wozu nun dies alles? Wozu all der Aufwand an Worten, Argumenten und Bekundungen? Unmöglich zu dem Zweck, damit sich der Verfasser in einer Zeit, da die Kanonen auffahren, in einem irgendwie günstigen Licht zeige. Da wäre ja die Veröffentlichung von Proben seiner Arbeiten ein viel bequemerer Weg. Sondern: *um Dichter, die es in sich haben, auf den Plan zu rufen;* um an das Gewissen der Besten zu rühren, damit sie sich dem *Dienst* nicht entziehen, der in der dichterischen Übersetzung aus fremden Sprachen in ihre eigene besteht; damit sie Mittler werden, das Wort in dem Sinn genommen, in dem Goethe es gebraucht hat; und damit es uns — andererseits — erspart bleibe, Übersetzungen lesen zu müssen, die allen guten Vorstellungen Hohn sprechen. Dazu!

STILPROBLEME DER FILMOPER

von

Bela Balasz

Die Filmkunst hat ihre Gattungen noch nicht alle entwickelt, und die wenigen, die schon deutliche Konturen zeigen, haben ihren „Normal-Stil" auch noch nicht gefunden.
Die erste eindeutige Gattung der Filmkunst, die Groteske, mußte mit dem stummen Film versinken. (Denn wie sprechen Masken? Auch Chaplin mußte erst aus seiner Maske heraustreten.) Und der Sprechfilm hat bis heute noch nicht einmal klar zwischen epischem und dramatischem Stil entschieden.
Es ist eine besonders reizvolle Gelegenheit für den Theoretiker, das Entstehen und die Differenzierung einer Kunst aus nächster Nähe beobachten zu können: in den Erscheinungen des Wachstums offenbaren sich ihm gewiß die tiefsten Lebensgesetze. Diese nicht mittels historischer Hypothesen rekonstruieren zu müssen, sondern sie einfach ablesen zu können, ihre ökonomischen und sozialen Vorbedingungen aus nächster Nähe kennend — diese einmalige Gelegenheit sollte sich eigentlich kein Theoretiker der Kunst entgehen lassen; am wenigsten in der Sowjetunion, wo man sich in der Kunst ebenso wenig wie in der Wirtschaft von unerkannten Kräften treiben lassen will. Hier teilt man nicht die Meinung Schlegels, daß die Eule der Minerva ihren Flug am Abend beginne, man ist vielmehr der Ansicht, daß

die Theorie berufen sei, nicht nur zu verstehen, sondern auch zu ändern, nicht nur zu registrieren, sondern auch einzugreifen: so beim Film heute — sie kann nicht umhin, geradezu Geburtshelferin zu sein.

Eine Theorie, die Gesetze erkennt und immanente Tendenzen aufspürt, muß bis zu einem gewissen Grade eine „Vor-Theorie" sein, sie muß berechnen und vorbestimmen können. Jedenfalls kann sie und soll sie aber eine inspirative, eine „Kolumbus-Theorie" sein, die dazu hilft, die Künstler zu Entdeckungsfahrten zu ermutigen. (Die Theorie bewies nur, daß Indien auf dem Seewege zu erreichen sei, bevor dies praktisch erprobt war; jedoch durch den Ansporn dieser Theorie wurde Amerika gefunden, von dem keine Theorie etwas ahnte.)

Wenn wir nun das Problem der Filmoper behandeln, müssen wir uns auch im klaren sein, daß wir über etwas sprechen, was es noch *nicht gibt*. Zwar hat es Filme mit Musik, mit sehr viel Musik sogar, von Anfang an gegeben; die Filmoperette, die Filmrevue, der musikalische Film sind Kunstgattungen, die von jeher sehr populär gewesen sind. Sie waren auch kaum Probleme, weder für den Künstler noch für den Theoretiker, wie sie auch dem Publikum niemals problematisch erschienen; sie wurden immer gern und leicht aufgenommen.

Hingegen schien das Problem der Filmoper unlösbar zu sein. Man hatte gleich zu Beginn des Tonfilms einige Versuche gemacht. Sie wirkten trotz der besten Sänger albern und lächerlich.

Warum?

Ich möchte vorausschicken, daß ich im folgenden die sozialen Wurzeln der besprochenen Erscheinungen nicht untersuche. Nicht, als ob das nicht notwendig wäre — es soll jedoch erst festgestellt werden, was geschieht, um es nachher nach Möglichkeit auf seine tieferen sozialen Ursachen zurückzuführen. So möchte ich hier erst einmal die Wirkungspsychologie gewisser filmischer Formen analysieren.

Also: warum Filmoperette — ja; und warum Filmoper — nein? Um darauf antworten zu können, müssen wir zunächst den wesentlichen Unterschied zwischen diesen Gattungen klären.

Nicht die Quantität der Musik oder ihr Prozentsatz vom Gesamtwerk entscheidet. Denn es gibt auch Opern, in denen zwischendurch gesprochen, und es gibt Operetten, in denen sehr wenig gesprochen wird — entscheidend für die Kunstgattung und ihren Stil ist die *dramaturgische Funktion* der Musik.

In der Operette, in der Revue, im musikalischen Drama (also auch in den filmischen Varianten dieser Gattungen) werden *Lieder* gesungen. Entsprechend der Situation und der Stimmung geben die handelnden Personen ihren Gefühlen Ausdruck in einem Lied. Es geschieht also etwas, was im Leben auch alle Tage geschieht. Es ist nichts Bedingtes und nichts Stilisiertes dabei. Daß in den Operetten und musikalischen Dramen sehr *oft* gesungen wird, ist höchstens unwahrscheinlich, aber nicht unnatürlich. („Natürlich" selbstverständlich nicht im Sinne von „naturalistisch" gebraucht, sondern als Gegensatz von „stilisiert").

In der Oper aber — also auch in der Filmoper — singen die handelnden Personen nicht nur Lieder, sondern *sie sprechen singend miteinander.* Sie illustrieren nicht nur mit einem Lied die Gefühle, die sie schon im Dialog mitgeteilt haben — die Musik ist ihre *wesentliche* und meist einzige *Mitteilungsform.* Sie singen nicht ein Lied „a propos", gelegentlich einer Situation — umgekehrt: die Situation entsteht durch ihr singendes Handeln.

Auch in der Operette oder im musikalischen Drama kann das Lied eine dramaturgische Funktion haben; zum Beispiel kann es das Signal zu einem Aufstand sein. Oder die Personen erkennen einander an einem Lied. Oder einer, der schon Mut und Hoffnung verloren hat, wird durch ein Lied angefeuert zu entscheidender Tat. Auch töten kann man mit einem Lied, wie in Offenbachs „Hoffmanns Erzählungen" die lungenkranke Sängerin getötet wird. Aber immer wird es in solchen Fällen als etwas in sich Abgeschlossenes, als fertiges Musikstück *verwendet.* Es ist ein Mittel, fast ein Requisit. Durch ein solches Lied kann sogar eine neue dramaturgische Situation entstehen; aber das Lied selbst ist nicht durch eine dramaturgische Situation entstanden — es ist nicht (wie der Dialog) „vor unseren Augen" geboren. Es hat, so wie es ist, schon früher existiert und wurde nur angewandt. *Das Lied kann die Handlung weiterbewegen, aber im Lied selber bewegt sich die Handlung nicht weiter.* Dies ist schon durch die musikalische Form des Lieds ausgeschlossen.

Auch in einer guten Operette sind die Lieder charakteristisch für die Personen, von denen sie gesungen werden, doch in der Oper werden die Charaktere durch die Musik gestaltet. Sie entwickeln sich musikalisch, ihre Konflikte und die Entscheidungen *geschehen* in der Musik. In der Operette, im musikalischen Drama ist die Musik für das Stück geschrieben, in der Oper aber ist das Stück für die Musik da.

Mit dem Film ist die Musik viel organischer verbunden als mit dem Theater. (Die Oper ausgenommen.) Es werden sehr viele Stücke ohne Musik gespielt, aber für den stummen Film war die Musik eine unumgängige Notwendigkeit; und auch beim Sprechfilm verlangt jede stumme Stelle nach Musik. Wobei zu bemerken ist, daß die Bühnenmusik immer melodramatischen Charakter hat, das heißt: sie gibt der betreffenden Szene einen besonders feierlichen oder lyrischen, gehobenen und bedingten Stil. Sie wird auch nur dann verwendet, wenn eine Stimmung der Szene besonders gehoben werden soll. Die Musik zu den stummen Filmszenen aber wirkt keineswegs feierlich oder lyrisch, wenn die Szene selbst nicht einen feierlichen oder lyrischen Inhalt hat. Sogar zu den trockensten „Kulturfilmen" scheint uns die Musik notwendig. Sie scheint *zu jedem bewegten Bild* strukturell dazu zu gehören wie Licht und Schatten: es fehlt uns etwas, wenn keine Musik zu stummen bewegten Bildern klingt. Sie wirken unangenehm.

Warum?

Das hat einen physio-psychologischen Grund. Die Musik ist für den Film nicht nur ein ergänzender emotioneller Ausdruck, sondern gewissermaßen die ergänzende dritte Dimension. Daß die schwarz-weißen und nichtstereo-

skopischen Filmbilder nur zweidimensional sind und zudem keine wirkliche Tiefe zeigen, kommt dem Zuschauer nicht zum Bewußtsein, solange er Musik dazu hört. Sie geben die Illusion realer Lebendigkeit; im Augenblick aber, wo sie wirklich stumm werden, erscheinen sie dem Bewußtsein als flache substanzlose Schatten.

Die Ursache ist die, daß bei der Wahrnehmung der lebendigen Wirklichkeit immer mindestens zwei Sinne zugleich arbeiten. Fast ohne Ausnahme wird jeder optische Eindruck von einem akustischen begleitet, auch wenn dieser gar nicht zu Bewußtsein kommt oder als Stille empfunden wird. Die Ausschaltung aller anderen Sinne außer dem optischen, die Wahrnehmung durch ein einziges Organ, ist physio-psychologisch nicht natürlich. Darum entsteht beim tatsächlich stumm ablaufenden Film eine Abstraktion, und der Eindruck der Substanzlosigkeit und Irrealität.

Freilich tönt zu gemalten Bildern oder zu unbewegten Photographien auch keine Musik. Diese wollen beim Beschauer aber auch gar nicht die Illusion der *Lebendigkeit* erwecken: ihrer starren Regungslosigkeit entspricht ihre Stummheit. Die natürliche Bewegung der Filmbilder jedoch gibt die Illusion der Lebendigkeit und grade der optische Eindruck dieser Lebendigkeit steht im Widerspruch zu der Unhörbarkeit. Es wurde schon oft ausprobiert, daß es fast gleichgültig ist, *was* gespielt wird: die Musik kommt den meisten Zuschauern gar nicht zu Bewußtsein! Sie bemerken sie gar nicht — aber sie bemerken es sofort, wenn sie aufhört. Ein Beweis dafür, daß die Musik beim Film nicht nur eine *künstlerische* Funktion hat, sondern vor allem auch eine *physiologisch-psychologische.*

Die merkwürdige Paradoxie der Filmoper besteht nun darin, daß die Musik, die zum lebendigen und natürlichen Eindruck der andern Filmgattungen unerläßlich ist und solange sie nur als Atmosphäre, als „dritte Dimension", als akustischer Hintergrund kaum zum Bewußtsein kommt — daß diese Musik sofort den lebendigen und natürlichen Eindruck des Films gefährdet, wenn sie in den Vordergrund tritt und — wie bei der Oper — eine künstlerisch entscheidende Rolle bekommt.

Warum?

Gesungene Dialoge, gesungene dramatische Aktionen sind keine natürliche, sondern eine *stark stilisierte,* sehr *bedingte* Darstellungsweise der Wirklichkeit. (Wobei ich noch einmal betonen möchte, daß „natürlich" nicht so viel bedeutet wie „naturalistisch", sondern nur: *nicht stilisiert.)* Jede Kunst ist komponiert, gestaltet und hat Stil. Aber sie *muß* darum die natürlichen Formen der Wirklichkeit nicht verändern; sie *kann* es.

Durch singend handelnde Menschen, durch musikalisch ausgedrückte Konflikte, kann sehr tiefe Wahrheit und das Wesen der Wirklichkeit auf realistische Weise ausgedrückt werden. Doch das ist dann keine natürliche, sondern eine stilisierte, eine bedingte Form. *Diese Stilisierung steht jedoch in unlösbarem Widerspruch mit der Unstilisiertheit der Filmkunst.*

Von den avantgardistischen und expressionistischen Experimenten abgesehen, gab es — trotz verschiedener Filmstile — nie eine ernste Tendenz zur

Stilisierung des Films. Darum ist auch bisher jedes Experiment mißlungen, einen Film in Versen, das heißt in stilisierter Sprache zu machen.

Die Dekorationen der Bühne können stilisiert sein und sind es auch fast immer. Sie sind bedingt und wollen nie vortäuschen, daß sie keine Bühnenbestandteile, sondern Wirklichkeit sind. Die bloße Tatsache, daß im Theater Vorhang, Rampe und Kulissen — also die Bühne als Bühne — immer sichtbar ist, würde eine solche Illusion von vornherein unmöglich machen. Aber *diese* Illusion braucht der Zuschauer im Theater gar nicht und kann doch einen vollen künstlerischen Eindruck bekommen. Der Film aber verlangt die Illusion, daß wir das Bild der unmittelbaren Wirklichkeit sehen. Wenn wir bemerken, daß es Dekoration ist, ist, im Gegensatz zur Bühne, auch *jede* andere Illusion verloren. Es darf Märchenwelt sein, die wir erblicken, eine phantastische, nur keine bedingte, keine stilisierte, nur keine Kulisse. Den Grund für diese Erfahrungstatsache habe ich an anderer Stelle ausgeführt*. Hier nur so viel: Menschen, die sich in einer *natürlichen* Umgebung *natürlich* bewegen, aber singend miteinander ernste und dringende Angelegenheiten verhandeln, wirken unrettbar grotesk und lächerlich. Darum kam ich zu dem Schluß, daß Bühnenopern nur verfilmt werden können, wenn sie auch im Film *als Bühnen-Aufführungen* dargestellt werden — wenn also ihre nicht „natürliche" Stilisiertheit auf diese Weise begründet, gewissermaßen entschuldigt wird. Freilich könnte man auch für eine Filmoper — die *nur* für den Film geschrieben wurde, solch einen Rahmen konstruieren, der die musikalische Stilisierung gewissermaßen erklären und annehmbar machen würde. Das wäre aber keine *Lösung* des Problems. Denn der Widerspruch liegt noch tiefer als in dem formalen Widerspruch zwischen Stilisierung und „Natürlichkeit" — *er liegt im Widerspruch zwischen der Dauer des mimisch-gestischen und des musikalischen Ausdrucks der Gefühle.*

Das tiefste Gefühl, der komplizierteste seelische Zustand erscheint als *ein* Ausdruck, als ein Minenspiel auf dem Gesicht, erscheint als Körperhaltung und Gebärde, die nur wenige Sekunden zu dauern braucht, um dem Zuschauer vollkommen deutlich zu werden. Um demselben Gefühl, demselben inneren Zustand musikalisch Ausdruck zu geben, braucht der Komponist viele Takte, oft ganze Arien und Sätze. Bevor der Musiker mit dem Ausdruck eines Gefühls fertig ist, hat die mit natürlicher Lebendigkeit sich bewegende Gestalt im Film nicht nur längst ihren mimischen Ausdruck beendet, sondern im natürlichen Tempo und Rhythmus der Gefühle müßte sich das Gefühl selbst schon geändert haben. Durch die Dauer des musikalischen Ausdrucks zurückgehalten, bekommen nicht nur Mimik und Geste, sondern auch die Psychologie den Charakter einer Zeitlupenaufnahme. Richard Wagner forderte nicht ohne Grund die langsam-feierliche, stilisierte Bewegung von seinen Sängern. Diese wäre aber in der „natürlichen" Atmosphäre des Films unmöglich. (Schon die antike, in Hexametern stilisierte Sprache wurde auf der Bühne mit einem Gang auf Kothurnen verbunden.)

---

* U. a. auch in: „Das Wort" Heft 3, Jahrgang 1938. *D. Red.*

Warum die stilisierte Verlangsamung der Bewegung auf der Bühne möglich und im Film unmöglich ist, hat noch einen andern tieferen Grund. Wenn zum Beispiel in der Wagnerschen Oper der „Fliegende Holländer" zum erstenmal Senta begegnet, stehen beide einander, wie festgebannt, vollkommen regungslos gegenüber ... fast zwanzig Minuten lang! Und doch wirkt diese Szene weder stur noch tot, — sie ist im Gegenteil mit höchster Spannung geladen, die sich sogar bis zur Unerträglichkeit steigert. Denn wir hören im Sturm des Orchesters die innere Bewegung der beiden regungslosen Gestalten.

Beim Film aber ersetzt die musikalische Bewegung die optische Bewegung nicht. Auch im Film sind freilich Bewegungspausen möglich und mit Regungslosigkeit kann viel ausgedrückt werden. Aber nicht für lange Zeit. Auch die bewegteste Montage-Technik hilft auf die Dauer nicht: das unbewegliche Bild wird starr.

Daß der Mensch auf der Bühne lebt, auch wenn er sich nicht bewegt, das *weiß* ich. Gerade darum kann diese Regungslosigkeit besonders bewegend, ja aufregend wirken, zumal wenn die Musik die innere Lebendigkeit fühlen läßt. (Man denke etwa an die gelähmte alte Frau in Emile Zolas „Therese Raquin".) Beim Film jedoch hat der Zuschauer nicht das Bewußtsein der *wirklichen* Lebendigkeit. Darum: wenn ein Bild stehenbleibt, wirkt es tot.

Folgt nun aus all dem, daß eine Filmoper unmöglich ist?

Nein, es ist nur gut zu wissen, welche Probleme dabei zu lösen sind.

Denn eigentlich gibt es ja schon Filmopern, und zwar ausgezeichnete — nämlich unter den Trickfilmen!

Von einer grotesken Zeichnung verlangt der Zuschauer keinen „natürlichen" Ausdruck, keine „natürliche" Bewegung, denn das gezeichnete Filmbild ist ja selber stilisiert, das heißt bedingt.

Um also die stilisierte Form der Oper im Film für das heutige Publikum annehmbar zu machen, scheint es notwendig zu sein, eine *Stilisierung der optischen Formen* zu versuchen. Dies braucht keineswegs auf expressionistische Weise zu geschehen; es ist im Film noch leichter als auf der Bühne, einen stark „malerischen" Stil zu finden, der schon ins Stilisierte übergeht und jene innere Distanz zwischen Zuschauer und Bild schafft, durch die eine eigene, bedingte Welt der Kunst entsteht, in der andere Gesetze herrschen als in unserer „natürlichen" Welt — eine stark stilisierte Kunst, die trotzdem eine Widerspiegelung der Wirklichkeit sein kann — wie eben die gute Oper.

Aber diese formale Distanz zwischen unserer gewöhnlichen, natürlichen Welt und der stilisierten Welt dieser Kunst, wird *mit einer Distanz* des Inhaltes *begründet* werden müssen; vor allem für den heutigen Sowjetzuschauer. Es scheint mir, daß Märchen und Legenden, überhaupt phantastische Sujets in der Filmoper überzeugender wirken würden, als etwa Begebenheiten unserer Tage. Mir scheint, daß die ersten Versuche in dieser Richtung gemacht werden müßten.

Mit der Filmoper würde ein alter Traum der Künstler und Ästhetiker verwirklicht: die Idee vom „totalen Kunstwerk"; dem Kunstwerk, das sämtliche

Künste organisch in sich vereinigt. Richard Wagner, der dieses Ziel am bewußtesten auf seiner bayreuther Bühne anstrebte, ist es nicht gelungen, Drama, Theater, Musik, Malerei und Architektur zu einer harmonischen Einheit zu verschmelzen: seine Diskussion mit dem Maler Arnold Böcklin sind sprechende Dokumente.

Auf der Bühne wird diese Einheit durch den unlösbaren Widerspruch zwischen dem lebendigen Schauspieler und der toten Kulisse, durch den Widerspruch zwischen der realen Perspektive des Bühnenraums und der gemalten Perspektive des Hintergrundes verhindert. Wirkliche malerische Werte können auf der Bühne nicht entstehen: in dem einzigen „Kader" des Bühnenvierecks wird die Bildkomposition immer wieder durch jede neue Bewegung zerstört.

Im Film gibt es diese Widersprüche nicht, denn der Schauspieler und seine Umgebung sind homogen: sie sind *gleicherweise Bild mit einheitlicher Perspektive*. Die ständig wechselnden Kader können sich der Bewegung anpassen und jede Situation als ein eigens komponiertes Bild gestalten; ebenso kann der Rhythmus der Montage dem Rhythmus der Musik angepaßt werden.

Der Film ist schon jetzt eine synthetische Kunst. Diese Synthese kann in der Filmoper zur „totalen Kunst" werden.

GEORGE UND DIE FOLGEN

von

Franz Leschnitzer

Mit dem 4. Dezember sind fünf Jahre seit dem Tod Stefan Georges vergangen. Fünf Jahre, in denen das einst positive Urteil der Nazis über George und seinen Kreis sich selbst im Kreise gedreht hat. War der Tod Georges für die Wortführer des deutschen Kulturfaschismus ein so düsterer wie willkommener Anlaß, den Kultus, den sie anläßlich seines 65. Geburtstags am 12. Juli 1933 zum erstenmal nach ihrem Machtantritt inszeniert hatten, von neuem in Szene zu setzen, so ist die fünfte Wiederkehr seines Todestags für sie kein Anlaß mehr zu besonders prunkvollen Huldigungen. Die rabiatesten Schüler des Herrn Goebbels neigen nun sogar dazu, die einst von ihnen am inbrünstigsten verehrten George-Jünger regelrecht zu verfolgen; ja sie machen bei diesen Verfolgungen nicht einmal halt vor den Büchern des schon 1931 verstorbenen Goebbels-Lehrmeisters Gundolf, obwohl dessen talmireicher Sprachschatz, von Goebbels geplündert, noch heut in jedem phraseologischen Erguß jedes Nazi-Ideologen brockenweise herumschwimmt.

Die Gründe dieser Wandlung werden wir nicht unerwähnt lassen; aber wir

wollen schon jetzt feststellen, daß unser eigenes Urteil über George und seinen Kreis sich unter dem Eindruck des revidierten Urteils der Nazis keineswegs als gleichfalls revisionsbedürftig erweist. Wir wollen beim Thema George einen Fehler vermeiden, der hier unlängst beim Thema Expressionismus begangen worden ist, als manche die angebliche Revolutionarität des Expressionismus einfach mit dem Hinweis auf Hitlers Feindschaft gegen die „entartete Kunst" zu begründen versuchten. Nein, auch unser Urteil über eine Kunstart, gar über eine Weltanschauung und Lebensauffassung, lassen wir uns nicht einmal indirekt vom Feinde diktieren! Georges „Neues Reich" ist für uns nicht annehmbarer, seitdem mans im „Dritten Reich" ablehnt. Wir sehen in Georges Lyrik manche Werte, die den Nazis zuwider sein müssen und dennoch auch von uns nicht „geerbt" werden dürfen; anderseits sehen wir in Georges gesamter Wirksamkeit eine — wenngleich ungewollte — präfaschistische Funktion, die von den Nazis noch vor kurzem eingeräumt werden mußte und dennoch auch von uns nicht verkannt werden darf.

Erinnert sei in diesem Zusammenhang an einen interessanten Vorgang, der sich sofort nach dem Tod Georges ereignet hat. Noch ehe das stets disponible Aufgebot der kulturpolitischen Schmöcke zur Anfertigung umfangreicher Nekrologe mobilisiert war, sandten Goebbels und Rust an die Schwester des Verstorbenen schon Kondolenztelegramme, deren eines die scheinbar überraschende Mitteilung enthielt, der Dichter habe sich kurz zuvor in einem Brief zur „Ahnherrschaft der nationalsozialistischen Bewegung" bekannt.

Es ist wahrscheinlich, daß jener George-Brief, den das Rust-Telegramm so plötzlich (warum nicht früher?) publikgemacht hat, nur die Perlenkette der faschistischen Fälschungen um ein Glitzerglied vermehrt — der Kitschterminus „Ahnherrschaft" klingt weniger nach originär- als nach imitiert-georgescher Sprache; auch der Terminus „nationalsozialistische Bewegung" war schwerlich einem Individualisten geläufig, der für jede Bewegung ihm eo ipso plebejisch erscheinender Massen von jeher nichts als Kontra-Instinkte übrig hatte; hinzukommt, daß George die öffentliche Goebbels-Gratulation („Dem Dichter und Seher, dem Meister des Wortes, dem guten Deutschen zum 65. Geburtstag ergebenste Grüße und herzliche Glückwünsche") mit keiner Silbe öffentlichen Danks beantwortet, dagegen die Hergabe seines Namens für die Preußische Dichterakademie wenige Tage vor seinem Tod mit einer regelrechten Absage quittiert hat. Auf der Wage der wissenschaftlichen Einsicht in jene *objektive* Funktion seines Werks, die seine Verehrer als „schicksalhafte Mission" mythologisieren, fällt diese Absage an die Dichterakademie genau so wenig ins Gewicht, wie es — träfe sie selbst zu — die unsinnige Mutmaßung täte, er sei als antifaschistischer Emigrant in Locarno gestorben, wohin er sich freilich bald nach dem Ausbruch des „Dritten Reichs" zusammen mit seinem jüdischen Freund Karl Wolfskehl begeben hat. (Dem guten Deutschen George erwies der Jude Wolfskehl den letzten Dienst; George wurde, gemäß seinem Wunsch, im Tessin, fern dem „Dritten Reiche", begraben.)

I

Es gehört in einer Verfallszeit zu den wichtigsten Funktionen der bürgerlichen Literarhistorik, daß sie, bewußt oder unbewußt, den Weg zur Beantwortung der Frage nach dem Klassen-Standort des jeweils zu kritisierenden Dichters mit irrationalistischen Hindernissen verbaut.

Diese Funktion haben Georges Monographen Friedrich Gundolf, Ludwig Klages und Friedrich Wolters vorbildlich erfüllt. Gundolf selbst, in seinem Vortrag „Stefan George in unsrer Zeit" (1913), bezeichnete die „Deutung" Georges durch Klages als „metaphysisch", die George-Darstellung durch Wolters als „sinnbildlich"; und daß seine (Gundolfs) eigene spätere George-Monographie in die gleiche unwissenschaftliche, ja antiwissenschaftliche Kategorie fällt, beweist bereits seine in demselben Vortrag enthaltene Klage, „wir Heutigen" seien „beladen mit historischem Sinn und berückt durch den Entwicklungsgedanken"; der Mensch bedeute für uns „nur noch ein Stück Geschichte, ein Stück Zeit, ein Bündel historischer Kausalitäten"; — eine Klage, die gekrönt wird durch die skeptisch-metaphysische Behauptung:

„An *einem* Punkt müssen wir, wie weit wir auch von Ursache zu Ursache schreiten mögen, haltmachen, und einfach schauen, einfach erleben, einfach hinnehmen, ohne weiter zu erklären: dieser Punkt ist die wesenhafte (göttliche oder natürliche) Grundform des Menschen, sein So-und-nicht-anders-sein, sein wirkendes Selbst, unabhängig von seinen Beziehungen zum Stoff den er vorfindet und von den Spiegeln in die er fällt."

Getreu diesem antikausalen Forschungsprinzip eröffnete Gundolf das Kapitel „Ursprünge" seines Buchs „George" (1921) mit der antikausalen Antithese:

„Die geschichtlich nachweisbaren Ursprünge eines Menschen sind nicht die Ursachen seines Werdens, sondern die Grundstoffe seines Seins, und wenn wir nach seinem Haus, Stamm und Volk fragen so suchen wir, was in ihm gestaltet ist, nicht was ihn gemacht hat."

Wir nicht. Wir suchen, „was ihn gemacht hat" und wodurch das, „was in ihm gestaltet ist", verursacht wurde; und wir finden, wenn wir diese Fragen stellen, schließlich sogar auch bei Gundolf eine Art Antwort: dort, wo er in jenem Kapitel „Ursprünge" die „ersten Bildungsmächte des Knaben" nicht bloß mit einem abstrakt idealistischen Hinweis auf „Rhein, Antike und Kirche" umschreibt, sondern sie auch mit der folgenden, wenigstens halbwegs konkreten Skizzierung des Vaterhauses und der Vaterstadt Georges zur Anschauung bringt:

„Ein würdig heiterer und gütiger Vater, werk- und weinfroh, eine tieffromme, strenge, sachlich ernste, unermüdlich arbeitsame Mutter, gediegene Ruhe, geregelte Tätigkeit, gemessenes Behagen eines wohlhabenden Bürgerhauses in einer katholischen Kleinstadt des hessischen Rheingaus, kurz nach dem Krieg mit Frankreich . . ."

Eine konkretere Angabe entnehmen wir unter anderm dem Nachruf eines Herrn Dr. Willi Koch, in dem die lexikographische Feststellung daß George „der Sohn eines Rüdesheimer Landwirts" war, durch das originelle Eingeständnis ergänzt wird, daß er „sein Leben unter bürgerlichem Aspekt als Rentner verbracht" hat.

Nicht die vulgärsoziologische Signatur Georges als eines „Rentnerparasiten im ökonomischen Sinn ist der Grund, weshalb wir im folgenden besonderes Gewicht auf die Ermittlung parasitärer Züge in seinem Wesen und in seinem Werk legen werden. Freilich ist die Tatsache seines auch ökonomischen Parasitentums für den Biographen nicht uninteressant.

Als dem Dichter im Jahre 1928 der Goethe-Preis der Stadt Frankfurt am Main in Höhe von 10 000 Mark zuerkannt wurde (in einer Urkunde, deren Schnörkeldeutsch dem Schnickschnack der George-Prosa haargenau angepaßt war) und als Ludwig Marcuse in der „Weltbühne" und in der „Literarischen Welt" zugunsten materiell ärmerer poetischer Talente diese Preiszuteilung beklagte, wies ihn Willy Haas in der „Literarischen Welt" mit der erstaunlichen Mitteilung zurecht, der große preisgekrönte Dichter lebe in bitterster Armut. Man hat nie vernommen, ob dieser den Geldpreis akzeptierte; aber war selbst die Vermutung seines Rentnertums im vermögensrechtlichen Sinn zuletzt irrig, so bleibt doch bestehen, daß George nicht nur als Gast begüterter Freunde, also de facto als Rentner, sein Leben bis zu Ende verbracht, sondern auch alle parasitären Eigenheiten einer L'art-pour-l'art-Lebensführung seinen Jüngern förmlich vorgelebt hat. Erwerbstätig, oder überhaupt tätig zum Zweck der Reproduktion seiner Arbeitskraft, brauchte er niemals zu sein. Schon seine Jünglingsjahre waren mit der Möglichkeit reiner Kontemplationen von üppiger zeitlicher und räumlicher Ausdehnung gesegnet: mit langen Reisen nach England, Italien, Spanien, Frankreich. Die Menschen, unter deren direkten oder mittelbaren geistigen Einfluß er sich da begab, waren ausnahmslos solche, deren Bewußtsein von einem dem seinigen ganz ähnlichen gesellschaftlichen Sein bestimmt war: Parasiten der Gründer- und Gründerkrachzeit, denen eine beträchtliche Spur der Fäulnis des um die Jahrhundertwende ins monopolistische und imperialistische Stadium eintretenden Kapitalismus schon in den Achtzigerjahren in den Knochen steckte; unglückliche Liebhaber der feudal-rustikalen Sphäre („Erdgeruch", „Scholle"); ohnmächtige Gefangene der industriekapitalistischen Welt („Asphaltwüste"), Freunde zugleich und Feinde von Skepsis und Differenziertheit; alles in allem: gleichzeitig Opfer und Priester einer zutiefst liberalistischen Dekadenz.
Natürlich hörten das die Jünger Georges nie gern — sintemalen sie, als echte Präfaschisten, ja grade die erbittertste Feindschaft gegen Liberalismus und gegen Dekadenz zugunsten ein „Selbstzucht", „Haltung" und „Verhaltenheit" vorzutäuschen beliebten. Der Schlinge, in welcher der Nachweis der liberalistisch-dekadenten Wesenszüge des Meisters sie einfängt, suchten sie sich von jeher durch den metaphysischen Dreh zu entwinden, der „Brüchigkeitskult" des jungen George (von der „Fibel" bis zum „Jahr der Seele") sei nur als *kosmische* Depression" mit der „*kosmischen* Erhebung" seines späteren heroischen Kults (vom „Maximin"-Gedenkbuch bis zum „Neuen Reich") vergleichbar und vereinbar. So urteilte beispielsweise Herr Dr. Willi Koch in dem schon zitierten Nekrolog. Nun, vergleichbar und vereinbar

ist jene Depression mit dieser Erhebung, jener Brüchigkeitskult mit diesem heroischen Kult in der Tat — aber nicht wegen der „kosmischen", sondern eben wegen der parasitären Gemeinsamkeit beider Kulte! Diese Gemeinsamkeit erstreckt sich keineswegs nur auf die bekannten exklusivistischen Eigentümlichkeiten der Diktion Georges (Spärlichkeit der Interpunktionen, Gebrauch archaisierender Wendungen und zumeist kleiner Anfangsbuchstaben etc.), erst recht nicht nur auf den ebenso exklusivistischen, all seinen Büchern gemeinsamen Ausstattungsprunk, für dessen Ernstnahme durch den „Meister" es freilich kennzeichnend ist, daß dieser seinem „Teppich des Lebens" noch in der zehnten Auflage (1921) inmitten einer Widmung an den Maler und Graphiker Melchior Lechter die Wehklage vorangesetzt hat, daß

„diese allgemeine ausgabe den schmuck der ersten entbehren muß: zu den kostbaren einfassungen die bilder des über wolken thronenden engels der lebenergießenden blumen und der harfe in der hand der lezten leidenschaft".

Nein, der parasitäre Grundzug Georges läßt sich bis in die stofflichen Details, sogar bis in die Sujets seiner reifen, angeblich nicht mehr dekadenten Spätverse verfolgen. Noch in seinem Gedichtband „Der Siebente Ring", in welchem er nicht mehr als „salbentrunkner prinz",

„Der sanft geschaukelt seine takte zählte
In schlanker anmut oder kühler würde,
In blasser erdenferner festlichkeit"

auftritt, sondern „die fanfare greift", „das morsche fleisch mit seinen sporen verlezt", „schmetternd wieder ins gedräng führt", „eifernde posaune bläst und flüssig feuer schleudert",— noch hier findet sich ein Epigramm „An Verwey", schließend mit den folgenden wahrhaftig brüchigen, dekadenten, durch und durch skeptizistischen, selbst vor Faschisten heut schwerlich zitierbaren Versen:

„Kein hoffen! massen sind heut schutt — nie kommt
Durch weg und waffe dieser welt mehr heil!"

Wohlgemerkt: ein Epigramm „An Verwey" — an denselben, dessen Gedichte der *junge* George ebenso wie die von d'Annunzio, Baudelaire, Dowson, Jacobsen. Kloos, Mallarmé, de Régnier, Rimbaud, Rossetti, Swinburne und Verhaeren gradezu in der ersten Blütezeit seines „Brüchigkeitskults" nachdichtete. (Man betrachte seine zweibändige Anthologie „Zeitgenössische Dichter" und seine Übertragung von Baudelaires „Fleurs du Mal".) In der *ersten* Blütezeit seines „Brüchigkeitskults". . . denn die sogenannte heroische Zeit Georges ist nur eine neue, sogar gesteigerte Blütezeit seiner weltanschaulichen und sprachlichen Dekadenz: gesteigert gemäß dem allgemeinen Wachstum der kapitalistischen Fäulnis. Hier ein Beispiel aus den „Liedern von Traum und Tod", die (das sei vor allem beachtet) mit dem fraglos heroischen „Teppich des Lebens" und mit dessen fraglos noch heroischerem „Vorspiel" zu *einem* Gedichtband vereint sind; es ist das dem Lyriker Leopold Andrian, dem Haupt des österreichischen Sektors des George-Kreises, gewidmete Gedicht „Den Brüdern":

„Als unsre schnelle jugend noch nicht wählte
Im edlen preisen und verwerfen gleich
War unsre liebe für das viel geschmälte
Für unser: euer sieches Österreich.

Wir — wie ihr — zeigten glücklichen barbaren
daß höchster stolz ein schönes sterben sei ...
Bis wir bemerkt wie sehr wir lebend waren
Da schlossen wir uns stärkern trieben bei.

Vernahmen vor uns reiche fülle kreisen
Und frische wünsche traten uns zunächst ...
Da wollten wir euch freundlich an uns reißen
Mit dem was auch in euch noch keimt und wächst.

Denn dazu lieben wir zu sehr euch brüder
Um zu genießen nur als spiel und klang
An euch die schwanke schönheit grabes-müder
An euch den farbenvollen untergang."

In der ersten Strophe wird also grade das *sieche* Österreich als Objekt einer Liebe in Empfehlung gebracht; in der zweiten „ein schönes sterben" als „höchster stolz" angepriesen; in der vierten der *Genuß* der „schwanken schönheit grabes-müder" und des „farbenvollen untergangs" ausdrücklich „*nur* als spiel und klang" abgewiesen („Denn dazu lieben wir zu sehr euch brüder"), im übrigen aber als durchaus mögliche Verhaltensweise ernsthaft in Betracht gezogen. Siechtum als Liebesobjekt! Schönes Sterben als Inhalt höchsten Stolzes! Schwanke Schönheit Grabes-Müder und farbenvoller Untergang als diskutabler (sogar diskutierter) Gegenstand des Genusses! Tiefere Tiefpunkte der Dekadenz, inmitten eines „heroischen Kults", sind gewiß nicht erreichbar.

Und zwar Tiefpunkte einer, wie gesagt, zuinnerst liberalistischen Dekadenz. Man lasse sich durch die heftigen antiliberalen, antidekadenten Tiraden des Meisters im „Vorspiel" zum „Teppich des Lebens", in den „Zeitgedichten" des „Siebenten Rings" und anderwärts ebensowenig täuschen wie durch die nicht minder heftigen gleichartigen Tiraden seiner Jünger. Ihrer aller emphatische Attacken gegen den Liberalismus sind lediglich Exzesse einer Selbstzersetzung. Und eben diese „Selbstkritik", als welche die scheinbar antiliberale und antidekadente Kritik Georges und der Georgeaner, besonders der Theoretiker Bertram, Gundolf, Klages, Valentin, Wolters, sich objektiv darstellt, läßt sie in eine Sackgasse abirren, die sie vom Bruch mit der angeblich bekämpften liberalen Bourgeoisie meilenfern hält.

Darüber hinaus ist die vielgerühmte „Zeitkritik" Georges grade dort, wo sie sich am polemischsten gebärdet, apologetisch beschaffen: sie stützt justament das, was sie scheinbar stürzt. Sie „untergräbt" zwar (mit untauglichen Mitteln) die rationalistische Ideologie des Kapitalismus der freien Konkurrenz,— aber nur zu dem (uneingestandenen, vielleicht sogar unbewußten) Zweck, die irrationalistische Ideologie des neuen, des monopolistisch gewordenen Kapitalismus zu befestigen, aus dessen parasitärem Charakter das parasitäre Lebensgefühl, die parasitäre Lebensauffassung und die parasitäre

Schaffensmethode Georges resultierten. Einer solchen Ideologie mußte George umso eher zuneigen, als er die Funktion des Monopolkapitalismus als eines Hemmschuhs des technischen Fortschritts dumpf ahnte — und guthieß, ja pries:

„Ihr hobet über Körper weg und Boden
Aus rauch und staub und dunst den bau, schon wuchsen
In riesenformen mauern bogen türme —
Doch das gewölk das höher schwebte ahnte
Die stunde lang voraus wo er verfiel."

Diese im letzten „Zeitgedicht" des „Siebenten Rings" als Ahnung oder vielmehr als Wunschtraum offenbarte Feindschaft gegen den Fortschritt im allgemeinen und gegen den technischen Fortschritt im besondern hatte George mit den Halb- und Vollfaschisten aller Schattierungen gemeinsam. An jenes „Zeitgedicht" denkt man, wenn man in des Faschisten Walter Neter ominösem Buch „Flucht aus der Technik" dem Satz begegnet:

„Je mehr der technische Mensch des Raumes Herr wird, umsomehr wird er Sklave der Zeit."

Der reaktionäre Drang nach einer Flucht aus der Technik hatte bei George wie gleichfalls bei allen Faschisten ein reaktionäres Pendant: den Drang nach Reagrarisierung, der als ein Verlangen nach „Schlichtheit" und „Naturnähe" ideologisch verbrämt wurde. So im „Teppich des Lebens" in den Gedichten „Urlandschaft", „Der Freund der Fluren" und vor allem „Das Kloster":

„Mit wenig brüdern flieht die lauten horden
Eh eure kraft verwelkt im kalten gift
Erbaut nach jungem wunsch das friedensstift
In einem stillen tal für euren orden.

Gewiegt von gleicher stunden mildem klang
Ist euch der keuschen erde arbeit heilig
Der tag verrinnt im wirken siebenteilig
Euch und der reinen schar die ich euch dang..."

Solche Reagrarisierung, solche Flucht aus der Technik erweist sich im Stadium des Imperialismus als eine Weltflucht, welche die vorgetäuschte Sehnsucht nach halbfeudalen Zuständen („Rückkehr zum Spinnrad" usw.) wenigstens in der Einbildung des Sehnsüchtigen stillt und gleichzeitig ihrer idealistischen Feindschaft gegen den dialektischen Materialismus, den sie demagogisch mit einer „entseelenden Mechanisierung des Lebens" gleichsetzen, entschieden Rechnung trägt. Vorgetäuscht, also unaufrichtig, ist diese Sehnsucht aber insofern, als sie bloß ideell und theoretisch existiert; denn realiter, in ihrer Praxis, denkt auch die Verehrerschar Georges gar nicht daran, die Technisierung und Industrialisierung zu stoppen, deren sie sowohl politisch (zum Zweck imperialistischer Aufrüstung) als auch privat (zur Stillung ihres Verlangens nach Komfort und Luxus) bedarf. Dieser Widerspruch zwischen technischer Praxis und antitechnischer Theorie, zwischen gepredigter und faktisch negierter Reagrarisierung kommt überdies in Georges eigener Naturbetrachtung zum Ausdruck, als deren Objekte nicht

so sehr „Urlandschaften" wie *stilisierte* Landschaften (Parks) herhalten müssen, die dem Gusto der großstädtischen Bourgeoisie weit mehr als dem des ostelbischen Junkertums angepaßt sind.

Die Schaffensmethode, die einer solchen Ideologie restlos entspricht, ist ein auf die höchste Spitze getriebener Formalismus, eine totale Fetischisierung der Sprache, ja jedes einzelnen Worts. Auch hierin kann man eine Frucht jenes geistigen Exklusivismus und Talmi-Individualismus erkennen, den die Periode der imperialistischen Dekadenz hervorgebracht hat. In diesem Stadium gerieten sehr viele Geistesführer des Bürgertums, auch „antibürgerliche", noch tiefer als vorher in den Bannkreis jenes „*Fetischcharakters der Warenwelt*", der, wie Marx bereits nachwies, „*entspringt aus dem eigentümlichen gesellschaftlichen Charakter der Arbeit, welche Waren produziert*". Analog der Art, wie sich der Widerspruch zwischen dem gesellschaftlichen Charakter der Arbeit und dem privaten Charakter der Aneignung vertieft und wie „*in der Warenwelt die Produkte der menschlichen Hand*" als „*mit eigenem Leben begabte, untereinander und mit den Menschen in Verhältnis stehende selbständige Gestalten*" erscheinen, analog „*verselbständigen*" *sich* „*in der Nebelregion der religiösen Welt die Produkte des menschlichen Kopfes*". Was für die Nebelregion der religiösen, der *geistlichen* Welt gilt, das gilt nun für jede Region der *geistigen* Welt überhaupt: noch in den wertvollsten Schöpfungen mancher höchsten Repräsentanten bürgerlichen Geistes wird die objektive materielle Wirklichkeit mehr und mehr durch subjektive ideelle Vorstellungen verzerrt. So mußte in der Periode des Imperialismus unter anderm die Region der erörternden Prosa und Poesie die Metaphysik und die bloße „Kulturkritik" aufsprießen lassen (Theodor Haecker, Karl Kraus); die Region der erzählenden Prosa: den Impressionismus und den Psychologismus (Jakob Wassermann, Hermann Hesse); die Region der Lyrik: den Formalismus und den Ästhetizismus (Hofmannsthal, Rilke, George).

Es wäre ebenso bequem wie falsch, den so entstandenen Kunstprodukten jeden Wert abzusprechen. Die breite Schattenseite etwa des Georgeschen Formalismus kann und darf den Blick auf die beträchtliche Lichtseite der Formwerte nicht verdunkeln, auf denen der bezwingende Zauber selbst der spätesten liedhaften Verse Georges beruht. Unberührt von aller Gegnerschaft, die seinen ideologischen und künstlerischen Prinzipien allzeit gebührt, bleibt die tiefe Wirkung der Schönheit beispielsweise des letzten Lieds seines letzten Buchs:

„Du schlank und rein wie eine flamme
Du wie der morgen zart und licht
Du blühend reis vom edlem stamme
Du wie ein quell geheim und schlicht

Begleitest mich auf sonnigen matten
Umschauerst mich im abendrauch
Erleuchtest meinen weg im schatten
Du kühler wind du heißer hauch

Du bist mein wunsch und mein gedanke
Ich atme dich mit jeder luft
Ich schlürfe dich mit jedem tranke
Ich küsse dich mit jedem duft

Du blühend reis vom edlen stamme
Du wie ein quell geheim und schlicht
Du schlank und rein wie eine flamme
Du wie der morgen zart und licht."

Solche Innigkeit ist der Mörderbande, die heut im Vaterland Georges regiert, natürlich zuwider. Zartsinn, Feinsinn und Tiefsinn können dort keine Geltung haben, wo man die „Erneuerung völkischer Werte" mit Revolver, Rhizinus und Stahlrute betreibt. Je barbarischer und ebendarum dekadenter das Naziregime wird, umso fragwürdiger muß ihm die wenn auch noch so legitime Dekadenz-Erbschaft erscheinen, die es einem jedenfalls höchstkultivierten Erb-lasser verdankt. Obendrein sind die Nazis anno 38 bei der Suche nach „verdächtigen" Wendungen auf ein Geschnüffel dressiert, das ihnen anno 33 im ersten Machttaumel noch nicht geläufig war. Heute wirds ihnen peinlich auffallen, wenn sie sogar in Georges erzreaktionärer Dichtung „Der Krieg" (1917) die Stelle aufspüren:

„Des schöpfers hand entwischt rast eigenmächtig
Unform von blei und blech, gestäng und rohr.
Der selbst lacht grimm wenn falsche heldenreden
Von vormals klingen der als brei und klumpen
Den bruder sinken sah, der in der schandbar
Zerwühlten erde hauste wie geziefer ...
Der alte Gott der schlachten ist nicht mehr.
Erkrankte welten fiebern sich zu ende
In dem getob."

Uns wiederum vermag weder die zeitweilige Kriegsfeindschaft, die aus dieser Einzelstelle ersichtlich wird, noch der holde Zauber vieler Lieder Georges hinwegzutäuschen über die Erbunwürdigkeit seines Gesamtwerks. Zu deutlich steht vor unserm innern Auge die Typik etwa des blutrünstigen Epigramms „Einem Pater" aus dem „Siebenten Ring":

„Kehrt wieder kluge und gewandte väter!
Auch euer gift und dolch ist bessre sitte
Als die der gleichheit-lobenden verräter.
Kein schlimmrer feind der völker als DIE mitte!"

Dieser Schrei nach „gift und dolch" der Inquisition als nach Mordwaffen gegen „die sitte der gleichheit-lobenden verräter" ist eines der letzten Glieder der klerikal-reaktionären Kette, die schon mit der scheinbar harmlos romantischen „Sporenwache" in den „Büchern der Hirten und Preisgedichten der Sagen und Sänge und der hängenden Gärten" im Jahre 1895, ja schon mit dem Mittelstück des Bandes „Hymnen, Pilgerfahrten, Algabal" in den Jahren 1890/92 begann. Was damals antiliberalistische Andacht zu sein schien, enthüllte sich 1907 in jenem Epigramm des „Siebenten Rings" als offene Mordhetze im uneingestandenen Dienst des angeblich befehdeten kapitalistischen Liberalismus,—eine Hetze, die 1914 in einem Vers des „Schluß-Chors" zum „Stern des Bundes" („Gottes zorn auf unsren stirnen") noch einmal als Ausdruck einer religiösen Verklärung drapiert werden konnte. Was 1895 in der Maske der Hymnik auf mittelalterliches Rittertum einherstolzierte, schwoll 1917 empor zur Apotheose des imperialistischen Großschlächters Hindenburg und vollends in der Nachkriegszeit zur Apotheose der „Volksgemeinschaft" und des „Führers" und zur Diffamierung

jener „Gottesgeißel Ili", deren Identität mit Lenin Herr Gundolf einmal ausgeplaudert hat.

Daß zumal der Priester-, Seher- und Heroen-Kult Georges und der Georgeaner kein isoliert zu betrachtendes Kulturaristokratentum, sondern eine geschichtsnotwendige Vorstufe des faschistischen „Führer"-Kults war, muß jedem einleuchten, der die soziale Wurzel dieses Kults aufspürt. Die faschistischen Sprößlinge der Bourgeoisie suchen sich an einem „überragenden" Mann aufzurichten, in dessen individuellem Selbstbewußtsein sich ihr Klassenbewußtsein verkörpert und dessen kritiklos anzubetende Autorität für sie ein ruhender Pol in der sozialen Erscheinungen Flucht ist. Es ist bekannt, daß der typische Nazi die von ihm freilich schwer realisierbare Aufforderung, mal selber zu denken, mit dem Satz quittiert: „Mein Führer denkt für mich." Auch hierfür gibts bei George Vorbilder, deren Erhabenheit nichts an ihrer Peinlichkeit ändert:

„Wir ziehn zur seite unsres strengen herrn
Der sichtend zwischen seine streiter schaut
Kein weinen zieht uns ab von unsrem stern
Kein arm des freundes und kein kuß der braut."

Natürlich, denn diese wie jener sind mit dem strengen Herrn im Grunde identisch!

„In seinen blicken lesen wir erfreut
Was uns erkannt ist im erhellten traum
Ob ehre oder dunklen zug gebeut
Sein abgeneigter sein erhobner daum."

Die Peinlichkeit des Reims ist hier kongruent der Peinlichkeit des Gedankens oder vielmehr der propagierten Gedankenlosigkeit. Formale Entgleisungen sind auch sonst bei diesem fraglos großen Meister der Form garnicht selten. Es sind also nicht *nur* inhaltliche Gründe, die es uns keineswegs wünschenswert erscheinen lassen, das Erbe Georges einfach deshalb anzutreten, weil der Faschismus es heut preisgibt. Wie sehr jedoch die *inhaltlichen* Gründe überwiegen, das sei nunmehr an der Gestalt seines repräsentativsten Schülers und Erben demonstriert: an Friedrich Gundolf.

II

Am 12. Juli 1931, just am 63. Geburtstag seines Meisters George, ist Gundolf gestorben, weltberühmt als deutscher Literarhistoriker, gefeiert gleichermaßen als Kritiker wie als Künstler, gepriesen zugleich als Dichter und als Übersetzer und, darüber hinaus, von Zehntausenden angebetet als Neu-Gründer und -Künder einer Weltanschauung, in der die ganze Tiefe menschlicher Beziehung zum Geist und zur Natur beschlossen sei. Heute ist sein Name trotz der Verehrung, die Herr Goebbels als Student für ihn hegte und wohl noch jetzt insgeheim hegt, in Deutschland verpönt: das immer schrankenlosere Wüten des Antisemitismus hat der Legalität solcher Verehrung ein Ende gemacht. Was wiederum nichts an unsrer Berechtigung ändert, in Gun-

dolf einen ideologischen Vorbereiter des Wegs zu jenem Terror zu erkennen, der nun seinen Namen begräbt.
Die Gedichte, die Gundolf als Sechzehnjähriger in Georges „Blättern für die Kunst" zu veröffentlichen begann, sind ihrem Gegenstand nach so harmlos, das heißt so *getarnt* parasitär und reaktionär, wie die Frühverse Georges selbst, dessen *offen* reaktionäre Tendenz ja erst im „Vorspiel" zum „Teppich des Lebens" wahrnehmbar wurde. Nach dem Dichter Gundolf würde jedenfalls kein Hahn krähen, wenn nicht angesichts der künstlerischen Sterilität des üblichen Gelehrtentums schon die bloße Anfertigung von Versen und Reimen durch einen Gelehrten als Wunder vermerkt werden müßte. Kein einziges seiner Gedichte, die man in den Jahrgängen 1892 bis 1909 der „Blätter für die Kunst" aufsuchen mag, ist mehr als eine wohlklingende Spielerei, nachgestümpert den unnachahmlichsten Schöpfungen Georges.

Bedenklicher war der allzugewaltige Gegenstand seiner Übersetzungen: das Gesamtwerk Shakespeares: die dem Shakespeareschen Realismus fast adäquate Vollkommenheit der Nachdichtungen August Wilhelm Schlegels, Ludwig und Dorothea Tiecks, Wolf Graf Baudissins und Tycho Mommsens läßt ja „Bearbeitungen", die über bloße Kürzungen und Reimverbesserungen hinausgehn, ohne Verhunzung der Urschöpfung nicht zu.
Angreifbar war erst recht die Thematik der literarhistorischen Arbeiten Gundolfs. Zwar brauchen Monographien über Shakespeare, Goethe, Kleist, Hölderlin, George und selbst über Cäsar und Paracelsus an sich natürlich nichts zu enthalten, was fortschrittlicher Erkenntnis und Wirksamkeit widerspräche; doch im Fall Gundolf verriet sich bereits in der Wahl solcher Themata, deren Behandlung durch einen Irrationalisten seines Schlages auf die Verherrlichung der geschichtsbildenden Kraft einzelner Persönlichkeiten hinauslaufen mußte, eine individualistische, also antikollektivistische, antisozialistische, antiprogressive Bestrebung.
Unser Haupteinwand gegen sein Schaffen betrifft aber nicht dessen Stoff. Erzreaktionär und von Anfang an zur Einverleibung in faschistische Ideologien geeignet war vielmehr die kulturkritische Grundtendenz, die den scheinbar völlig tendenzfreien Literarhistoriker bei der Niederschrift eines jeden Satzes beherrschte.
Gewiß sind grade wir die letzten, denen eine von aller Parteilichkeit (um Lenins Wort zu gebrauchen) völlig freie Literar- oder andere Historik möglich erscheint. Einmal sind wir überzeugt, daß nur der marxistische Kritiker zu einem Höchstmaß an echter Objektivität fähig ist, und zwar grade deshalb, weil er eindeutig Partei nimmt für die einzige Klasse, deren Bewußtsein mit der Entwicklung der Produktivkräfte harmoniert; zum andern ist uns bekannt, daß selbst der vom subjektiv besten Willen zur Objektivität erfüllte idealistische Kritiker ständig von gesellschaftlichen Faktoren in einem Grad abhängt, dessen Ausmaß ihm garnicht bewußt ist, — und daß grade darum das versteckt-parteiische Verfahren eines Forschers wie Gundolf es dem Leser seiner Schriften leichter macht, der ge-

schichtlichen Wahrheit nahezukommen, als das *noch* versteckter-parteiische Verfahren etwa eines kritiklosen feuilletonistischen Anekdotensammlers. Zum schärfsten Kampf gegen Gundolfs Darstellungsweise zwingt uns also *nicht die Tatsache ihrer Parteilichkeit, sondern deren reaktionäre Beschaffenheit*: die Verranntheit in Anti-Intellektualismus und Anti-Materialismus, die Besessenheit von der Vorstellung alles dessen, was die durch Bergson, Dilthey und andere Prediger der „Wesensschau" Vergifteten mit dem Begriff „Intuition" verknüpfen. Das reaktionäre Wesen der „Wesensschau" Gundolfs wollen wir den Verehrern, die der Selige in den Kreisen selbst fortschrittlicher Intellektueller noch immer besitzt, nun nachzuweisen versuchen.

Auf der zweiten Seite seines berühmten Werks über Goethe hat Gundolf den heutzutage allen „feineren" Kulturfaschisten geläufigen „Unterschied zwischen Dichtkunst und Literatur" so umrissen:

„Es ist einer der Unterschiede zwischen Dichtkunst und Literatur, daß jene Ausdruck einer eigenen, von der fertigen Welt unabhängigen Wirklichkeit, diese Abbild, Nachbild einer fertigen Wirklichkeit ist, einerlei ob ein naturalistisches, romantisches oder idealisierendes Abbild. Da der Banause nur eine Wirklichkeit, seine eigene kennt, so meint er überall wo er Wirklichkeit spürt seine eigene wiederzufinden, auch wenn es eine völlig andere ist. So hält er z. B. Shakespeare für einen guten Schilderer der Wirklichkeit. Darauf beruht auch die ganze Theorie von der Kunst als Nachahmung oder die neuere der Einfühlung. Kunst ist weder die Nachahmung eines Lebens noch die Einfühlung in ein Leben, sondern sie ist eine primäre Form des Lebens, die daher ihre Gesetze weder von Religion, noch Moral, noch Wissenschaft, noch Staat, anderen primären oder sekundären Lebensformen, empfängt: keinen anderen Sinn hat der Satz l'art pour l'art."

Der Satz l'art pour l'art hat allerdings den armseligen Sinn, dessenwegen Gundolf sich grade so eifrig zu ihm bekannte: den Sinn, daß sich in der „reinen Kunst" eine „eigene, von der fertigen Welt unabhängige Wirklichkeit" ausdrücke, während jede Schaffung eines („einerlei ob naturalistischen, romantischen oder idealisierenden") Abbilds der „fertigen Wirklichkeit" eine Beschmutzung der feinen Finger des Künstlers, eine Belastung seiner zarten Nerven bedeute, ja ihn überhaupt als Nichtkünstler, bloßen Literaten kennzeichne.

Bewaffnet mit der typisch dekadenten, typisch parasitären, unbewiesenen und unbeweisbaren Behauptung dieses „Unterschieds zwischen Dichtkunst und Literatur", rückte nun der oberste Lehrstuhlrepräsentant des deutschen bürgerlichen Ästhetizismus den wirklichkeitsverbundenen Werken der Dichtkunst zu Leibe. Die Dreistigkeit der über-idealistischen Aussage, die Kunst sei heute — wie angeblich auch früher — unabhängig von den Gesetzen der Religion, der Moral, der Wissenschaft und des Staats, ist kaum überbietbar. Jeder Satz, den Gundolf selber von sich gab, war nachweislich abhängig von allen diesen Gesetzen: erstens abhängig von den Gesetzen der Religion, nämlich eines (nach Georges Beispiel) stilisierten Katholizismus — woran die Tatsache nichts ändert, daß katholisch-klerikale Literarhistoriker wie Johannes Mumbauer gegen George den Vorwurf erheben, als Hellas-Liebhaber sei er „Antik-Heidnischem" nahe gewesen; zweitens ab-

hängig von den Gesetzen der Moral, nämlich den „Sittlichkeits"-Begriffen der herrschenden Ausbeuterklasse; drittens abhängig von den Gesetzen des Staats, die unter Wilhelm, Bethmann-Hollweg und Jagow nur weniger forsch als (zu Gundolfs letzten Lebzeiten) unter Hindenburg, Brüning und Grzesinski angewandt wurden. Und viertens, und vor allem, abhängig von den Gesetzen der *Wirtschaft* — die Gundolf bei der Aufzählung der Gesetze, von denen die „reine" Kunst angeblich unabhängig ist, bezeichnenderweise überhaupt nicht erwähnte. Bloß von den Gesetzen der Wissenschaft, nämlich seiner eigenen Wissenschaft, scheint Gundolf unabhängig gewesen zu sein, denn der zweite der oben zitierten Sätze und tausend andere Stellen zeigen, daß der Professor der Germanistik, pfeifend auf die schlichtesten Regeln der Interpunktion, es für angezeigt hielt, vor und nach gewissen Relativsätzen das Komma wegzulassen —: fürwahr ein schlüssiger „Beweis" für die Unabhängigkeit des Künstlers von der „Wirklichkeit der fertigen Welt"!

Dringt man tiefer in den Tempel seiner Schriften ein, so entdeckt man eine wahrhaft kostbare Stelle. Sie bildet keinen ganzen Satz, nur eine Fußnote, aber eine, die das mystizistische Wesen dieses Mannes schon zu einer Zeit, da der spezifisch faschistische Mystizismus noch völlig unbekannt war, ins Licht gerückt hat. Der Textsatz, dessen Anmerkung diese Fußnote darstellt, steht in dem Vortrag „Stefan George in unsrer Zeit", gehalten 1913:

„Für einige ist er (George) heute die Bürgschaft, daß die abgeleitete Fortschrittswelt nicht ‚das Leben' bleiben muß, daß der Mensch, erfüllt mit weltschaffender Kraft, auch uns Heutigen, Allzuheutigen das Maß der Dinge bleiben darf."

Die Fußnote selbst (zu dem Wort Mensch) lautet:

„Der Mensch — das heißt nicht der subjektive Herr Soundso, nicht die Menschheit, nicht die Maschine, nicht der internationale Affe, nicht die intersoziale Ameise oder Drohne, sondern ein objektives gestalthaftes Gesetz."

Soweit das was anderes ist als die wirre Redensart eines gezierten Tieftuers, ist es eine freche Verhöhnung des Internationalismus und des Klassenkampfs der „Ameisen" gegen die „Drohnen".

Dies Verhalten in Verbindung mit der Mystik der Ausdrucksweise macht die scheinbar paradoxe Gemeinsamkeit zwischen dem „Semiten" Friedrich Gundelfinger und dem Antisemiten Joseph Goebbels sichtbar. Ganz eindeutig erkennbar wird sie dem, der „Zeitalter und Aufgabe", die Einleitung zu Gundolfs Werk „George", studiert, wo auf 31 Seiten die gesamte deutsche Literatur seit 1890 in den Staub geboxt wird, um hernach den düsteren Hintergrund zu bilden, von dem sich die lichte Gestalt des Meisters noch strahlender abhebt, als von jeher die Schauten sie schauten, — und wo dieser George schließlich mit Goethe, Hölderlin, Napoleon und Nietzsche in eine Reihe gestellt wird: in die Reihe der „Ewigen Menschen" (ewig mit großem E), die sich als „Entsagende" oder „opferhaft Untergehende" oder „Herren und Sieger" oder „rasende Kämpfer" oder „Neubildner" dem Fortschritt widersetzten.

Dem heute von allen Faschisten beharrlich gefingerten Trick, Liberalismus und Marxismus in einen Topf zu schmeißen, begegnet man bereits in den

ersten Bänden der „Jahrbücher für die geistige Bewegung", die Gundolf im Jahre 1910 gemeinsam mit dem beschränkteren, aber gesinnungsgleichen Friedrich Wolters herauszugeben begann. Man wundert sich nicht, wenn man als Verlagszeichen Georg Bondis, des Verlegers Stefan Georges und seiner sämtlichen Jünger, in Gundolfs Shakespeare-Ausgabe das *Hakenkreuz* vorfindet, wiewohl es da nicht als Kampfsymbol der „griechisch-nordischen Rasse", sondern (von wegen indisch-mystischer Orientierung) als Swastikakreuz figuriert. Kein Wunder auch, daß ein so rabiater antisemitischer Magier wie Hans Blüher von seinem Judenhaß Herrn Gundolf ausgenommen und ihm nur die „Germanisierung seines Namens" zum Vorwurf gemacht hat. Bloß *ein* Parteigänger des Kulturfaschismus hat schon vor fünf Jahren die Dummheit aufgebracht, diesen Literarhistoriker, ungeachtet seiner bedeutsamen „Verdienste" um die Faschisierung der deutschen Intelligenz, anzurempeln: Herr Adolf Bartels. Der tat es im „Völkischen Beobachter" mit folgenden Worten:

„Als die letzte der akademischen Größen nenne ich Friedrich Gundolf (eigentlich Gundelfinger), Professor in Heidelberg und Verfasser von Shakespeare- und Goethewerken, der bei seinem verhältnismäßig frühen Tode als einer unserer Großen hingestellt wurde — *ich halte ihn nicht dafür.*"

Aber die andern Faschisten hielten ihn, nicht mit Unrecht, noch lange dafür. So der Faschist Walther Linden, der in seinem Buch „Aufgaben einer nationalen Literaturwissenschaft" an Gundolf zwar „mannigfache Schwächen" rügt, die er aus der „antithetisch-dialektischen Geistesart des Juden" ableitet, aber ihn doch mit dem antisemitischen Denkerling Houston Stewart Chamberlain freundlichst auf eine Stufe stellt und seinem Antimaterialismus mit den dankbaren Worten huldigt:

„Gundolf hat der deutschen Literaturwissenschaft die stärksten Antriebe gegeben; er hat sie mit dem neuen synthetisch-idealistischen Geiste erfüllt."

(Trotz der „antithetisch-dialektischen Geistesart des Juden".)
Daß die inzwischen erfolgte weitere Ausbreitung des hitlerdeutschen Antisemitismus auch Gundolfs Schriften auf den Index gesetzt hat, ändert nichts an deren präfaschistischer Funktion. Niemand hat von einem deutschen Lehrstuhl herab raffinierter, wenn auch gewiß unbewußt oder nur halb-bewußt, für die Ideologie des späteren Faschismus geworben als dieser Jünger Georges, den der Meister selbst in seinem „Siebenten Ring" so gütig apostrophierte:

„An Gundolf

Warum so viel in fernen menschen forschen und in sagen lesen
Wenn selber du ein wort erfinden kannst daß einst es heiße:
Auf kurzem pfad bin ich dir dies und du mir so gewesen!
Ist das nicht licht und lösung über allem fleiße?"

Das besondere Raffinement dieses George-Jüngers, sein besonderer Beitrag zum Faschisierungsprozeß besteht darin, daß er an dem gesellschaftlichen Sein der Kapitalistenklasse eine apologetische Kritik geübt hat; eine Kritik,

bei deren Ausübung er die gesamte „antikapitalistische" Demagogie des späteren Faschismus vorwegnahm. Hier eine Probe:

„Gewiß, gegen Erwerb und Geschäft, und ihre Mittel Verkehr und Technik, an sich ist nichts zu sagen, solang sie in sich ehrlich und folgerecht sind: aber die Verquickung von Geschäft und Geist, von Geschäft und Sprache, die Bedingtheit des Geistes durch Geld, in einer Zeit da das Geld nicht, wie noch bis in Goethes Tage, ein dienendes Mittel zum Leben, sondern eine lebenfressende tyrannische Wucherung geworden ist, — diese Vermanschung von Geld und Geist, wie sie vor allem heutige Bühne und heutige Presse darstellen, diese heuchlerische Rückversicherung beider ist eine Preisgabe der Seele an die Sachen, des Lebendigen an das Tote. Denn das heutige Zeitalter ist, wie kein früheres, seiner Grundrichtung nach, seelenmordend, das heißt kunstwidrig, trotz (und vielleicht wegen) seiner Seelenschnüffelei und seines Kunstgewäschs... Man wähne nicht, jedes Zeitalter brauche Kunst und schaffe sich schon seine eigene Kunst... was man im Dienste des Kapitalismus schaffe, das sei dann eben moderne Kunst: es ist nur unechter Kapitalismus, sonst nichts."

Liest man das, und liest man dazu noch den Satz:

„Die eigentlich heutigen Gedanken über die Natur werden zunächst bestimmt durch den Wunsch sie zu benutzen und zu verwerten: durch Technik und Kapitalismus" —

so könnte man auf die Mutmaßung verfallen, der Verfasser derart heftiger Anklagen gegen Symptome des imperialistischen Kulturverfalls sei ein echter Antikapitalist. Wie unrichtig diese Mutmaßung wäre, beweist sofort der Satz, der sich an den soeben zitierten (in dem Vortrag „Stefan George in unsrer Zeit") unmittelbar anschließt:

„Die eigentlich heutigen Gedanken über den Menschen werden bestimmt durch den Wunsch ihn zu verstehen und einzuordnen: d. h. durch Rationalismus und Sozialismus."

Hier öffnet die Apologetik, die der scheinbar antikapitalistischen Kulturkritik und Sozialkritik Gundolfs und seiner faschistischen Erben durchweg innewohnt, ihr Visier. Nach dieser Auffassung stehen Kapitalismus und Sozialismus nicht polar zueinander, sondern sind miteinander verwandt, ja sogar miteinander identisch: als zwei Seiten einer und derselben flachen Utilität! Das (einerlei ob bewußte, ob unbewußte) Motiv dieser ebenso absurden wie infamen Konzeption ist leicht zu durchschauen: nicht zugunsten des Sozialismus hat Gundolf seine „antikapitalistischen" Attacken geritten, sondern lediglich zugunsten des Bestands der monopolkapitalistischen Wirtschaft und lediglich zuungunsten des liberalen Kapitalismus der freien Konkurrenz. Hinter seiner offen eingestandenen Animosität gegen „das Zeitalter des Verkehrs und der Technik" verbirgt sich nichts andres als derselbe stockreaktionäre Schein-Drang nach Reagrarisierung, dessen parasitäre Wurzel (Rentnerangst vor dem Wachstum des industriellen Proletariats) schon bei der Analyse der Produktion Georges sichtbar geworden ist. Mit alledem ist die George-Gundolfsche Lehre nur ein Bröckchen des breiigen Irratio-Gebäcks, das man in der imperialistischen Periode jahraus jahrein unter wechselnder Marke produziert und verbreitet. Prinzipiell besteht selbst zwischen dem sogenannten Sehertum Stefan Georges, der „Wesensschau" seiner Jünger und dem Hellsehertum der dreißig bis vierzig Herausgeber okkultistischer Zeitschriften im heutigen Deutschland nicht der

geringste Unterschied: *gemeinsam ist ihnen allen das Verlangen nach Einsetzung des Glaubens und Aberglaubens in die Funktionen des für unzulänglich erachteten Intellekts.* Sie alle stehen mitten auf der profanen Treppe, die von dem seit Hegels Zeit brüchig gewordenen Tempel der deutschen idealistischen Philosophie jäh hinabführt ins Flachland und Sumpfland; sie stehen tief unter der Stufe der schon verderblichen Tempelherren Schopenhauer und Nietzsche und knapp über der Stufe des Kroppzeugs Rosenberg-Goebbels. Der spezifische Tempeldienst, den Gundolf zu ihrem Irratio-Kult beisteuern konnte, war die raffinierte Gauklerkunst, unter der Maske einer wissenschaftlichen Methode justament die Wissenschaftlichkeit völlig preiszugeben, die exakte Forschung durch die vageste Intuition zu ersetzen.

„Shakespeare und der deutsche Geist" heißt eins seiner berühmtesten Bücher; jenes, das der ältere irrationalistische Literarhistoriker Dilthey als Erfüllung aller seiner eigenen Schaffenswünsche begrüßt hat. Das Thema „Gundolf und der deutsche Geist" ist gesellschaftskritisch von *größerer* Bedeutung. Denn am Fall Gundolf wird die ganze Hinfälligkeit der deutschbürgerlichen Intelligenz offenkundig, die einen solchen Mann nicht nur als Interpreten manches Genies geschätzt, sondern ihn selbst als Genius angestaunt hat.

III

Heißt Stefan Georges geistigster Sohn Friedrich Gundolf, so heißt sein stiefster Stiefenkel Joseph Goebbels.

„Während einige hundert Kilometer westlich Tag und Nacht die zerstörenden Donner der Materialschlacht klirren, vergräbt sich der Zwanzigjährige in die Weisheiten der deutschen klassischen und romantischen Philosophie, hört er mit fieberndem Herzen die ehernen Worte Nietzsches, lauscht er den tönenden Versen Klopstocks und Schillers." Der Zwanzigjährige, dem das nachgesagt wird, ist der heutige deutsche Reichspropagandaminister; und der es ihm nachsagt, ist sein heutiger Pressechef (und Biograph) Wilfried Bade, welchen man in der Vorhitlerzeit oft als Fred Hildenbrand unter dem Strich des Berliner Tageblatts sah. Die tönenden Verse Klopstocks und Schillers, denen sein jetziger Herr und Gebieter, ungestört durch die zerstörenden Donner der Materialschlacht, einst lauschte, mögen dieselben gewesen sein, die in dem dritten Band der Anthologie „Deutsche Dichtung", herausgegeben und eingeleitet von Stefan George und Karl Wolfskehl, anzutreffen sind. Denn daß Herr Goebbels sehr viel von George und von den Georgeanern aufgeschnappt hat, wüßten wir auch dann, wenn uns nicht bekannt wäre, daß er selbst tatsächlich bei Gundolf in Heidelberg mit einer germanistischen Dissertation über die deutsche Romantik seinen Doktor gebaut hat und daß er die mystizistischen Brocken, die er damals schluckte und wenigstens halb verdaute, in allen seinen heutigen — unter germanistischem, nämlich grammatikalisch-syntaktischem Gesichtspunkt freilich indiskutablen — Reden und Schriften entleert. Auch der faschistische Hochschulprofessor Dr. Heinz Kindermann erklärte im Nachwort der von ihm herausgegebenen Anthologie „Des deutschen Dichters Sendung in der Gegenwart":

„Starke Ströme des nationalen Glaubens sind von den Visionen Stefan Georges ausgegangen und haben auf eine Reihe von heutigen Führern der nationalen Erhebung im entscheidenden Augenblicke anfeuernd und zielweisend gewirkt."

Wer unsern bisherigen Darlegungen gefolgt ist, wird die Behauptung nicht für abwegig halten, daß Goebbels in den Schriften Georges und seiner Jünger auf einem Haufen alle metaphysischen Elemente beisammen finden konnte, deren Konglomerat in den Niederungen der Nazi-Ideologie als Metaphysik von „Blut und Boden" auftaucht. Es fragt sich nur, ob er diese Elemente kraft eines Zufalls oder kraft einer Notwendigkeit fand.

Er fand sie kraft einer Notwendigkeit. Zum Wesen des Kulturfaschismus gehört das Bestreben, sich alle morbiden Bestandteile aller erreichbaren Kulturphasen einzuverleiben (wobei ihm teils versehentlich, teils infolge demagogischer Tricks mitunter auch so gesunde Kulturphänomene wie die Werke eines Georg Büchner unter die Finger geraten). Geleitet von der Sucht nach morbiden Literaturprodukten, *mußte* Goebbels auf der Suche nach präfaschistischen Erbstücken naturnotwendig auch die Lehren Georges und Gundolfs ausschnuppern. Seine Aufgabe bestand nurmehr darin, der deutschen kleinbürgerlichen, halbproletarisierten Intelligenz zuliebe aus Georges und Gundolfs Geisteswelt alle jene Elemente zu eliminieren oder wenigstens zeitweise zu subtrahieren, deren offenkundig reaktionäre Beschaffenheit dieser radikalisierten Schicht vor ihrer eigenen Faschisierung nicht zusagen konnte. Und zugleich bestand seine Aufgabe darin, dem Kleinbürger-Anhang der NSDAP zuliebe aus der Geisteswelt jener „Meister" auch *das* zu eliminieren oder zeitweise zu subtrahieren, was dieser Schicht allzu parasitär und dekadent erscheinen mußte. So erklärt sich zum Beispiel die Tatsache, daß Goebbels einerseits sich hütet, die Gedankengänge derart reaktionärer Verse wie der vorhin zitierten Epigrammzeilen „Einem Pater" zu popularisieren, und daß er anderseits, in seiner Rede zur Eröffnung der sogenannten Reichskulturkammer, von so verfänglich parasitären und dekadenten Formeln wie dem von Gundolf verteidigten Satz l'art pour l'art ausdrücklich abgerückt ist. Allerdings mag Goebbels' Abneigung gegen den Satz l'art pour l'art auch damit zusammenhängen, daß er der französischen Sprache ebensowenig mächtig ist wie der deutschen, die er ja nicht „beherrscht", sondern sozusagen elegant vergewaltigt, und daß er daher, wie aus besagter Rede zur Eröffnung der „Reichskulturkammer" eindeutig hervorging, allen Ernstes glaubt, dieser Satz bedeute: „Die Kunst *nur für Künstler*"! Was ihn keineswegs hinderte, durch Aussprüche wie: „Kunst kommt vom Können" und durch noch direktere Bekenntnisse zu einem vulgarisierten Kant-Schillerschen Ästhetizismus der l'art-pour-l'art-Theorie und -Praxis Vorschub zu leisten. Hier zeigt sich im Ideologischen dieselbe widerspruchsvoll-eklektische Beschaffenheit des Faschismus, die im Politischen die klassenmäßige Zusammensetzung seines Anhangs aufweist.

Indessen konnte Goebbels sowohl bei dem Meister George als auch bei dem Jünger Gundolf, dessen Jünger er selbst ist, in hinreichender Zahl die Of-

fenbarungen ausfindig machen, deren er zur Auffüllung seines fortschrittsfeindlichen, „antiliberalistischen", zutiefst prokapitalistischen Repertoires bedurfte und ständig von neuem bedarf. Sogar einen wesentlichen Bestandteil des „Hitlergrußes", den Heilruf, könnte er dem „Siebenten Ring" Georges entnommen haben, nämlich der Schlußstrophe des Gedichts „Der Eid":

„Durch verhüllte nebel seh ich schon
Die vollendung und den lohn.
Unsre feinde sind zum kampf gereiht.
Meine söhne rufen streit.

Boden hilft den händen die ihm traut,
Himmel schadet wo ihm graut.
Keine schar zu dicht, kein wall zu steil!
Meine söhne rufen heil."

Die „söhne", die heute als SA- und SS-Leute „zum kampf gereiht" sind, würden sich trotz allem Masochismus wohl den Befehl verbitten, das Postulat:

„Flehn um gnade den Gestrengen
Lecken ihm den staub vom fuß"

am Klumpfuß zu realisieren. Aber zweifellos sind die „Intellektuellen" unter ihnen durch die Lektüre Georges und insbesondere Gundolfs genügend auf jenen Anti-Intellektualismus gedrillt, der in den folgenden Sätzen des sogenannten Romans „Michael", des ersten „dichterischen" Werks des Propagandaministers (das zweite, das Schauspiel „Der Wanderer", erlebte selbst auf hitlerdeutschen Bühnen einen Durchfall), seine Orgien feiert:

„Der Intellekt hat unser Volk vergiftet... Der Intellekt ist eine Gefahr für die Bildung des Charakters. Kerle erziehen, das sollte Aufgabe der hohen Schulen sein ... Was studiere ich eigentlich? Alles und nichts. Ich bin zu träge und, glaube ich, zu dumm für die Fachwissenschaften. Ein Mann will ich werden! Umrisse bekommen!... Das Geistige wird mir zum Überdruß. Mich ekelt jedes gedruckte Wort..."

Leider bloß nicht das eigne.

„Weltanschauung? Was ist das für ein reaktionärer Begriff ... Ich setze meinen Helm auf, ziehe meinen Degen und deklamiere Liliencron."

Aber lieber eben doch George. Obwohl sich bei dem, in den „Blättern für die Kunst", ein Satz findet wie dieser:

„Seid ihr noch nicht vom gedanken überfallen worden daß in diesen glatten und zarten seiten vielleicht mehr aufruhr enthalten ist als in allen euren donnernden und zerstörenden kampfreden?"

Aber nicht nur die donnernden und zerstörenden, nein, auch die salbungsvollen, die an George und Gundolf geschulten Reden in prunkvollen, zirkusähnlichen Massenveranstaltungen verlieren einmal ihre Wirkung, und was dann herrscht, das ist nicht die „deutsche Idee" — als deren Propagandisten der Presse-Chef Bade den Minister Goebbels in seiner Biographie glorifiziert hat —, sondern gähnende Leere, aus der als einziger Laut der Schrei eines gepeinigten Millionenvolks hervortönt. Verwandelt sich dieser Schrei in den Kampfruf der zur antifaschistischen Volksfront geeinten Massen, dann ist das Ende des faulen Zaubers gekommen, mit dessen Inbegriff der Name Goebbels verknüpft ist, — das reale Ende zugleich des Kapitels: George und die Folgen.

VERLOGENER REALISMUS

von

Paul Westheim

Romantische Flucht in eine pathetisch-theatralische Scheinwelt ist das eigentliche Wesensmerkmal der Hitlerkunst, wie sie in den münchener Ausstellungen als „richtungsweisend" vorgeführt worden ist. Daß sie (in einem allerdings unvorstellbaren Maße) geschmacklos, kitschig, akademisch öde und handwerklich dürftig ist, hat sie gemein mit den klein- und spießbürgerlichen Erzeugnissen der Kitschproduzenten aller Länder, in Frankreich „pompiers" genannt. In der Hinsicht ist sie einfach internationaler Kitschstil, das Unnationalste, was es auf dem Gebiet der Kunst überhaupt geben kann.

Es ist der Stil einer bestimmten soziologischen Schicht, eben des *spießigen Kleinbürgers*. Es ist bezeichnend, daß das was wir gemeinhin „Kitsch" nennen, dieser Stil der pseudorealistischen Ausdruckslosigkeit, als Massenerscheinung im 19. Jahrhundert aufzutreten beginnt, das heißt in dem Augenblick, in dem zahlungsfähig gewordene Kleinbürgerschichten als Ausstellungs- und Käuferpublikum anfangen, die Produktion mitzubestimmen. Und es ist für den „Geist" des Faschismus bezeichnend, daß das Kunstideal, zu dem er sich bekennt und das er dem Volk „weltanschaulich" aufzuzwingen versucht, kein anderes ist (kein anderes sein kann) als das Kitschideal des Spießbürgers. Dieser Kunstkonsument ist vollauf befriedigt, wenn ihm angenehme Eindrücke vermittelt werden (Kriegsbilder nicht blutig, sondern „heldisch") und wenn er die dargestellten Gegenstände *deutlich zu erkennen* vermag. Diese Bereitschaft, sich durch angenehme Wunschträume von der nicht immer angenehmen Wirklichkeit ablenken zu lassen, nutzt die Hitlerkunst aus, indem sie bewußt, geradezu auf höheren Befehl, dem Beschauer eine romantisch verklärte, verlogene Scheinwelt vorgaukelt.

Das typische Beispiel ist das allgemein bekannte Bild von Lanzinger: Hitler in mittelalterlicher Rüstung, hoch zu Roß, die Hakenkreuzflagge in der Rechten schwingend. Mit dem Bild, das die Franzosen „Hitler als Jeanne d'Arc" zu nennen pflegen, war der „Führer" so einverstanden, daß er es selbst angekauft hat. Der Mann, der nie zu Pferd gesessen und gewiß niemals in einem Harnisch gesteckt hat, „heroisiert" (um nicht zu sagen verkleidet) als reisiger Ritter, Imitation eines Sankt Georg oder dergleichen — da hat man die falsche und verstiegene Pathetik, das heldische Gehabe, die germanische Recken- und Lohengrin-Romantik, *die Flucht aus der Wirklichkeit*, in eine schulbuchhaft verklärte Vergangenheit. Und so ist neun Zehntel dieser Hitlerkunstproduktion.

Im folgenden einige charakteristische Beispiele:

Wikingerromantik: Leipold malt serienweise Segelschiffe im Sturm, die „heroisch" gegen Sturm und Wogenprall ankämpfen. „Man nennt ihn den Wikinger des Pinsels", schreibt die Berliner Illustrierte dazu.

Nibelungen- und Alte-Germanen-Romantik: für die Reichskanzlei hat Hitler sich von Stassen Wandteppiche entwerfen lassen mit Darstellungen aus der Edda.

Wagneropernmotive: der noch aus der wilhelmischen Zeit übernommene Fahrenkrog erscheint zum Beispiel dem „Völkischen Beobachter" (20. X. 37.) „so lebensnah", weil er . . . „mit Recht einem Barden aus der Eddazeit zu vergleichen" (!) sei. Und er ist sich seines „Bardentums" so bewußt, daß er einen Tizian derart kritisieren kann:

„Dieser schönheitstrunkene Nur-Maler ist keine Kampf-Natur, die an der Seele Saiten zerrt. . ."

Kriegsromantik: Von der Kriegsliteratur, die mit allen Mitteln gefördert und ins Volk hineinzupumpen versucht wird, hat Obermann hier (Heft 8, 1938) gesagt:

„Eine Literatur, die die Aufgabe hat, aus ‚Bluterbe' und ‚Heldengeister der Ahnen' Kriegs- und Vernichtungswillen zu entwickeln, kann nur den Sinn haben, von der Wirklichkeit abzulenken."

In gleicher Weise soll die Kriegsbildermalerei, in Massen produziert, in allen Ausstellungen effektvoll herausgestellt, durch Aufträge gefördert, in der sogenannten Kunstliteratur und in der Presse überschwänglich gefeiert, *ablenken*. Was von den Schrecknissen des Krieges noch im Bewußtsein oder im Unterbewußtsein lebt, hat sie zu übertäuben, aus dem Ernst, dem blutigen Ernst des Krieges theatralisches Schauspiel zu machen, Hurra-Theater, wobei der böse Feind lediglich die Rolle zu spielen hat, glatt besiegt und in die Flucht geschlagen zu werden. Blut fließt keins auf diesen Schlachtbildern, es ist auch kaum einmal ein Toter zu sehen.

Da gibt es, viel gerühmt, im Offizierskasino des 39. Infanterie-Regiments in Mühlheim so ein Riesenschlachtenbild von Hans Pingsmanns. Dargestellt ist eine „wirkliche" Schlachtenszene aus dem Weltkrieg: der Sturm des Regiments auf das Sternwerk im Haumontwald, mit dem das blutigste Schlachten der neueren Zeit, der Kampf um Verdun, eingeleitet wurde. Eine Gruppe stürmt vor, angeblich durch vom Artilleriefeuer zerfetzten und vom Gas vergifteten Wald, angeblich Handgranaten schmeißend und durch Flammenwerfer den gegnerischen Graben aufrollend. Was man sieht, mutet an wie ein Fußballmatsch, die in Eile vorstürzenden Fußballer in Feldgrau kostümiert. In der Mitte einer groß, breit, aufrechtstehend (als ob der böse Feind nicht schießen könnte!) die Handgranate schwingend wie ein Tennis-Champion, der unter den bewundernden Blicken der Zuschauer zum Schlag ausholt; das Drahtverhau scheint ihm als Netz zu dienen. Einen Toten gibt es auf diesem Schlachtfeld — vor Verdun! — auch. Einen einzigen. Er stört den

schönen Anblick nicht, er liegt ganz abseits, ganz bescheiden, ganz unten am rechten Bildrand. Wie ein Ornament, das eigentlich schon gar nicht mehr zum Bild gehört, „... schläft ein gefallener Deutscher den ewigen Schlaf" sagt die essener „National-Zeitung" (26. Juli 1938) von ihm.

„Sein Gesicht zeigt die verklärte Ruhe, die eine bis zum letzten Atemzuge erfüllte Pflicht verleiht. Die noch im Tode kraftvoll geschlossene Faust... Neben dem schlafenden Helden aber blüht eine frische Blume..."

Wie herzig, wie idyllisch! Die „National-Zeitung" brauchte nicht besonders zu versichern, daß dieses Schlachtenbild

„weit entfernt ist von der defaitistischen und pazifistischen als ‚Kunst' getarnten Propaganda gegen den Krieg in den Systemjahren".

Es ist wie hundert andere von der gleichen Art *die Unwahrheit über den Krieg*: es ist ein Animierbild der Hitlerkriegspropaganda. Während die wahrhafte Kriegsschilderung, das Fronterlebnis eines Frontsoldaten, wie das von Dix gemalte Schützengrabenbild oder (auch tatsächliches Kriegserlebnis) das Dixsche Kriegskrüppelbild, als „Kriegsgreuelpropaganda", wie es im Katalog der Ausstellung „Entartete Kunst" heißt, angeprangert werden.

Uniformromantik aller Art: der deutsche Mensch, der sich gar nicht mehr wie ein „gewöhnlicher Mensch" vorkommt, wenn er in eine Uniform gesteckt ist; schnaffte SA-, SS- und Hitlerjugend-Darstellungen. Eins dieser Bilder (von Elk Eber) hat Hitler für das „Braune Haus" in München angekauft. Es trägt den Titel „SA-Appell am 23. Februar 1933". Vielleicht war dieses Datum, die Tage vor dem Reichstagsbrand, in denen die SA ja einen wahrhaften Feuereifer zu entwickeln hatte, ausschlaggebend dafür, daß dieses Bild als „beispielhaft" angekauft wurde.

Systemverherrlichungen: alles, was im „Dritten Reich" geschieht, muß in byzantinistischer Art gemalt werden. Als „Großtaten des Regimes" mußten hunderte von Malern die Autostraßen Hitlers pinseln. Nicht die Wirklichkeit, die Zwangsarbeit der Arbeitssklaven, versteht sich. Nichts wie das „Steinklopfer"-Bild von Courbet — gemalt werden sollte nur Straßenbau-Propaganda. Eine Sonderausstellung mit diesen Bildern wird vom Propagandaministerium im ganzen Land herumgeschickt; das erste, was die annektierten Österreicher an Hitlerkunst zu sehen bekamen, waren diese Autostraßen-Verherrlichungen. Sämtliche „Führer" sogar auch sämtliche kleineren Bonzen werden dargestellt als gemalte oder geplastikte Halbgötter. Halbgötter ist eigentlich noch zu wenig gesagt.

Rasseromantik: deutsche Jünglinge, die alle „heldisch" wie Siegfriede ausschen, deutsche Jungfrauen, alle wie Phantasiegebilde von Rosenberg, direkt aus dem „Mythus" entsprungen, von vollendet eingebildeter rassischer Schönheit, geradezu letzter Rasseamts-Chic! Die höhere Aufgabe dieser „Kunstwerke" ist „zur Fortpflanzung der Art" anzuregen. (Es gibt eine Parteianweisung an die Künstler, daß „Selbstbildnisse mit Familie" mit minde-

stens vier Kindern aufzuwarten haben!) Wenns in Wirklichkeit daran hapern sollte, so kann in der Kunst darauf keine Rücksicht genommen werden.

Besonders bevorzugtes Mode-Genre ist *Bauernromantik*. Bauern nicht bäuerisch, nicht in ihrem Alltag, nicht bei ihrer harten Arbeit, sondern als Blubo-Kostümfiguren, als Weekendtraum des Großstadtmenschen. Das Ausschweifendste in der Art ist wohl das (im Mai 1938 in einer berliner Ausstellung gezeigte) Bild von Schmitz-Wiedenbrück „Maler unter Bauern". Da sitzen in einer „Bauernstube", die mit alten Truhen und Kunstkram wie der Kurfüstendamm-Salon eines Kunstsnobs aufgemacht ist, Bauern, die über die herumstehenden Kunstwerke zu diskutieren scheinen. Eine alte Bäuerin hält Graphikblätter in der Hand, und der Herr Kunstmaler selbst, mit Brillantine-Scheitel, Sporthemd, elegant geschwungener Schmetterlingskrawatte, sieht tipptopp wie ein Kinostar aus und läßt sich von den Bauern bewundern. Theater. Eine Kunst, die ablenken soll. Die — Opium fürs ausgepowerte Volk — eine Großartigkeit vortäuschen soll, welche in der Wirklichkeit nicht geschaffen werden kann. Eben wie die Hitlerarchitektur (die Säulentempel, die Ehrenhallen, die „Achsen") darüber hinwegtäuschen soll, daß drei Millionen Wohnungen fehlen, die nicht gebaut werden können.

Um aber die Verlogenheit glaubwürdig zu machen, haben die Maler alle diese romantischen Hirngespinste *in einem Stil darzustellen, der wie Realismus aussieht: alles muß bis ins einzelne genau und getreu durchgezeichnet sein.* Photographisch getreu. Dem Beschauer soll Wirklichkeit suggeriert werden.

Das Ideal, nach dem zweifellos auch in der münchener „richtungsweisenden" Ausstellung verfahren wurde, ist etwa, einen Wotan so darzustellen, als ob er gar nicht gemalt, sondern frisch photographiert worden wäre. Über den von Hitler zum Professor ernannten Maler Eber kann denn auch der „SA-Mann" (1938, Folge 8) „richtungsweisend" schreiben:

„Es ist die höchste Ehrung für einen Künstler, wenn man ihm bescheinigen kann: sie (seine Bilder) sind *so lebendig wie eine Photographie.*"

Auf diese Weise versucht dieser Unreellitäts-Stil sich den Anschein zu geben, als sei auch er Realismus. In Wirklichkeit hat er mit dem wahren Realismus, dem der Rembrandt, Hals, Goya, Courbet, Balzac, Gorki, dessen Voraussetzung Wahrhaftigkeit ist, nichts gemein. Es ist ein *verlogener Realismus*, der durch angeblich wirklichkeitsgetreue Darstellungsweise die Verlogenheit glaubhaft machen soll.

EIN HELDENLIED IN DOKUMENTEN

„Tschapajew", Das Bataillon der einundzwanzig Nationen, von Alfred Kantorowicz
Verlag Imprenta Colectiva Torrent

Im zweiten Kriegswinter in Madrid, machte sich Alfred Kantorowicz an die Arbeit, alle noch vorhandenen Dokumente, Briefe, Tagesbefehle, Rapporte des Tschapajew-Bataillons zu sammeln. Er war selbst viele Monate Verbindungsoffizier in diesem Bataillon. An vielen Kämpfen hatte er teilgenommen.

Kommandeure, Soldaten, Ärzte, Politkommissare berichten hier. Da wird von der Redaktion der ersten Zeitung erzählt. Da steht ein schlichter Nachruf auf einige Kameraden. In wenigen Sätzen erzählt uns jemand die Biographie des gefallenen Freundes. Täglich wird das Leben eingesetzt.

Die 13. Internationale Brigade, zu der das Tschapajew-Bataillon gehörte, kämpfte zum erstenmal im Januar 1937 bei Teruel. Es gelang ihr nicht, die Stadt zu nehmen, aber die Brigade überstand härteste Kämpfe. Viele Verluste, aber keine Spur von Demoralisierung. Man hatte mit diesem Angriff ja Madrid, die Zentralfront erleichtert.

Danach Malaga. Die Kämpfer der Brigade bringen die gebrochene Front wieder zum Stehen. In der Sierra Nevada befreien sie 800 Milicianos, die sich von Malaga in die Schneeberge durchgeschlagen haben. Davon sagen sie: „Es war vielleicht unser schönster Sieg."

Drei Monate, ohne abgelöst zu werden, hielt die Brigade, das Bataillon, den langen Frontabschnitt bei Pozoblanco. Als endlich der Abmarschbefehl kam, gab es keine Ablösung, sie wurden bei der Juli-Offensive vor Madrid eingesetzt. Zwanzig Tage dauerte diese Offensive. Bei diesen Kämpfen wurde Alfred Kantorowicz verschüttet.

Als nach der Offensive die Brigade aufgelöst wurde, das heißt, die Bataillone in andere internationale Brigaden eingegliedert wurden, legte Kantorowicz einstweilen seine persönliche Arbeit, sein „Tagebuch", beiseite, sammelte die Dokumente dieses Buches und schrieb selbst einen Teil dieser Geschichte.

Achtundsiebzig verschiedene Beiträge, die größtenteils erst ins Deutsche übersetzt werden mußten, trug er zusammen. Das war nicht einfach. Überall spürte man den Krieg mehr als im Vorjahre. An die Artillerie-Bombardements hatte Madrid sich gewöhnt; aber in diesem Winter gab es gar kein Heizmaterial. Dabei war es besonders kalt. Tagelang schneite es. In der Druckerei fehlte Material. Die Bleiplatten in den Setzmaschinen brauchten Stunden zum Schmelzen, weil der elektrische Strom zu schwach war. Nur zwei Seiten konnten täglich gesetzt werden.

Wenn man dieses Buch liest, bekommen wir auf vieles, das uns heute immer

noch bewegt, eindeutige Antwort. Trotz der Internationalität, der Vielsprachigkeit des Bataillons — denn die 21 Nationen werden aufgezählt, und von jeder ist ein Beitrag da — trotz der Überparteilichkeit gab es eine geschlossene antifaschistische Einigkeit. Keiner konnte sich der entziehen. Erich Kuttner, der die Brigade an der Südfront besuchte, sagt selbst:

„es war Erlebnis einer Fleisch und Blut gewordenen Volksfront aus 21 Nationen und aller antifaschistischen Parteien."

Und weiter:

„Ein Kamerad fragte mich: ‚Wie steht es mit der deutschen Einheitsfront?' Diese Frage traf mich. Denn nirgends ist es schwieriger als hier, zu antworten: ‚Sie ist noch nicht da.' "

In diesem Buch erzählt nicht ein einzelner von dieser Überwindung, diesem Zusammenwachsen. Dokumente liegen vor. Eine Geschichte ist es. Lebendige Zeugnisse. Ob von Verwundeten im Lazarett mitgeteilt, direkt von der Front, vor oder nach dem Kampf: die Notwendigkeit hat alle geeint. Davon spricht auch, denn von vielen Toten ist die Rede, der letzte Brief des Gefallenen an die daheim.

Wenn die, die heute an Tischen mit uns noch über Einigkeit diskutieren, ein Gewissen haben, müßten sie nach dem, was sie aus diesem Buche erfahren, ihr Bereitsein sofort erklären.

Über vieles, über die schweren Stunden, die Kameraden, die mit so großer Bescheidenheit nur in wenigen Sätzen berichten, wird uns Alfred Kantorowicz in seinem Tagebuch sicher noch manches erzählen. *Maria Osten*

MANJA

Anna Reiner: „Manja"
Roman um fünf Kinder
Querido-Verlag, Amsterdam.

Wir sind leicht geneigt, in lobenswerter Unzufriedenheit mit dem bisher Erreichten und in ruheloser Sehnsucht nach dem bisher noch Unerreichten unserer antifaschistischen Literatur gegenüber einen Argusblick aufzusetzen, den sie nicht verdient. Doch ist erst in späterer Zeit darüber zu rechten. Heute aber soll die begrüßenswerte Tatsache schon nicht mehr übersehen werden, daß bei der Betrachtung der Vertreterinnen unserer antifaschistischen Literatur der besagte Argusblick nicht umhin kann, einem immer freudigeren Kopfnicken Platz zu machen. Der Kreis der deutschen Schriftstellerinnen in der Emigration ist — auch hier regiert die viel strengere Auswahl, die der Kapitalismus Frauen gegenüber praktiziert — ein kleiner Kreis, dessen Produktion, als Ganzes genommen, sich im Laufe der Jahre als in jeder Beziehung ernsthaft und achtunggebietend durchgesetzt hat. Zu

den wenigen Namen, die wir alle kennen, gesellte sich nunmehr ein neuer: *Anna Reiner*. Das ist nicht nur bemerkenswert, als sich das Antrittsgeschenk „Manja" den bisher vorliegenden Arbeiten der Kolleginnen würdig zur Seite stellt, sondern besonders erfreulich, weil wir von dieser Frau, hält sie fest, was sie begonnen, für die weitere Entwicklung unserer Literatur ganz zweifellos eine Bereicherung erwarten dürfen. *Sie ist eine Dichterin*. Ganz unabhängig von allen Fertigkeiten und Unfertigkeiten drängt sich dem Leser diese Meinung schon nach ein paar Seiten aus dem einfachen und doch so seltenen Umstande auf, daß hier ein Mensch schreibt, der die Fähigkeit hat, dem Ausschnitt, dem Detail diejenige Symbolkraft zu verleihen, die das Einmalige zum Typischen, das Unscheinbare zum Prinzipiellen erhebt. Das ist viel. Das ist, in seinem ganzen Ausmaß verstanden, so viel, daß man eigentlich nichts mehr sagen möchte, der Autorin die Hand schütteln und Schluß machen mit dem Kritisieren. Wenn wir diesem Gefühl nicht nachgeben und uns trotzdem noch einige Bemerkungen erlauben, so deshalb, weil dem vorliegenden Buch ein Mangel anhaftet, der über den Rahmen bloßer Erstlingsschwächen (in diesem Falle tatsächlich sehr unwesentlich) hinausgeht und darum allgemeineres Interesse verdient. Sich über diesen einen wesentlichen Punkt, die Komposition, nicht ausgesprochen zu haben, würde uns Anna Reiner selbst wohl kaum verzeihen.

Sie hat sich viel vorgenommen. Im Spiegelbild fünf verschiedener Familien, einer großbürgerlichen, einer mittelständischen, einer kleinbürgerlichen, einer proletarischen und einer ostjüdischen, versucht sie mit ein paar charakteristischen Strichen die deutsche Entwicklung der Nachkriegszeit zu gestalten. An diesen eher für eine Roman*reihe* geeigneten Stoff (er umspannt hier die Jahre von 1920—1934) hat sie sich mit tiefem dichterischen Empfinden herangewagt. Doch — Nachkriegsdeutschland, der vierzehnjährige Weg ins Grauen hinein — es ist keine Kleinigkeit, sondern eines der wesentlichsten Themen unserer heutigen deutschen Literatur. Und da ist das aufrichtige Empfinden viel — doch nicht alles. Dabei soll zunächst gar nicht von der Formgebung gesprochen werden. In der Tat findet man sich in dem Gestrüpp der ineinander verschlungenen Familienschicksale ausgezeichnet zurecht, niemals wird man zu Verwechslungen verleitet und weiß stets, wie alt jeder gerade ist. Die handwerkliche Sicherheit Anna Reiners ist erstaunlich. Wenn der Verlag, der uns auf der Umschlagklappe ausdrücklich auf die „bewundernswürdige Technik" aufmerksam macht, mit der das Nebeneinander und Ineinander-Verwobensein der verschiedenen Handlungskomplexe durchgeführt sei, dieses äußere formale Können meint, hat er durchaus recht. So betrachtet, ist das Buch „gebaut". Wenn er jedoch auf die *innere* Anlage der Komposition anspielen will, wäre dazu etwas zu sagen.

Es ist leider nicht so, wie vom Verlag weiter angekündigt wird, daß uns der Werdegang Deutschlands im Spiegelbild der fünf Familien, insbesondere durch das Erleben und Sein der fünf Kinder — Harry, Heini, Franz, Karl und Manja — nahegebracht wird. Allerdings, in dem sehr schönen Motiv der sich über alle unmenschlichen Beziehungen der Großen hinwegsetzen-

den treuen Kinderfreundschaft lag ein recht sicheres Fundament der Komposition. Anna Reiner hat das zweifellos gespürt und sich immer wieder darum bemüht, doch hatte sie noch nicht die Kraft, ihren kompositionellen Gedanken konsequent durchzuführen. Hätte sie der Behauptung des Verlags tatsächlich entsprochen und diese Kinderfreundschaft zum eigentlichen Thema des Buches werden lassen — wie hätte es ihr dann passieren können, beim Schreiben eines „Romans um fünf Kinder" eines der schönsten und wesentlichsten Momente der Kinderfreundschaft zu vergessen: das erste vorsichtige Sichkennenlernen. Wir erleben es nur zwischen Karl und Manja, um dann ein paar Seiten weiter, fast in der Hälfte des Buches, zu erfahren: „An der Mauer, wo sie sich seit beinahe vier Jahren jeden Samstag und Mittwoch getroffen hatten ...

Das gerade möchten wir genauer erfahren. Dieser Abgrund von vier Jahren ist auch nicht durch einige reflektierende Bemerkungen auf den folgenden Seiten auszufüllen. Wie ist er aber entstanden? Den Schlüssel haben wir in der Tatsache zu suchen, daß dieser Sprung nicht zufällig über eine Zeit führt, die Anna Reiner vermutlich nicht schildern mochte, über die Jahre von 1928—32, das heißt, über die Periode der stetig anwachsenden politischen Aktivität der Arbeiterklasse.

Sie scheint nicht nur der Meinung zu sein, daß der Weg Nachkriegsdeutschlands von Anfang an in grausiger Zwangsläufigkeit zum Faschismus führen *mußte*, sondern sie hält es auch für nicht schwer, das unaufhaltsame Hineinmarschieren in den Untergang zu jeder Zeit an konkreten Beispielen nachweisen zu können. Auf Grund dieser sicher gar nicht sehr bewußten Konzeption streicht sie alle Perioden, in denen die aktive Rolle der antifaschistischen Kräfte zu gestalten wäre. Interessanterweise tritt dieser, die Rolle des Kleinbürgers in gefährlicher Weise begünstigenden Gewichtsverschiebung eine ähnlich angreifbare Akzentverteilung bei der Auswahl der einzelnen Milieus zur Seite: die fehlerhafte politische Konzeption der Autorin führt zwar zu einer technisch geschickt vorgetäuschten, jedoch zu keiner wirklichen Komposition!

Harry ist der Sohn des Großkapitalisten, Heini der Sohn des grundanständigen, geistigen Liberalen, Franz ist ins Spießermilieu des faschistischen Grobians hineingeboren, und Karls Vater ist klassenbewußter Arbeiter. Unschwer ist zu sehen, daß es sich hier um keine zufällige Auswahl handelt, sondern um eine repräsentative. Unter diesen Umständen erhält natürlich die Wahl des fünften Milieus ebenfalls ein besonderes Gewicht: es wird der Eindruck erweckt, als sei das Verhältnis zwischen den Deutschen und den in der Nachkriegszeit gelegentlich nach Deutschland eingewanderten galizischen Händlern etwa eins zu sehn gewesen. Das war — ohne auf den diesbezüglichen Quatsch der Nazis einzugehen — nun wirklich nicht der Fall. Um eine solche Assoziation von vornherein zu vermeiden, wäre es richtiger gewesen und hätte auch der eigentlichen Absicht der Autorin mehr entsprochen, wenn sie die kleine Jüdin Manja, die in ihrer tief sozialen Charakteranlage, ihrer reinen Denkungsart, in ihrem großmütigen Herzen die wahrste und tiefste

Menschlichkeit in dieser verdunkelten Zeit verkörpert, nicht nur zum scheinbaren, sondern zum *wirklichen* Mittelpunkt des Buches gemacht und alles andere auf Episoden und Hintergrund *beschränkt* hätte. Von diesem Standort aus entschlossen den strategischen Plan entwickelt und die deutsche Front aufgerollt — das Buch hätte gewonnen, was ihm fehlt: die Komposition.

Da Anna Reiner durchaus die Fähigkeit hat, die wesentlichen Probleme unserer Zeit zu sehen und auch die Feder, sie aufzuschreiben, kann der Mangel der Komposition kein Zufall sein, sondern er ist wohl doch im Weltanschaulichen zu suchen. Die Wurzel scheint in einem manchmal recht spürbaren Pessimismus zu liegen. Im Grunde genommen ist die Autorin mit ihren Gedanken über den Faschismus noch nicht ganz fertig. Das soll nicht bedeuten, daß nun alle Menschen heute mit diesem Thema endgültig „fertig" zu sein haben und daß es darüber nichts mehr nachzudenken gäbe, das soll nur heißen: wenn man ein Buch drüber schreibt, darf man nicht nur traurig sein, sondern muß auch wissen, was man will. Viele trübe Überlegungen und Stimmungen scheinen noch nicht ausgegoren. Das hindert natürlich die letzte Beherrschung des Stoffes. Und da sie den Stoff noch nicht bezwungen hat, ist sie der Möglichkeit beraubt, ihn mit Hilfe eines grundsätzlichen Leitgedankens zu gliedern. Daraus wiederum resultiert die Unmöglichkeit — trotz des offenbar später hinzugefügten Titels und Untertitels — diejenige Hauptfigur zu finden, die die Eigenschaft hat, den Stoff auf seinen Grundnenner zu bringen und gleichzeitig die wesentliche Idee herauszukristallisieren. Dieses Problem spiegelt sich nicht nur in der Komposition und in der Schilderung einzelner Situationen. Der Pessimismus findet mitunter sogar in einzelnen, fast bekenntnishaft anmutenden Sätzen Ausdruck, wie etwa auf Seite 325, wo Anna Reiner vom „Schlechten" spricht, das „grundlos" sei und „ewig".

Da sie das ganze Thema stark erregt, hat sie oftmals nicht die Energie, den aus dem Gehege brechenden Gedanken und Gefühlen Zügel anzulegen. Ihr Bedürfnis, vor allem einmal sich selbst über die Probleme auszusprechen, ist noch so elementar, daß sie häufig die Atmosphäre, in der ihre Personen sich bewegen, mit Sorgen und seitenlangen Reflexionen belastet, die ursächlich gar nicht in ihr vorhanden, sondern eben . . . Anna Reiners Sorgen sind. Doch neben dem Mangel an Kraft, dieses von vielen antifaschistischen deutschen Schriftstellern heiß umworbene, verdammt schwierige Thema: wie das alles so gekommen ist mit uns Deutschen — neben dem Mangel an Kraft, diese vierzehn Jahre in einem Anlauf zu nehmen, steht ein außerordentlich reiches dichterisches Einfühlungsvermögen in das Leben jeder einzelnen Figur. Hier zeigt Anna Reiner ihre besten Seiten.

Es spricht schon für ein überdurchschnittliches Talent, daß sie es sich leisten konnte, eine so gefürchtete und wohl auch bedenkliche Methode zu wählen, wie die Aufteilung des Themas auf mehrere gleichgewichtige Repräsentanten der großen politischen Strömungen. Nicht nur, daß sie es fertigbrachte, bei dieser bestimmt nicht originellen Auswahl von fünf unterschiedlich gesinnten Familien nicht ein einziges Mal langweilig oder schema-

tisch zu sein. Sie brachte es auch fertig, unter vollkommenem Verzicht auf irgendwelche Sensationen, ja sogar unter Verzicht auf die eigentliche psychologische Entwicklung der Figuren dem Leser andauerndes Interesse abzugewinnen. Es wird eine Menge erlebt, doch durchaus Übliches, Hartung, der halbjüdische Großkapitalist, muß, als die Nazis kommen, wider Willen emigrieren; Heidemann, der verzweifelnde Liberale, landet schließlich unter dem allgemeinen Druck in der sich schon lange ankündigenden, vollständigen Isolierung; Meißner, Hartungs ehemaliger Bankportier, wird Sturmführer; Müller, der Prolet, kommt ins Konzentrationslager, und die ostjüdische Familie geht in dem Chaos jämmerlich zugrunde — alle aber denken 1934 genau so, wie sie schon 1920 gedacht haben. Jeder hat von Anbeginn seinen Platz, und keinem ist es gegeben, diesen geistigen Standort im Laufe der vielen, für jeweils einen Teil dieser Gruppe immer enttäuschenden Jahre zu wechseln. Wenn auch ihre Kinder sich lieben und — solange sie Kinder sind — sich unbeirrt von Haß und Grausamkeit der hereinbrechenden braunen „Ära" die Treue halten — zwischen den Eltern gibt es *nur* Mauern. Wie Anna Reiner es jedoch versteht, ganz allmählich jeden einzelnen innerhalb seiner Umgrenzung aufzuspüren und in seine Geheimnisse hineinzuleuchten, das ist ausgezeichnet. Im Laufe der Zeit ersteht eine jede Figur in bewunderungswürdiger Plastik und Vielseitigkeit. Und gerade bei diesem Forschen hinter der Mauer entstehen nicht nur die literarisch besten Partien des Buches, hier sind auch immer die Kinder glänzend gestaltet.

Wenn Anna Reiner in sprachlicher Hinsicht nun noch eine gewisse Flüchtigkeit bei der Wahl der Bilder überwindet, berechtigt vornehmlich ihre Gestaltungskraft des Wortes zu großen Hoffnungen. Wenn sie sich beispielsweise von solchen Bilderhäufungen löst wie:

„Zu rasend war das Tempo dieser Tage, zu flüchtig, zu flüssig, alles was man festhielt, schon erstarrt und wertlos wie ausgeschossene Patronen —"

und solche einfachen, das Große im Kleinen zusammenfassende Formulierungen sucht wie:

„... und hatten sie vorher miteinander geschwiegen, so schwiegen sie jetzt gegeneinander —"

dann vollendet sie in sich, was den Leser schon bei diesem ersten Buch überzeugt: die Dichterin.

Für lange Zeit wird man das Kapitel „Karl" in Erinnerung behalten, denn selten noch wurde in Büchern ein deutsches Proletariermilieu so großzügig und zugleich so einfach, so realistisch und zugleich so dichterisch formvollendet gestaltet. Und Heidemanns Gespräch mit seinem Sohn Heini über einen Bettler, den der Junge auf der Brücke stehen sah, gehört mit zu dem Schönsten, was die neuere deutsche Literatur gegeben hat. Gelingt es Anna Reiner, den oben besprochenen Pessimismus zu überwinden, gelingt es ihr, etwa einer solchen Szene die Symbolkraft nicht nur aus tragischer Größe, sondern auch aus bejahendem Glauben an die fortschrittliche Kraft des Menschen zu verleihen, dann wird sie uns noch manches wesentliche Buch zu geben haben.

Ingeborg Franke

KLEINE DEUTSCHE CHRONIK

USA.

Während diese Zeilen geschrieben werden, fragt sich der Autor, ob sie Moskau noch auf dem gewohnten Wege, über einen europäischen Hafen, erreichen werden, oder ob die amerikanische Postverwaltung sie über Ostasien umleiten muß — wenn das dann noch möglich ist...

Man wird darum verzeihen müssen, daß der Kulturbericht aus Amerika sich nicht nur mit rein kulturellen Fragen befaßt, abgesehen davon, daß man Kultur und Politik ja nicht trennen kann.

Eine kulturpolitische Frage, die uns einigen Stoff zu heiterem Nachdenken gegeben hat, betrifft den Biberkäfig der Stadt Toronto in Kanada. Toronto hat einen Zoo, und im Biberkäfig dieses Zoo leben einige dieser arbeitsamen Tierchen bescheiden dahin. Aber der schlechte Zustand des Biberkäfigs hat das Publikum erregt, und so kam es zu einer Auseinandersetzung im Stadtrat. Der Stadtverordnete Croft erhob sich und stellte fest: Der Einzige, den ich in diesen Käfig stecken würde, ist Hitler! Worauf der deutsche Konsul Kropp protestierte. Er verlangte eine Entschuldigung. Stadtverordneter Croft erklärte, er denke gar nicht daran, sich zu entschuldigen. Und Stadtverordneter Salsberg nahm die Biber in Schutz. Croft habe die Biber beleidigt. Hitler gehöre in den Gorillakäfig und nicht zu den anständigen Bibern.

Bürgermeister Day, an den der Protest des Konsuls gerichtet war, gab diesem eine würdige Antwort: Stadtverordneter Croft habe als Bürger das Recht, seine Meinung zu äußern. Und damit basta.

In Kanada wie in den Vereinigten Staaten mehren sich die Stimmen der Deutschamerikaner, die gegen den Nazi-Einfluß Stellung nehmen. Die Aufdeckung des Spionagerings, die Verschärfung der Weltlage, die Angst, im Falle kriegerischer Konflikte mit dem „Dritten Reich" in Amerika in die Isolierung gedrängt zu werden, haben wesentlich zu dieser Entwicklung beigetragen.

Dazu kommt die Besinnung der Deutschamerikaner auf ihre fortschrittliche, demokratische Tradition in Amerika. Bezeichnend war die Rede Otto Sattlers, des Präsidenten des Deutschamerikanischen Kulturverbandes, über Radiostation WINS in New York, die in deutscher Sprache gehalten wurde.

Sattler erinnerte daran, daß es deutsche Pioniere waren, die im Jahre 1688 das erste Manifest gegen die Sklaverei verfaßt haben, er sprach — die Rede wurde am 4. Juli, dem Tage der amerikanischen Unabhängigkeitsfeier, gehalten — von dem deutschen General Steuben, der Washingtons revolutionäre Armee organisierte. Er sprach von den deutschen Regimentern, die 1863 mithalfen, die Schande der Sklaverei zu beseitigen. 200 000 deutschsprachige Freiwillige marschierten unter ihren Generälen Schurz, Blenker, Hecker, Osterhaus, Sigel, von Steinwehr und Weitzel zur Verteidigung der Demokratie und der Einheit der Vereinigten Staaten.

Er sprach von den deutschen Gelehrten, Schriftstellern und Künstlern, die so wesentlich zur kulturellen Entwicklung der amerikanischen Demokratie beigetragen haben.

Der Kulturverband war, trotz der Sommerflaute, überhaupt recht aktiv. An Goethes Geburtstag, dem 28. August, trafen sich zweitausend fortschrittliche Deutschamerikaner am Muconetcong-See im Staate New Jersey, drei Meilen vom Camp „Nordland" der Nazis entfernt, zu einer großen Kundgebung für die Demokratie. Unter den Rednern waren drei Delegierte zum Welt-Jugendkongreß — der Deutsche Erich Jungmann und die Sudetendeutschen Altschul und Schramm — sowie der Wirtschaftsgelehrte Dr. Frank Bohn aus Washington, einer der lebhaftesten und inter-

essantesten Köpfe unter den Deutschamerikanern.

Am 4. Dezember wird der Kulturverband in New York eine Massenversammlung, den „Deutschamerikanischen Tag" abhalten. Thomas Mann hat sich bereit erklärt, die Hauptansprache zu halten.

Auch im Nachbarlande Mexiko wurde ein „Deutscher Kulturverband" organisiert, der bereits im Frühjahr und Sommer regelmäßig große Versammlungen mit kulturellen Themen im Palacio de Bellas Artes in Mexiko-Stadt veranstaltet hat. Der Saal war von der Regierung zur Verfügung gestellt, und die Reden, meist von führenden Mexikanern gehalten, wurden vom Radio übertragen. Im Herbst wird im selben Rahmen ein Zyklus von zwölf kulturpolitischen und politischen Vorträgen gehalten werden.

Die deutsche Gesandtschaft in Mexiko hat einen Aufruf gegen den Kulturverband erlassen, und alle „Mitglieder der deutschen Kolonie" gewarnt, sich nicht an dessen Veranstaltungen zu beteiligen. Dieser unverschämte Erlaß half dem Kulturverband. Mexikaner protestierten gegen die Anmaßung der Gesandtschaft, große Plakate mit Faksimiles des Gesandtschafts-Ukas überschwemmten die Stadt. Die Deutschen wurden nun erst recht neugierig; und wer nicht zum Palacio de Bellas Artes zu gehen wagte, hörte am Radio zu.

Die Nazis werden zurückgedrängt auf dem ganzen amerikanischen Kontinent. Sie nehmen das natürlich nicht ruhig hin. Ihre Zeitungen toben immer wilder gegen den „Jüdischen Bolschewismus". Auch die Tatsache, daß der Redakteur des offiziellen Nazi-Organs „Weckruf und Beobachter" wegen wiederholter Sittlichkeitsvergehen, eingelocht wurde, hat ihre Schreibweise nicht gesitteter werden lassen. Fritz Kuhn, der „Führer", hat die Redaktion nun persönlich übernommen, und erklärte, daß Winterscheidt, wie seinerzeit Christus, von den bösen Juden unschuldig ans Kreuz geschlagen wurde.

Sie versuchen, die verschiedenen faschistischen amerikanischen Grüppchen unter einen Hut zu bringen. In Los Angeles wurde zu diesem Zweck eine Konferenz von den Nazis einberufen. Die „Hollywood Antinazi League", in der viele Filmschriftsteller, Schauspieler, Regisseure — und sogar Filmproduzenten — organisiert sind, leitete eine Gegendemonstration, zu der 6 000 Menschen auf die Beine gebracht wurden. Der Gegensatz zwischen der ungeheuren, protestierenden Menge vor dem Versammlungshaus und den fünfzig Faschisten, die verloren in dem riesigen Saal saßen, gibt ein gutes Bild davon, wie die amerikanische Bevölkerung sich zu den Nazis stellt.

Man kann danach verstehen, daß das Neun-Punkte-Programm, welches die amerikanischen Nazis auf ihrer anfangs September in New York abgehaltenen Landeskonferenz angenommen haben, einen besonderen Punkt enthält: „Reinigt Hollywood!"

Um die Filmindustrie wird gekämpft. Die Reaktion versucht, die fortschrittlichen Tendenzen, die sich dort bemerkbar machen, zu erdrücken. Teile des katholischen Klerus haben versucht, die Aufführung des ausgezeichneten Films „Blockade" — eines überzeugenden Anklagedokuments gegen die faschistische Intervention in Spanien und gegen die „Fünfte Kolonne" — unmöglich zu machen. Aber der Film wird doch gezeigt.

Es ist jedoch gelungen, das Projekt eines Emigrantenfilms „Exile" im Keime zu ersticken. Das Thema des Films war einfach und aktuell: die Flucht eines österreichischen Juden nach Amerika. Aber nach dem Manuskript benutzt der Unglückliche einen gefälschten Paß... Nun, in jedem Gangsterfilm bekommt das amerikanische Publikum Verbrecher vorgesetzt, die sich gewaschen haben. Aber der arme Österreicher mit dem gefälschten Paß! Nach dem Gesetz dürfen nämlich keine Vergehen auf der Leinwand gezeigt werden, die das Publikum zur Nachahmung veranlassen könnten. Und das nahm man zum Vorwand, um den Film zu unterdrücken. Aber zweifellos werden besonders die wenigen unabhängigen Produzenten Hollywoods den Kampf um den fortschrittlichen, aktuellen Film weiterführen, unterstützt von einem Filmpublikum, das politisch und kulturell mit Riesenschritten vorwärtsmarschiert.

Deutsche Bücher wurden während der Sommermonate nicht veröffentlicht. Das

Projekt eines deutschen Verlags ist anscheinend doch noch nicht spruchreif. Dafür hat die Veröffentlichung des deutschen Lesebuchs für Anfänger — „Nazi-Primer" — in englischer Sprache Aufsehen und Abscheu erregt. Der ehemalige Gesandte der USA in Berlin, Dodd, hat die Einleitung dazu geschrieben. Es sollten mehr Dokumente dieser Art hier gedruckt werden. Laßt die Nazis gegen sich selber sprechen!

Zum antifaschistischen Autor in diesem Sinne hat sich auch Herr Heinrich Himmler entwickelt, dessen Geheim-Rede vor den Nazi-Offizieren (zuerst in Europa im „Neuen Vorwärts" veröffentlicht) kürzlich in englischer Sprache vom American Committee for Anti-Nazi Literature herausgebracht wurde. Der berühmte amerikanische Maler Rockwell Kent lieferte die Umschlagzeichnung.

Dorothy Thompson, eine der einflußreichsten Journalistinnen Amerikas — sie ist Sinclair Lewis' Frau — hat ein Buch über das Flüchtlingsproblem geschrieben, kurz und prägnant, und mit warmem Herzen. Die Flüchtlingsfrage ist immer mehr Gegenstand öffentlicher Diskussion. Die Reaktion möchte den Zustrom beschränken und bildet hier eine Einheitsfront mit den amerikanischen Nazis. Roosevelt hat mit der Konferenz von Evians eine schöne Anregung gegeben, aber die Regierung wird von ihrem diplomatischen Dienst und von der reaktionären Gruppe im Kongreß sabotiert. Das Argument „Die Nazi-Regierung kooperiert nicht mit uns, die Flüchtlinge können ja kein Geld mitbringen und würden eine Belastung darstellen" wird als bequeme Ausrede benutzt.

Trotzdem haben die deutschen Schriftsteller in Amerika wichtige Verstärkung erhalten. Oskar Maria Graf und Manfred Georg sind gekommen, Ernst Bloch wird erwartet. Vielleicht geht man jetzt an die Reorganisation des „Schutzverbandes deutschamerikanischer Schriftsteller", der vor mehr als einem Jahr gegründet wurde und seitdem einen ungesunden Schlaf geführt hat. *Stefan Heym*

* In unserm nächsten Heft veröffentlichen wir den Bericht dieser mittlerweile erfolgten Reorganisation. *Die Red.*

ZACKIGES KULTURPANORAMA

Der „Führer" zaubert oder *Alles fürs Volk.*

Durch die Dichtung ist für die faschistische Ewigkeit festgehalten, was der „Führer" einst 1933 geleistet hat: er sprach an einem einzigen Tag zu „seinem Volk" im Osten und im Westen! Vormittags war der Zauberer in Ostpreußen bei einer „Heldenfeier" und abends mit einer Stunde Verspätung schon bei einer andern am Taunus. Wie ist so etwas möglich? Der „Führer" brachte zu den Heldenfeiern den entsprechenden Heldenmut auf und nahm ein Flugzeug. Weil er aber diesem neumodischen Apparat nicht ganz traute, verließ er laut Dichtung die erste Feier vorzeitig. Unterwegs geschah etwas Ungeheures, etwas, das nur die gewaltige Persönlichkeit des „Führers" überwinden konnte: man kam in eine Gewitterfront. Herrn Hitler wurde es ganz anders. Der Dichter läßt ihn persönlich in einem Monolog dieses Erlebnis aussprechen:

„Wenn es geschehe,
daß keiner mehr auf mich wartet,
in meinem Deutschland:
dann erst will ich bei Gott sein,
so nah, daß weder Blitz noch Donner
gegen mich sind."

Aus dieser homerisch genannten Sprache ins Hochdeutsche übersetzt: solange er noch e i n e n Anhänger hat, regiert er weiter. Und auch im Himmel versteckt er sich dicht neben dem lieben Gott beim Gewitter. Aber auch ohne Gewitter hat er während des Flugs gewisse Bedenken gegen die „Liebe seines Volks". Homerisch heißt das so:

„Nun bin ich so fern,
daß ein Volk in die Leere gehen kann,
und ich würde es nicht hören,
daß die Fahne im Sturm zerreißt,
und ich würde es nicht sehen."

Wie männlich beherrscht, trotzdem die Luft keine Balken hat! Indessen wartet das Volk am Taunus und macht sich seine Gedanken. Natürlich auch homerisch:

„Die Stunden gehen in die Länge,
wir sind noch immer allein."

Die amtliche eine Stunde Verspätung

scheint also eine dichterische Untertreibung zu sein. Wenn das Volk geahnt hätte wie erst e r sich allein fühlt! Eine kleine Verzögerung in der Landung, und endlich ist er da. Der Dichter läßt das Volk ausbrechen:

„Wir haben mit Trommeln geworben,
so viele sind uns gestorben!
Aber das Land, eins geworden im Leid,
ist unser für alle Ewigkeit."

Dieses ganze Sterben und dieses ganze Leid hat das Volk dem „Führer" zu verdanken. Der Dichter kann sich gar nicht vorstellen, daß ein Mensch so einen Flug heil übersteht. Er verliert fast den Verstand davon:

„Die Erde hat dich wieder,
hat einen flachen Strand aus Steinen."

Wie kommt plötzlich der Taunus zu einem Strand? Für den deutschen Glauben ist alles möglich.
Die letzten Verse der Dichtung klingen zwar immer noch homerisch, aber nicht mehr ganz eindeutig. Oder spricht aus ihnen nur die Sorge um das deutsche Schicksal? Wer weiß, ob der Herr Hitler noch lange auf dem flachen Strand aus Steinen steht. Denn der Dichter bricht in folgenden Schrei aus:

„Aber der Himmel
unermeßlich darüber,
holt Dich zurück."

Wahrscheinlich können es die höheren Sphären nicht mehr ohne ihn aushalten, nachdem sie seine liebenswürdige Bekanntschaft gemacht haben.
Die faschistische Presse bemerkt mit Recht, daß diese Dichtung dem „Führer" ein „überzeitliches Gewicht gibt". Und das Flugzeug konnte ihn tragen! Besonders bewundert wird das Fehlen jeder Spur von Byzantinismus. Herr Hitler ist ja nur ein heimlicher König.
Aber auch das Volk vergißt der Dichter nicht. Während der „Führer" in den Lüften vor Angst zittert, singen sich die Werktätigen Lieder. In Ostpreußen selbstverständlich die Haff-Fischer. Nämlich:

„Die See ist unser Gebot
mit Fischen und Teergestank."

Naturlaute. Die Bauern singen in Pommern. Mit Verrat militärischer Geheimnisse:

„Pflüge, heimlichen Schwertern gleich,
Furche um Furche bestellen das Reich."

Das geschieht, wenn der Führer in der Luft ist und sie nicht konzentrieren kann. Im Industriegebiet singen die Arbeiter. Ganz ohne Rücksicht darauf, daß sich der Ober „im Aufruhr der Elemente" befindet. Hierbei erfährt man, daß die Arbeiter nebenbei ihre Landwirtschaft treiben lassen. Damit sie für alle Fälle etwas Stroh haben:

„Wenn die Sirene am Morgen schrillt,
wenn das Schmiedefeuer loht,
daß keiner unsre Arbeit schilt,
und unser täglich Brot.
Der Rauch wächst aus den Essen.
Mein Korn blüht unterdessen,
wird reif für alle Not."

Man ist also für den Herbst nicht ohne jede Aussicht auf ein Frühstück. Denn vorläufig wächst der Rauch nicht aus d e m sondern aus d e n Essen. Das erwähnte täglich Brot ist wohl auch nur sinnbildlich da, weil nämlich das Schmiedefeuer l o h t. Der Dichter hat gerecht allen Werktätigen ein paar homerische Verse zugeteilt. Das Ganze ist außerdem in Musik getaucht. Vor allem die Fliegerei, dieser „gewaltige Kampf gegen die Naturgewalten". Da hat der Komponist sicher weder an Blech, noch an Werbetrommeln gespart.

Wer auch nur diese wenigen Verse kennt, wird jubelnd in das Urteil der faschistischen Presse einstimmen:

„Diese Dichtung ist eine der vollendetsten künstlerischen Leistungen des Dritten Reichs."

Der „Führer" im südtiroler Volkslied

Die Deutschen in Südtirol haben auf den deutschen Messias gewartet. Sie wollten um seine Vermittlung bei ihrem Landesherrn Mussolini bitten. Diese Südtiroler dürfen nicht einmal unter sich deutsch sprechen. Ihre Kinder lernen in den Schulen nur italienisch, sie müssen sogar ihre Namen italienisieren. Sie hörten davon, wie der Messias für die Sudetendeutschen kämpfte. Die dürfen zwar deutsch sprechen, haben auch deutsche Schulen und be-

halten ihre deutschen Namen. Sie sind zwar eingewandert, fühlen sich aber dadurch belästigt, daß auf ihrem Wohngebiet in der Tschechoslowakei Tschechen existieren. Die Südtiroler waren daher voller Hoffnung, als sie vom Besuch des Messias in Rom hörten. Sie warteten in höchster Spannung. Wirklich, er kam. Aber nicht geflogen. Er durchfuhr im tiefsten Schlaf in seinem Panzerwagen das Land Tirol. In der Eisenbahn fürchtet er sich nicht vor den Naturelementen. Da kann es sogar Bittschriften regnen, er wacht nicht auf. Mit dem Gastgeber unterhielt er sich über die Sudetendeutschen. Südtiroler mit ähnlichen Ambitionen wurden auf Befehl von Mussolini vor oder nach dem Besuch einfach verhaftet.

Den Südtirolern erstand trotzdem ein Dichter, ein Landsmann.

Seine Verse sind populär geworden, in allerkürzester Zeit. Ihr Vortrag und Gesang wird mit mehreren Jahren Gefängnis bestraft:

„Im tiefsten Schlaf, die Fenster dicht geschlossen,
so fuhrst du durch das deutsche Südtirol ...
Die letzte Hoffnung deiner deutschen Volksgenossen
du letzter Traum von Rettung — fahre wohl.

Wir geben jetzt und niemals uns geschlagen
und fühlen deutscher heut als je zuvor.
Ein Tag kommt noch nach diesen römisch-deutschen Tagen,
da schwingt der r o t e Adler sich empor."

Die Südtiroler können glücklich sein, daß sich der Messias schlafend gestellt hat. Bei den Nordtirolern ist der Traum von der Rettung durch die Faschisten blutige Wahrheit geworden.

Die faschistische Universität

In Büchern und Aufsätzen des „Dritten Reichs" wird das „Universitätsproblem" ängstlich behandelt. Worin dieses faschistische Problem besteht, sieht man aus folgender Formulierung:

„Durch umfassende Erziehungsmaßnahmen vor und außerhalb des eigentlichen Universitätsstudiums wird der junge Mensch innerlich geformt und gereift, daß er nun als dem Volksganzen in jeder Hinsicht einverleibter Mensch dem Universitätsstudium gegenübertritt, im Laufe dessen dieser im körperlich-vitalen Lebensbereich anhebenden Formung ein geistig bewußter Überbau verliehen wird, von dem aus er allerdings erst instand gesetzt wird, die große Einheit, die Volk, Geschichte, Staat und geistige Existenz umgreift in der Tiefe nun nicht mehr bloß zu spüren, sondern ausdrücklich zu begreifen."

Man muß sich allerdings erst instand setzen, diesen vergriffenen Satz zu begreifen. Also, der junge faschistische Mensch wird zunächst einmal durch umfassende „Erziehungsmaßnahmen innerlich geformt und gereift". Er wird gereift. Nämlich „durch körperliche und insbesondere durch militärische Erziehung". Die Universität hat diese Aufgabe mit übernommen. Sie fällt durchaus „in den Bereich der völkisch-politischen Propädeutik." Die Universität war durch diese wichtige Aufgabe sehr überlastet. Der „Führer" entschloß sich deshalb, ein besonderes „Institut" für die Propädeutik zu schaffen: die allgemeine Dienst- und Wehrpflicht. Sie erfolgt ausschließlich zur Entlastung des Universitätsstudiums. Eins hat er aber vergessen, worauf er vorsichtig aufmerksam gemacht wird. Das Studium darf nicht ohne vorhergehende Erledigung der Militärdienstpflicht beginnen. Der militärisch-faschistische Drill und die völkische Begeisterung könnten leiden, wenn vor ihrer vollständigen Einbläuung mit dem Studium der „Geisteswissenschaften" angefangen wird. In neudeutsch ausgedrückt:

„Damit ist vermieden, daß die rein existenzielle Formung des Menschen im völkisch-politischen Bereich verunreinigt wird durch die rein ideellen und wissensmäßigen Forderungen der Universität. Eingliederung ins Volksganze geschieht nur durch unmittelbare Bewährung, nicht durch geistige Schulung."

Vor dem Eintritt in die Universität muß jede Gehirntätigkeit lahmgelegt oder nötigenfalls lahmgeschlagen werden. Dann erhält man einen dem „Volksganzen" in jeder Hinsicht einverleibten Menschen.

Was er bisher beim Militär nur gespürt hat, lernt er jetzt begreifen. Die Wissenschaft kann nicht mehr den völkisch-politischen Bereich verunreinigen. Zur größeren Sicherheit ist die philosophische Pflichtprüfung im Nebenfach für Kandidaten der historisch-philologischen und mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächer abgeschafft. Begründet wird es damit,

„daß wir heute keine Philosophie besitzen, die die oberste Einheit alles Wissens und Denkens sichtbar macht."

Das kann man sich leicht vorstellen. Dafür sind neue Disziplinen eingeführt. Nämlich: Rassenlehre, Volkstumssoziologie, Vorgeschichte und politische Gegenwartskunde. Somit wäre „der wissenschaftliche Ausbau der wesentlichen Gehalte nationalsozialistischer Weltanschauung" sichergestellt. Dennoch haben verschiedene Universitätslehrer geheime Bedenken wegen dieser „extremen ideologischen Forderungen." Sie meinen, man müsse manche Wissenschaften doch „mit den Mitteln des Geistes" darstellen. Die Regierung könne sich darauf verlassen,

„daß in der Universität wirklich Wesentliches vom Schicksal des deutschen Geistes beschlossen ist."

Die faschistische Regierung verläßt sich aber nicht darauf, sondern zieht es vor, selbst „Schicksal des deutschen Geistes" zu sein. Universitätsreform.

Faschistischer „Lebensstil"

Der zweite Vierjahrplan zur Entrechtung und Entmenschlichung der Deutschen wird jetzt philosophisch begründet.
Vor allem

„scheint es nebensächlich, ja hindernd zu sein, nach Wert und Gehalt des persönlichen Lebens zu fragen".

Gewiß. Wozu sollte man auch? Was gilt schon ein Menschenleben?

Man wird über den „neuen deutschen Lebensstil" aufgeklärt: Die Kunstliebe des neuen Lebensstils äußert sich

„praktisch durch die Kollektiva des Films, Rundfunks und der Massendarbietungen".

Bevorzugt wird Pathos und Monumentalität. Hingegen halten die Besitzfreude und der Familiensinn noch dicht. Da steht der neue Geist vor geschlossenen Toren.
Der neue Lebensstil fordert vor allem die Beseitigung der Persönlichkeiten. Sie übernimmt für alle Herr Adolf Hitler „durch die Aufrichtung seiner Autorität". Die Leute haben sich nur eine „geistige und charakterliche Bildung" zu schaffen und sie dem „Führer" nach Bedarf zur Verfügung zu stellen. Er vertritt nämlich den „Willen zur Gemeinschaft". Der neue deutsche Geist muß den alten „übertrumpfen". Auch äußerlich müssen sich ihm die Persönlichkeiten angleichen:

„Auf dem Gesicht des Einzelnen liegt die Verantwortung für die Physiognomie des Ganzen."

Alte echten Werte haben sich mit den neuen zu verschmelzen. Die meisten sind noch im Osten und im Westen zu finden:

„Der germanische Osten ist deutsch durch den Sieg deutscher Kultur, der germanische Westen hat Autonomien durch Verschmelzung mit nachbarlichen Kulturen."

Der germanische Süden hat jetzt die „Ostmark" verschmolzen, und der germanische Norden beabsichtigt es mit Dänemark. Stilkünstler, die Faschisten.

Verdächtige Liebe

Immer lebhafter wird das Interesse des „Dritten Reichs" für die vier nordischen Länder. Zunächst äußert sich die beabsichtigte Eindeutschung in literarischen Vorbereitungen. Alle faschistischen Spione sind jetzt „Schriftsteller" und alle faschistischen „Schriftsteller" Spione. Alle Deutschen biedern sich als Stammverwandte an. Sie erklären sich ihre kühle Aufnahme mit dem ewigen Eis, das diese Länder bedeckt. Ein Journalist besuchte die „mitternächtigen Länder". Diese Benennung kennt er seit 1567 durch das Buch des Erzbischofs Olaus Magnus. Dieser Journalist hat sich in die deutsche Urheimat eingelebt, weiß alles von ihrer „geheimnisvollen" Vergangenheit und kontrolliert die lebenden Einwohner von anno dazumal bis zur Gegenwart. Vor allem hat er freudig festgestellt, daß die Dänen, die Schweden und die Norweger „bis auf den

heutigen Tag in gemeinsamer Vergangenheit wurzeln". Man könne das sehr leicht feststellen durch das Verhältnis des einzelnen zu Dichtung und Sage:

„Fragt man einen Dänen, woher seine Nationalflagge komme, so antwortet er, der Danebrog sei 1219, als der dänische König Waldemar II. Estland eroberte, in der Schlacht bei Lindaunis vom Himmel gefallen."

Diese Antwort des einen Dänen macht dem Journalisten Mut zum Faschismus. Diese Dänen wissen ja sagenhaft gut Bescheid! Stolz erklärt er,

„das Beispiel sei dem Leben entnommen und lehre, wie fest das Sagengut als Bestandteil des Lebens weiterlebt."

Allerdings muß er bemerken, daß an diesen Bestandteil „niemand mehr im Ernst glaubt". Die Ironie der Dänen gegen ihn hält er für Selbstironie. Die Verwurzelung der drei Reiche in ihren verschiedenen Sagen mache, „daß sich die Bewohner in ihren Sprachen ohne Mühe verstehen können". Da sie der Journalist zweifellos nicht kennt, kann er in diesem deutschen Glauben leben.
Mit den Dänen meint er es am besten. Er fühlt sich ihnen „von allen Nordlandmenschen am verwandtesten". Das freut ihn um so mehr als die Dänen

„in ihrer ganzen Art vollkommen in den Bereich des an die Arktis grenzenden Nordens gehören".

Beweis: der Journalist hat im Hafen von Kopenhagen starke Eisbrecher gesehen. Nach Stockholm hat er sich wegen der Wölfe gar nicht mehr gewagt. Hingegen fuhr er nach Island. Dort befriedigte ihn alles, zunächst die Sprache. Sie ist seit tausend Jahren so wenig verändert,

„daß jeder Mann die alten Sagas und Heldenlieder in der Ursprache lesen und verstehen kann".

Man empfindet, wie sich der Mann giften muß. Er versteht nicht einmal Niederdeutsch, und Mittelhochdeutsch hat er sicher nicht gehabt. Eine weitere Freude: die altgermanischen Rechtsformen und „Brauchtümer" leben fort. Leider sind schon manche Einrichtungen des zwanzigsten Jahrhunderts im heutigen Island vorhanden, aber Reste gibt es noch, „Reste gepflasterter Wikingerstraßen" und echte isländische Pferde. Und die Flüsse:

„Wie am ersten Schöpfungstag!"

Deutschland interessiert sich sehr für die „magnetischen Störungen". Nicht nur theoretisch:

„Die Reichsmarine hat ihr Vermessungsschiff wiederholt in die Nordmeere geschickt."

Wahrscheinlich wegen der beabsichtigten nichtmagnetischen Störungen. Denn Island ist die „Brücke nach Lappland oder gar Finnland":

„Bedenkt man aber, daß der nordische Besitz zur Zeit von Islands Besiedlung das gesamte Ostseegebiet umfaßte und weit ins Innere Rußlands reichte, so begreift man eine Einheit."

Diese Einheit lasse sich heute aus Sprachresten, aus handwerklichen und kunsthandwerklichen Zeugnissen nur mühsam wiederherstellen, meint der Journalist. Militärisch ist man besserer Hoffnung. In einem

„Bändchen über Island sind auch die Zusammenhänge mit Deutschland vorgestellt".

Die Beziehungen also in bester Ordnung. Die mit Norwegen hat ein Professor vermittelt. Er sprach in der berliner Universität über „das nordische Erbgut und den Sippenkult im Norden." Der Journalist meint hierzu:

„So gibt auch Norwegen, das große aber dünn besiedelte Land, seinen Beitrag zur Neuordnung der Welt."

So einfach verliert man durch Begeisterung für den Sippenkult sein nordisches Erbgut. Aber der norwegische Professor kann sich damit trösten, daß es in der großdeutschen Familie bleibt.
Mit Schweden klappt es noch nicht ganz mit den „Beziehungen". Schweden hat nämlich andere Probleme. Eigentlich nur ein einziges:

„Die Wanderlappen, die als letzte nomadisierende Völkerschaft Europas in den nördlichsten, an Finnland und Norwegen grenzenden Lappmarken wohnen, müssen im Interesse der staatswirtschaftlichen not-

wendigen Renntierzucht erhalten werden. Der Versuch ihrer Seßhaftmachung hat sich als Fehler erwiesen."

Die Lappmarken grenzen immerhin an Finnland. Vielleicht lassen sich die Lappen zur Neuordnung der Welt verwenden. Sie sind nämlich eigentlich wieder mit den Isländern verwandt:

„*Die Lappen kerben bei den alljährlich stattfindenden Renntierscheidungen den Jungtieren ihr Besitzzeichen ins Ohr — dasselbe, was der Islandbauer von altersher seinen Schafen widerfahren läßt.*"

Der Journalist findet mystisch, daß „sich damit der Kreis schließt." Sonst ist er mit seiner Reise sehr zufrieden, wenn er auch noch nicht alle Teile der nordischen Welt erschlossen hat.

Das Leben für den Boden

Ein Herr Franck bebaut wirklich in seiner mecklenburgischen Heimat den Boden. Damit sich das „deutsche Schicksal" an ihm bewahrheiten kann, tut er das in einer Heidegegend, „in der die Bauern kein leichtes Leben haben". Diese Angelegenheit wäre nicht der Rede wert, wenn sie der Franck nicht des Schreibens für würdig hielte. Er hat schon mehrere Romane und Erzählungen herausgebuddelt und versucht sie durch einen Verleger mit dem märchenhaften Namen Holle an die mecklenburger Leser zu bringen. Dieser Herr Franck ist außerdem ein Tendenzdichter, der es aus dem ff versteht. In der „Geschichte von den beiden gleichen Brüdern" wird bis auf das Tz bewiesen, warum es gut ist, daß die Bauern kein leichtes Leben haben. Sie halten nämlich deswegen in ihrer „Abgeschlossenheit am väterlichen Brauchtum mit Hartnäckigkeit fest". Das väterliche Brauchtum besteht hauptsächlich in der Sitte, mit Gegenständen Landwirtschaft zu treiben, die sie möglichst schwer machen. Außerdem sind die „Brauchtümer" von den Vätern ererbt. Man braucht sich also keine so neumodischen Dinger zu kaufen, die die Mutter Erde so tief verletzen. Schließlich hat auch der Mecklenburger eine Seele. Und zwar eine deutsche. Und ein Gemüt. Und schließlich und endlich haben die Mecklenburger die tiefste Tendenz des höchsten deutschen Wesens geerntet, wenn auch sonst nicht viel:

„*Nicht der Mensch ist wichtig, sondern nur der Boden, der ihn trägt und für den er lebt. Vätergut muß weitergetragen und aufs beste verwaltet werden.*"

Das Vätergut muß jedenfalls recht klein sein. Denn man kann es wahrscheinlich an den Stiefeln weitertragen. Diese tragende Idee läßt sich der Boden offenbar willig gefallen, trotzdem er den Franck trägt. Und obwohl der Franck für ihn lebt. Man muß das alles nicht so real nehmen, denn es handelt sich um das „deutsche Geheimnis". Der Mensch ist auch nicht wichtig, er ist nur Zugabe des Bodens und hat im übrigen zu verwalten. Die Tendenz wirkt weniger bestechend als bestochen. Sie riecht weniger nach Erde als nach Bestellung. Um auf die Bestellung des Bodens zurückzukommen. Da lebten einmal in der Heidegegend zwei Brüder. Ein Jahr auseinander, ohne leichtes Leben. Aber sie erleben alles gemeinsam: Schule, Haus, Krieg und Liebe. Dem älteren fällt alles leicht, auch das beiderseitig geliebte Mädchen ihm zu. Dem jüngeren hingegen alles schwer. Der nimmt alles Unglück schicksalhaft auf sich. Wegen des Erbhofgesetzes. „Einer kann ja nur Herr und Eigentümer des Hofes sein". Beide Brüder sind zueinander gütig und einträchtig. Der ältere nimmt das Glück gelassen auf sich. Denn Schicksal und „Führer" wollen es. Beider Jünger ist der Jüngere. Vor allem, sie leben eben der tragenden Idee. Für den Boden, der sie trägt, und für den sie leben. Bis eines Tages das Vätergut vom „Führer" enteignet wird. Wegen der Steuerrückstände. Von dieser näheren Zukunft steht natürlich noch nichts im Roman. Er endet vielmehr mit dem gleichzeitigen Tod der beiden Brüder. Das wohl wegen der Einträchtigkeit.

Wenn auch die Bauern nichts zu essen haben, sind wenigstens die Romane über sie „mit Menschentum gesättigt". Das behauptet der Märchenholle, und der muß es wissen.

Der Naturdichter

Himstedt, Hermann Josef, ist reif für den deutschen Stefan George-Preis. Ein toller

Naturbursche! Die Biokosmologie heißt „Mit nackten Füßen“:

„Im Schatten ist der Rasen naß,
An Stellen wo die Sonne sitzt
Bewegt ein Wind das Wiesengras,
Das unter seiner Blüte schwitzt.“

Zum Glück ist Wasser in der Nähe:

„Der Teich hat einen braunen Schoß,
Bisweilen bebt das blaue Rohr
Zusehends wird der Garten groß,
Ein Flieder übergeht das Tor.“

Aber es wird zusehends noch interessanter:

„Der Efeu wartet auf die Nacht,
Dann wächst er in den Kalkenstrauch,
Im Schilfe glänzt der blanke Bauch
Der Fische, die aus Gold gemacht.“

Das hat den Goldfischen auch noch niemand nachgesagt. Jedenfalls wirkt der braune Schoß des Teichs so anregend, daß sich der Dichter Himstedt Schuhe und Strümpfe auszieht:

„Ich stehe barfuß, drüben fährt
Die Sonne, die stets hilfreich war.“

Es handelt sich also um die Zeit, in der der Efeu noch nicht in den Kalkenstrauch gewachsen ist.

„Im kühlen Keller riecht und gärt
Der Wein von dem vergangnen Jahr.“

Sehr zum Wohl!
Diese „Poesie“ steht in der „Zeitschrift für Dichtung, Kunst und deutsches Leben, ‚Das Innere Reich.‘ “

Auf eigner Mystik gewachsen

Ein Herr Tumler, Ersatzlyriker des „Inneren Reichs“, bemüht sich um Vergeblichkeit

Wie ewiglang der Strom fortrauscht menschlichen Lebens
Und rinnt unnütz hin zum Vergangenen!
Droben in Gewittern bekämpft Gott sich selber.“

Empfohlen für einen zu schaffenden Rilke-Preis. *Herwarth Walden*

DER DIESJÄHRIGE GOETHE-MISSBRAUCH

Es ist schon lange kein Geheimnis mehr, daß die Literatur dem Faschismus besondere Sorgen bereitet. Bestanden diese Sorgen in den ersten Jahren der Herrschaft vor allen Dingen darin, sich Schriftsteller zu sichern, die „nationalsozialistisch“ schreiben können oder zum wenigsten in der Lage sind, die besonderen Ziele und „Ideen“ des Faschismus zum Inhalt und Gegenstand ihrer schriftstellerischen Produkte zu machen, so handelt es sich heute darum, diesen für den Faschismus schreibenden Autoren beziehungsweise ihrer Kriegs-, Kampf- und Helden Dichtung Anerkennung als deutsche Literatur zu verschaffen.

Diese Sorge um Anerkennung der Naziliteratur als deutsche Literatur beschäftigt die führenden Stellen des Regimes so sehr, daß sie ihren großen Kummer über die Mißerfolge der in dieser Richtung angestellten Bemühungen nicht mehr verheimlichen können.

Die eindeutig feststehenden Tatsachen lassen sich nicht ignorieren: überall hat die *emigrierte* Literatur als *deutsche* Literatur Anerkennung gefunden; ihre Vertreter sind die Vertreter der deutschen Literatur im internationalen PEN Klub; der im Ausland weitergeführte Schutzverband Deutscher Schriftsteller und nicht die von Berlin aus regierende „Reichsschrifttumskammer“ wird in der literarischen Welt des Auslandes als die das deutsche Schrifttum vertretende deutsche Schriftstellerorganisation betrachtet; selbst auf dem Übersetzungswege ist es der deutschen faschistischen Literatur nicht möglich, Anschluß an die Weltliteratur zu finden und sich damit unter dem Titel „Deutsche Literatur“ ausbreiten zu können. Übersetzt werden vielmehr die deutschen Klassiker und die „Emigranten“; dem Buchhändlerbörsenblatt bleibt nichts anderes übrig, als zuzugeben, daß

„der große Übersetzungsstrom noch allzuviel gegenwarts- und volksfremdes, wertloses Geschiebe mit sich führt, so daß der Zugang zu den Quellen, zu den unvergänglichen Werken deutscher Poesie der Welt nicht erkennbar scheint.“

Was man hier als „gegenwarts- und volksfremdes, wertloses Geschiebe" bezeichnet, sind die Werke der großen Dichter der deutschen Vergangenheit wie Goethe, Schiller, Hölderlin, Heine, sowie die bekanntesten Namen der deutschen emigrierten Literatur. Die „unvergänglichen Werke", zu denen dieses „Geschiebe" angeblich den „Zugang" versperrt, sind die Kriegsdichtungen eines Blunck, eines Möller, eines Bethge und der übrigen nazistischen Kampf- und Krampfliteraten. Was ist da zu tun? Mit entsprechenden Leistungen den Anschluß an die Weltliteratur erlangen, ist unter den Bedingungen, die der deutsche Faschismus seinen Autoren auferlegt, nicht zu rechnen. Also müssen andere Methoden gefunden werden.

Die Ausnutzung des Namens *Goethe* ist zu einer solchen, gerade in der letzten Zeit beliebten Methode geworden. Mit Goethe-Tagungen, Goethe-Ehrungen usw. will man dartun, daß der deutsche Faschismus nicht auf Goethe verzichte und seine eigene Dichtung mit ihm in Verbindung bringe. Auf der letzten Hauptversammlung der Goethe-Gesellschaft in Weimar im Juli 1938 sprach man nur von „Wirkungen Goethes in der Gegenwart" und von der „Nachfolge Goethes". Der Reichsjugendführer Baldur von Schirach hat bereits Ende August 1938 bei seinem Besuch in Frankfurt a. M. angeordnet, daß sich 1939 „zum Auftakt der Weimarer Festspiele die Führerschaft der Hitlerjugend in Frankfuhrt a. M. versammle", um dem „Goetheschen Genius ihre Huldigung darzubringen".

Doch all diese Goethe-Tagungen und Goethe-Ehrungen haben nichts mit einer wirklichen Würdigung Goethes und seiner Werke zu tun; es handelt sich dabei lediglich um Demonstrationen mit dem Namen Goethe, bei denen es weniger auf den Inhalt ankommt, als auf den propagandistischen Effekt, und deren Sinn darin besteht, die Wirkungen des Namens Goethe für den deutschen Faschismus und seine Literatur auszunutzen. Weil man sich die Bedeutung des Namens Goethe zunutze machen will, darum spricht man über Goethe, darum verleiht man dem sogenannten Vorkämpfer einer „völkischen Literaturgeschichte", Prof. Dr. Adolf Bartels, den Titel eines Ehrenmitglieds der Goethe-Gesellschaft; darum wurde Friedrich Blunck vom „Führer" zur Vollendung des fünfzigsten Lebensjahres

„in Anerkennung seiner Verdienste um das deutsche Schrifttum die Goethe-Medaille für Kunst und Wissenschaft verliehen."

Aus der Verleihung des Goethes-Preises der Stadt Frankfurt, die alljährlich am Geburtstag Goethes erfolgt, hatte man auch in diesem Jahre ein prunkvolles Fest gemacht, um, so wurde erklärt, dieses bedeutende kulturelle Ereignis gebührend zu feiern. Für den Festakt war zum erstenmal der historische Kaisersaal des Römers geöffnet worden. Wenn man jedoch die Berichte über dieses Fest liest, stellt man fest, daß es mit Goethe sehr wenig zu tun hatte, daß Goethe gar nicht gefeiert wurde, sondern nur *seinen Namen mißbrauchen* lassen mußte, um einen anderen, nämlich den neuen „Goethe-Preisträger" Hans Carossa zu feiern.

Das wurde jedoch nicht etwa mit bestimmten, dem dichterischen Schaffen eines Goethe entsprechenden Leistungen begründet, sondern damit, daß

„Carossa eine Goethe verwandte Natur(!), einen Dichter verkörpere, der um die Geheimnisse von Leben und Tod wisse."

Die hitlerdeutschen Literaturgeschichtsschreiber haben „festgestellt", daß

„Erst in Hans Carossa seit Goethe diese seltene und seltsame Erscheinung von Dichtung und Weisheit wieder sichtbar ist."

Der sechzigjährige Hans Carossa sollte als die repräsentativste und würdigste Erscheinung unter den Schriftstellern der Reichskulturkammer herausgestellt werden; er soll als „Nachfolger Goethes" dem nazistischen Schrifttum in der Welt wieder Ansehen verschaffen. Da aber die Beziehungen zu Goethe nicht ohne weiteres aus den *Werken* Carossas hervorgehen, muß man sich mit der *Person* Carossas beschäftigen. So bemüht man sich also, ihn als den „Weisen und Dichter" darzustellen, dessen Werk

„von der gütigen Rede durchwirkt und weisheitsvoll begleitet ist".

Doch ob man sich auch noch so sehr in der Lobpreisung Carossas überschlägt, ob man ihn „Dichter des Lichtes" oder „Verwalter des Goetheschen Erbes" nennt — so laute Töne man auch anschlägt, sie haben einen hohlen Klang, dessen Schwingungen sich bald im Raum verlieren.

Eine Dissertation von Hans Frese, „Das deutsche Buch in Amerika", die im Augustheft der Zeitschrift „Die Neue Literatur" auszugsweise veröffentlicht wurde, muß ebenfalls feststellen, daß in Amerika eine Anzahl von Büchern emigrierter Schriftsteller

„Riesenauflagen gehabt haben und haben, vier-, fünf- und sechsstellige Zahlen",

daß hingegen Carossas „Rumänisches Tagebuch", dieses als „eines der wenigen wesentlichen Bücher aus dem Kriegserlebnis" bezeichnete Werk, es nur zu einem Absatz von 581 Stück brachte, von Carossas „Arzt Gion" 1 500 und von „Die Verwandlungen einer Jugend" ebenfalls 1 500 Exemplare abgesetzt wurden. Kolbenheyer, der Goethe-Preisträger von 1937, ist in Amerika überhaupt nicht übersetzt.

Die Schuld gibt man natürlich dem ausländischen Buchhandel, der nichts aus dem faschistischen Deutschland nehmen wolle. Auf dem Internationalen Verlegerkongreß, der im Juni 1938 in Berlin stattfand, wandte sich Goebbels deshalb höchstpersönlich an die ausländischen Verleger mit der Bitte, nicht mehr nur jenes Schrifttum als deutsch anzuerkennen, das mit dem faschistischen Deutschland nichts zu tun habe, vielmehr das von seinem Reichspropagandaministerium und seiner „Reichskulturkammer" anerkannte Schrifttum als „deutsches Schrifttum" übersetzen zu lassen.

Die „Kölnische Zeitung" mault zwar angesichts des Carossaschen Mißerfolgs in Amerika, daß

„es doch wahr bleibt, daß Carossas Bücher zum Edelsten gehören, was wir aus deutschem Geistesgut der Gegenwart in goetheschem Sinn dem Ausland anbieten können" —

und ihre Schlußfolgerung ist natürlich, daß der Mißerfolg lediglich auf dem „bösen Willen des ausländischen Buchhandels" beruhe. Dann beginnt sie mit dem Zaunpfahl zu winken; in einem „letzten Hinweis" macht sie darauf aufmerksam,

„was alles wir Deutsche aus der jungen, brodelnden amerikanischen Erzählkunst übersetzen",

und folgert daraus, daß

„wir eine Gegenrechnung zu präsentieren haben, die zu unsern Gunsten abschließt."

Doch auch der „letzte Hinweis" mit der drohenden „Gegenrechnung" wird nicht fruchten und vor allen Dingen nichts daran ändern, da trotz der „Goethe-Preisträger" und „Goethe-Nachfolger" von Goebbels' Gnaden die

„Schriftsteller im Exil den Geist des wahren Deutschland verkörpern, den Geist Goethes und Schillers, den Geist Büchners und Heines",

wie von dem französischen Romancier Aragon auf der außerordentlichen Konferenz der „Internationalen Vereinigung der Schriftsteller für die Verteidigung der Kultur" am 25. Juli 1938 ausdrücklich festgestellt wurde. *Karl Obermann*

BRAUNE THEATERSCHAU

Als das „Dritte Reich" anbrach, mußten es die deutschen Theaterdirektoren wunderbar haben, sollte man meinen. Sie brauchten nur ins Volle zu greifen, um all die Meisterwerke, die von der „jüdischmarxistischen Clique" der deutschen Öffentlichkeit vorenthalten worden waren, ans Licht zu bringen.

Was also war zu spielen? Sie beeilten sich natürlich untertänigst, den toten „Dichter und Märtyrer", wie ihn Hitler in „Mein Kampf" schlicht bezeichnet, aufzuführen: jenen Dietrich Eckart, dessen Name den Faschisten würdiger als der Lessings erscheint, um preisgekrönte Dramatiker zu ehren, Dietrich Eckart, der einen Ehrenplatz in Nazi-Walhall, in der münchener „Ehrenhalle" einnimmt. Aber dieser Ruhmvolle erwies sich im Rampenlicht als jämmerliche Eintagsfliege. Und so verkommen auch heute die deutsche Bühne ist, des „Führers" Freund mußte von ihr verschwinden.

Eines der Stücke dieses Nazi-Lessing sah ich noch in der ersten Zeit der Hitlerdik-

tatur, am Stadttheater zu Köln. Es hieß „Der Tyrann". Doch wie sehr mußte man enttäuscht sein, wenn man etwa, wie ich, erwartet hatte, Hitlers großen Freund etwas über mißartete politische Führerschaft aussagen zu hören — denn der „Tyrann" entpuppte sich als ein etwas grantiger, komischer, vom Autor allerdings todernst genommener Familienvater aus einer Vorkriegszeit, wie es sie nie gegeben hat. Doch nicht viele teilten meine Enttäuschung, denn der Zuschauerraum blieb gähnend leer. Wie klug waren die Nichtgekommenen gewesen! Wie unendlich langweilig war dieser „Tyrann" auf der Bühne: er raschelte überlebtes Zeitungsdeutsch, und nur Makulatur verließ die Lippen der verliebten, getrennten und sich wiederfindenden Paare. Den Tyrannen erreichte endlich sein Schicksal: er wurde durch eine überaus schmerzhafte Gicht schwer gestraft. Der Regisseur hatte zwar unter beträchtlichem Aufwand von Schinkenärmeln, Damenhaareinlagen, Ballonhosen, vorsintflutlichen Fahrrädern und übertriebenen Ausbrüchen von Empörung, Schmerz und Liebe einige, wenn auch vom Autor nicht gerade komisch beabsichtigte, Wirkungen zu erzielen gewußt; aber selbst unfreiwilliger Humor konnte hier nichts mehr retten. Das also ist der vom „Führer" so inbrünstig verehrte Dietrich Eckart: ein seiner Technik völlig beraubter, unendlich verdünnter, versüßter Sudermann; einer, neben dem der echte Sudermann noch wie eine ungeheure Naturkraft wirkt.

Erfolgreich war ein anderer dünner Aufguß, diesmal einer nach Zuckmayerschem Rezept von August Hinrichs hergestellt: „Krach um Jolanthe". Die Hauptrolle spielte, man wird sich erinnern, ein von den Steuerbehörden verfolgtes Schwein; das Stück spielt natürlich in vorfaschistischen Zeiten und wurde für den innerdeutschen Hausbedarf auch verfilmt. Die Leute freuten sich über die kleinen Seitenhiebe gegen die Steuerbehörden und den Amtsschimmel der „Systemzeit"; denn bei den Nazis gab es so etwas ja nicht... Oder doch? Denn schon bald durfte auch diese Harmlosigkeit nicht mehr aufgeführt werden! Die Kunde von der Darréschen Agrarpolitik war bis in die Städte gedrungen.

Auch ein anderes dörfliches Stück. „Der Heilige Weinberg" von Willy Hörning, das in der „Systemzeit" spielt und die Erstürmung des Finanzamtes zu Berncastel durch die Winzer zum Thema hat, darf nicht mehr aufgeführt werden: Darstellungen des Winzerelends im Jahre 1926 bergen Gefahren, denen die Theaterdirektoren gern ausweichen.

Und so wird in Deutschland kein einziges Bauernstück aufgeführt, das in der deutschen Gegenwart spielt. Trotz „Blut und Boden".

Ja, manchmal dürfen Bauern doch auftreten, aber dann müssen sie Auslandsdeutsche sein und, sagen wir, in Rumänien leben. Wie in der „Hochzeit von Dobesti". Diese Bauern träumen natürlich ausschließlich von Groß-Deutschland und wie schön es wäre, wenn Hitler sie „befreite".

Solche Wunschträume der deutschen Bühnen sind schon einmal in Erfüllung gegangen. Da war „Wendelin Steiger", ein steirischer Bauer, der nicht aus und nicht ein wußte. Aber sein Schöpfer Herbert Wetter hatte das Rezept zu seiner Rettung: Österreich muß die Juden verjagen und nazistisch werden. Jetzt wird Wendelins Heimat „die Ostmark" genannt. Also ist er gerettet? Verbürgt jetzt die Aufführung nicht doppelten und dreifachen Erfolg, ist sie nicht ein Dokument des Triumphs? Ja, wenn hinter dem Theater nicht sofort die vergleichbare Wirklichkeit begänne...! Auch der arme Wendelin muß jetzt schnell in der Versenkung verschwinden.

Ganz und gar nichts aber haben Arbeiter, Gewerbetreibende oder Angestellte auf den Brettern, die die deutsche Welt bedeuten, zu suchen. Die deutschen Theaterdirektoren stürzen sich lieber auf historische Stücke. Nach einer faschistischen Statistik spielt die Mehrzahl dieser „geschichtlichen Dramen" in den Jahren 911—960 (!); doch auch die „nahe" Vergangenheit wird nicht ganz vernachlässigt. Welche Helden stehen hier auf?

Da gibt es — ein Beispiel für so manches ähnliche — ein Stück von Eugen Hugen Hofmann. Dieses Meisterwerk blieb keineswegs unaufgeführt. Es heißt, „Der Held von Tannenberg". Eine Textprobe: Ludendorff erscheint und schlägt Wilhelm II. Hindenburg zum Kommandierenden der Ostarmee vor. Das geschieht so:

„Ludendorff:

Er ist im Dienste grau geworden
Soldat vom Scheitel bis zu Fuß.

Die Brust geschmückt mit hohen Orden,
im Ruhestand leider, weil er muß,
Vertraut mit dem ostpreußischen Lande,
kennt er dort jeden Weg und Steg.
Und wär er nicht im Ruhestande,
würf er den Stock mit Freuden weg.
Es drängt ihn, weil sein Herz ihm blutet,
im Kampf zu ziehn sein blankes Schwert,
dem Russ' zu wehr'n, sein Eifer glutet,
ihn zu vernichten, weil er's wert.

Der Kaiser:

Und dieser Mann, es ist kein zweiter,
ist Hindenburg, der General.

Ludendorff:

Ein tapferer, geborner Streiter,
wie's wenige gibt an der Zahl."

Ja, so etwas ließen sich die marxistisch-jüdischen Dramaturgen entgehen....! Aber es kommt ja ganz offen nicht auf das dramatische Können, nicht auf die dichterische Sprache an, sondern einzig und allein auf den imperialistisch-militaristischen Geist, der diese „Dramen" des Dritten Reiches erfüllt. So läßt ein Michael Haupt den Abenteurer von Ungern-Sternberg, der während des russischen Bürgerkriegs die Äußere Mongolei mit seinen weißgardistischen Horden mordend und raubend durchzog und der dann von den siegreichen mongolischen Räten zum Tode verurteilt wurde, im bengalischen Licht falschen Heldentums erscheinen. Ja, das ist ein „Held" nach dem Herzen Hitlers: einer, der ein fremdes Land mit seinen Schätzen erobern wollte, um es dann an die meistbietende Großmacht zu verschachern. Ein anderer typischer Nazi-Held, den der neudeutsche „Dramatiker" Walter Heuer verherrlicht, ist „Lody": ehemaliger Offizier, dann Hapag-Angestellter, während des Weltkriegs in England als Spion tätig, von den Engländern überführt und schließlich hingerichtet. Goebbels tat für diesen seinen Lody wirklich alles, was er nur konnte: das Stück wurde gleichzeitig auf vierzehn deutschen Bühnen uraufgeführt. Und es fiel gleichzeitig auf vierzehn deutschen Bühnen durch. Denn das Publikum lehnt ganz einfach, trotz aller Goebbels-Propaganda, solche „Helden" ab.

Ideologische (wenn man so sagen darf) Erfolge fehlen überhaupt. Kassenerfolg hingegen hat ein Stück zweier ungarischer jüdischer Autoren, das von Herbert Graf erfolgreich „arisiert" wurde: „Die Primanerin". Auch der Autor der „Jolanthe", August Hinrichs, hat noch ein einigermaßen erfolgreiches Stück geschrieben: „Petermann fährt nach Madeira". Der Weinberg ist diesmal ein „Kraft-durch-Freude"-Schiff. Den Erfolg aber verdankt er nicht Madeira, sondern Petermann, der ein Nörgler und Meckerer ist. Obwohl er zu den wenigen Auserwählten gehört, die nach Madeira fahren dürfen, ist er doch nie ganz zufrieden und läßt manchmal kleine Ersatzwahrheiten vom Stapel. Die Leute freuen sich schon darüber. Im Film heißt das Stück sogar: „Petermann ist dagegen", ist aber schon eine inhaltliche Abschwächung.

Welches aber ist der größte deutsche Publikumserfolg geworden, der alle anderen in den Schatten stellt? Es ist der „Etappenhase" von Bunje, der die Maulhelden verkohlt, die Krieger, die nie genug vom Krieg haben können — wenn sie nur weit genug vom Schuß sind. Lange dürfte dieser Schwank aber nicht auf dem Spielplan bleiben — schon machen sich warnende Stimmen bemerkbar: er ist in dem Lande, wo Maulhelden und Etappenhasen „Führer" sind und das Volk in den Krieg hetzen wollen, nicht tragbar.

Maria Leitner

BERAUSCHENDE NACKEDEIS ALS MUSIKERSATZ

Die „Berliner Börsenzeitung" wußte am 22. September von einem „rauschenden künstlerischen Erfolg" zu melden, der „alles in den Schatten stellte, was jemals..." usw. Das kennt man ja. Aber was war passiert? Das berliner Metropol-Theater hatte eine „große Ausstattungsoperette" gestartet: „*Melodie der Nacht*". Nein, es handelt sich da nicht um die Nacht der langen Messer, sondern um einen schwülen „Zauber aus Artisten, Girls, Masken, Dominos und Geishas", wie ihn die SA-und SS-Führer auch gern haben. Zwar hat der Verfasser

„erst in zweiter Linie sein Augenmerk auf die Ausgestaltung einer Handlung und dankbarer Rollen gerichtet";

dafür sieht man aber mancherlei Luxusetablissements, ein Laternenfest bei den gelben Ariern in Tokio, eine Redoute im „Astoria", und

„Damit wir uns in der Umbauzeit nicht zu langweilen brauchen, werden wir nach einem Besuch im Arbeitszimmer eines exotische Armensuppe."

wohl eines Nachfolgers des gewaltsam verstorbenen Hanussen — nebst anderem, was ein braunes Gemüt erfreuen und begeistern kann, sieghaft zum Urgermanischen geführt: zum „rauschhaften Abschluß". Ohne Handlung. Ohne Rollen. Auch von Melodien hört man in dieser „Melodie der Nacht" nichts. Dafür gibts etwas anderes; der Rezensent kanns nicht länger bei sich behalten:

„Wobei nicht verschwiegen sei, daß zum Teil die Be- durch eine sehr weitgehende Ent-Kleidung ersetzt wird."

Was natürlich bei den anwesenden braunen Kunstsachverständigen vom Minister an abwärts keine Ent- auslöst, sondern hellste Be-Geisterung. Wer was auf sich hält, muß dabeigewesen sein.
Dagegen die peinliche Sache mit der „Czardasfürstin"... ! Das war ein Skandal, der durch die „Melodie der Nacht" kaum wettzumachen ist. Man stelle sich vor: erhält da die „Westfälische Landeszeitung", die der Kunst streng auf die unzuverlässigen Finger zu sehen pflegt, eine furchtbare, geradezu alarmierende Nachricht:

„Im Kölner Lichtspielhaus ‚Grippina' lief jüngst der Film ‚Die Czardasfürstin'."

Und noch dazu vor ausverkauften Häusern! Ja, warum soll denn „Die Czardasfürstin" nicht wieder mal laufen? So werden die fragen, die den Film schon 1932 gesehen haben. Er ist doch sehr nett gemacht. Sogar ohne weitgehende Entkleidungsszenen. Und dann die Musik...
Ach, daß es die Unverbesserlichen immer wieder vergessen:
„Die Musik schrieb der Jude Kalman"!
O weh. Aber wahrscheinlich konnte die Direktion mit den aufgezwungenen Nazifilmen nicht einmal ihre Unkosten decken und verfiel auf die „Czardasfürstin", weil sie die Musik für unabhängig von der unbekannten Nasenform ihres Erzeugers, ferner für sehr melodisch hielt und beim Publikum in bester Erinnerung wußte? Eben darin sieht die „Westfälische Landeszeitung" den Skandal — zu glauben, eine Operette bedürfe zu ihrer Wirkung der Musik:

„Es bedarf gar keiner Diskussion und Frage, daß Film und Operette, deren Handlung und Wirkung fast auf der tragenden musikalischen Untermalung beruhen, bei uns nichts, aber auch rein gar nichts zu suchen haben."

Wo doch vor den Streichern die melodienlose „Melodie der Nacht" mit ihren weitgehenden Entkleidungsszenen als leuchtendes Beispiel steht! Was fällt dieser Filmdirektion ein! Welches Unheil richtet sie in deutschen Landen an:

„So kamen — ein praktischer Erfolg dieser zumindest befremdenden Disziplin- und Taktlosigkeit — nach der Aufführung der ‚Czardasfürstin' einige Besucher des Films in eine Tanzdiele in der Nähe des Kölner Doms und forderten dreist von den Musikern, sie sollten Kalmansche Stücke spielen."

Was die Musiker, hätten sie nicht Entlassung und dauernde Arbeitslosigkeit befürchten müssen, sicher gern getan hätten. So aber:

„Diese lehnten sofort mit dem Hinweis, daß Kalman ein Jude sei, ab."

Jedoch die Gäste waren mit dieser Begründung sichtlich nicht einverstanden. Denn

„anstatt sich zu beruhigen wurden die Gäste ruppig und frech und meinten unverfroren: ‚Das ist doch Blödsinn!' "

Durchaus vernünftig. Noch vernünftiger:

„Und sie verschwanden."

Die „Westfälische Landeszeitung" kann es nicht verwinden: die Gäste verschwanden, bevor noch die Gestapo einschreiten konnte. So eine Disziplin- und Taktlosigkeit! Noch dazu, wo es sich — weil den Juden im braunen Reich ja das Betreten von Tanzdielen verboten ist — nur um „rein arische" Gäste gehandelt haben kann...

„Was helfen alle Worte von Presse und Funk" —

jammert die Zeitung, wenn solch ein Zwischenfall wie der kölner,

„doch wieder einen guten Teil der geleisteten Arbeit zunichte macht!"

Einfach: um jede weitere Zunichtemachung jener geleisteten „Arbeit" zu verhindern, haben ab heute alle braun-arischen Hirne die Nackedeis in „Melodie der Nacht" als höchste künstlerische Offenbarung anzusehen und nach ihnen zu verlangen.

Hans Berliner

CYANKALI VERZUCKERT

Die essener „Nationalzeitung" schreibt über die Schemata des braunen Films. Hier ist eines:

„Werkspionage und Hochverrat werden mit Liebe vermischt, und viel Musik wird in die Materialschlacht der Kriminalistik eingeblendet."

Der Film heißt „Die rote Orchidee". Er hat mit den jetzt in Amerika laufenden Spionage- und Hochverratsprozessen nur insofern etwas zu tun, als es sich eben um ein Schema handelt. Um ein Gestapo-Schema, das für alle betroffenen Länder gleich ist.

C. Baumann

KAUGUMMI GIFTIG!

Nein, das behaupten nicht wir. Das behauptet ein Redaktionsartikel des „Berliner Tageblatt". Sogar in einer Überschrift. Es handelt sich um amerikanischen Kaugummi. Oder richtiger, wie man dann erfährt, um Bilder einer Serie, die dem Kaugummi beiliegen und

„zusammengefügt eine einzige Hetzpropaganda gegen Japan und seine Aktion in China darstellen."

Die Bilder, die einen Gestapo-Agenten derart gegiftet haben, daß er sie seinem Chef Himmler sandte, sind Foto-Reproduktionen. Sie zeigen den Heldenmut, mit dem das chinesische Volk seine bedrohte Heimat verteidigt, sie zeigen japanische Greueltaten gegen wehrlose Frauen, Kinder und Greise, kurz, die japanische Aktion wird ins Licht der Wahrheit gerückt.

„Pazifisten, die im Hintergrund dieser grausamen Aktion stehen" —

fährt das Blatt entrüstet fort. Und wir reiben uns die Augen. Bis wir kapiert zu haben glauben, daß es sich hier um eine offenbare Fehlleistung des schreibunkundigen Gestapo-Agenten handelt. Oder doch nicht?

Nein, Tatsache: unter „grausamer Aktion" wird wortwörtlich die Enthüllung der japanischen Grausamkeiten verstanden! Und warum ist das eine Grausamkeit der Pazifisten? Echt nazistisch: weil die Aufdekkung der Wahrheit

„in den Kindern die Erkenntnis vom moralischen Wert des Wehrdienstes trübt."

Nazilogik. Blutig und giftig.

R. M.

RUMFUTSCH ...

Wer kennt ihn nicht? Jeder, der das „Ehrenkleid des Führers" in Gefängnis, Zuchthaus oder Lager getragen hat, erinnert sich seiner. Wir pflegten zu sagen: „Aha, der Küchenschien hat die Schubfächer ausgefegt." Und freuten uns dennoch — denn Rumfutsch war mit der beste Fraß in dieser Speisekarte des nicht mehr Unterbietbaren, die Hitler uns durch seinen Strafvollzug präsentieren ließ. Das andere — die Nudeln, der Weißkohl, die Heringkartoffeln — das war schlimmer.

Rumfutsch — was bedeutet das, woher stammt das Wort? Niemand wußte es. Wie so mancher Ausdruck, war Rumfutsch einfach da, gehörte in unseren Wortschatz. In einen Wortschatz, der viele Wortprägungen aufwies (Schien: Wachtmeister, von chien; Schierich: Kantine usw.) Woher kam nur der Rumfutsch?

Wer hätte gedacht, daß man darüber bei Karl Marx Aufschluß bekommen könne, im „Kapital"?

Schlagt das 22. Kapitel auf! Da ist von einem amerikanischen Humbug des baronisierten Yankees Benjamin Thompson alias Graf Rumford, die Rede. Von den gesammelten Werken Ihrer Gnaden kann der 1. Band (Graf Rumford: Kleine Schriften, Bd. 1, 1799) geradezu als Kochbuch für die Plebs angesprochen werden. Darin auch das Glanzrezept, das schon Marx erwähnt:

„Man nehmel so man hat, für 5 Pfd. Gerstenmehl, macht 5 Groschen 7 Pfg.
für 5 Pfd. Mais 4 „ 8 „
für 4 Picklinge 2 „ 3 „
für Weinessig 9 „
für Salz 9 „
für Pfeffer und Kräuter 1 „ 6 „
macht 15 Groschen 6 Pfg."

Das gibt eine bemerkenswert feine Suppe für 64 hungrige Mäuler. Kostenpunkt pro Portion weniger als 3 Pfg. So schmeckt sie auch. Man nennt dieses Spitzenerzeugnis der Kochkunst gemeinhin auch Rumfordsche Armensuppe".

Daher also Rumfutsch.

Der Humbugmann Rumford, der um 1800 in ganz Europa sein Unwesen trieb, hat sich gewiß nicht träumen lassen, daß er in den Hitlerschen Gefängnissen in aller Mund sein würde. Nur eins hat sich geändert: war früher die Rumfordsche Armensuppe das Schlechteste vom Schlechten, so haben die Hitler-Gürtner-Freisler das Unmögliche möglich, nämlich die Verpflegung der Gefangenen so schlecht gemacht, daß der Rumfutsch noch das Beste, geradezu ein Leckerbissen geworden ist!

T. R.

PROFESSOREN WERDEN ARBEITSLOS

Wieweit es der Faschismus auf kulturellem Gebiet gebracht hat, zeigt eine Annonce, die im „Zentralblatt für Bibliothekswesen, Jahrgang 55, Leipzig 1938, Heft 8 zu lesen war:

„Hochschullehrer, nichtbeamtet, außerordentlicher Professor, Germanist sucht geeignete Stellung.

Zuschriften unter Nr. 106 an diese Zeitschrift."

Für Professoren, deren Wissensbereich im Kulturellen, nicht im Kriegerischen liegt, wird sich im heutigen Deutschland wohl keine „geeignete" Stellung finden — was haben diese „Arier" auch mit Germanistik zu tun?

Nic

HARRY SLOCHOWER UND SEIN WERK

In New York lebt Harry Slochower, der ohne Frage der geistreichste Vertreter der deutschen Kultur in Amerika ist und seit Jahren daran arbeitet, hier das wertvollste Gut des abendländischen Erbes zu verbreiten. Er ist am Brooklyn College Professor für German and Comparative Literature und seine Faust-Kurse sind berühmt. Er studierte an der Columbia-Universität New York, in Heidelberg, Berlin und München. Von seinen Lehrern kann man Gundolf, Strich und Cassierer nennen. Er ist aber nicht akademisch gebunden und hat, nach seinen Worten „am meisten von Franz Mehring und Georg Lukacs" gelernt. 1928 erschien bei Carl Reißner sein Buch „Richard Dehmel, der Mensch und Denker", ein Jahr später erhielt er das Guggenheim Gellowship.

Nach Hitlers Machtergreifung begann er die Arbeit an „Three Ways of Modern Man", das 1937 bei International Publishers, New York, erschienen ist. Dieses Buch entstand zu einer Zeit, als die Idee der Volksfront in Amerika noch unklar war. Dennoch zeigte es den Kulturarbeitern den Weg, der zur Volksfront führt.

„Three Ways of Modern Man" wurde von der Zeitschrift „The New Yorker" als das beste kritische Buch des Jahres bezeichnet. Es behandelt die moderne Kulturepoche im Rahmen von drei Kategorien, die als „Feudaler Sozialismus", „Bürgerlicher Liberalismus" und „Sozialistischer Humanismus" bezeichnet werden. An diesem Buch ist die Art hervorzuheben, in der Slochower die dialektische Methode handhabt.

Slochower begnügt sich nicht mit abstrakter Analyse. Der Kern seines Buches besteht in einer detaillierten Besprechung der drei großen Romane, in denen, nach Slochower, die drei wesentlichen Richtungen unserer Zeit in „Freier Erscheinung" vor uns treten. Slochower wählt Sigrid Undsets „Kristin Lavransdatter" als Verkörperung eines patriarchalischen „Feudal-Sozialismus", der in Entsagung, Gottergebenheit und Güte, die heilsame Gegenwirkung zum protestantischen Machtmenschen und zur Anarchie des modernen Industrialismus sieht.

Den zweiten Weg, den bürgerlichen Liberalismus, findet er in Thomas Manns „Zauberberg". Dieses Kapitel ist, wie Mann selbst sagt:

„... wirklich ausgezeichnet und (ich) rechne es mit zu den besten und verständnisvollsten Würdigungen meines Werkes, die mir zu Augen gekommen sind." (rückübersetzt W. Sch.)

Hans Castorp wird als der letzte Nachkomme des faustischen Menschen firmiert: er vertritt den Vorkriegs-Liberalismus in seinen unentschlossenen Schwankungen zwischen dem Alten und Neuen, zwischen Settembrini und Naphta. Der Zauberberg wird zum Zufluchtsort des deutschen Kul-

turmenschen, der das geistleere Flachland zu hassen beginnt. Aber der siebenjährige Aufenthalt im ästhetischen Zauberberg vermag nicht, den Dualismus zu liquidieren. Am Ende wird Castorp preußischer Soldat und — singt schubertsche Lieder. Hier beleuchtet Slochower sehr fein das „ironische Prinzip", die Selbstkritik, die Mann dadurch übe, daß er Castorps Unentschlossenheit und „ästhetische Objektivität" in eine „schlechte" Bejahung münden lasse.

Den dritten Weg in „Three Ways of Modern Man" weist Slochower Martin Andersen-Nexös „Pelle der Eroberer".

Es war ein glücklicher Gedanke, diesen großen proletarischen Roman dem amerikanischen Publikum zu empfehlen. (Er war hier fast unbekannt.) Über Nexös Werk schreibt Slochower mit ganz besonderer Wärme, obwohl er den Schritt vom „bürgerlichen Liberalismus" zum „sozialistischen Humanismus" mit einer gewissen Trauer vollzieht.

Die Behandlung der drei „ways" oder „Kategorien" ist nicht deskriptiv, denn Slochower ist ein bedingungsloser Vertreter der Volksfront. Die Hervorhebung des dritten „way", der Sozialismus in Pelle, ist allerdings nicht deshalb entstanden, weil ihn vielleicht Slochower vertritt. Slochower weist darauf hin, daß das Element der „Entfremdung", das der Kapitalismus mit sich bringt, auch in Nexös Werk (1910 erschienen! W. Sch.) zum Vorschein komme. Der Weg Pelles sei also noch nicht zu Ende. Pelle sei zwar in der Lage, Kristin und Castorp zu befreien, müsse jedoch, so unterstreicht Slochower stark, die Bildungsstadien beider durchlaufen.

Slochowers Würdigung der Romane Undsets und Manns führt zur Schlußfolgerung, daß die Kunst beider Dichter ihrer These widerspreche. Darin liegt, nach Slochower, ihr positiver Beitrag. Sein Werk vertritt somit die Stellung, daß die Kultur des Abendlandes „aufgehoben" werden müsse, daß alle drei Richtungen etwas Positives gemeinsam haben und — gemeinsam vom Faschismus bedroht werden.

Slochowers Buch gehört zu den grundlegendsten Charakteristiken unserer Epoche und ist auch in diesem Sinne von John Srachy, Lewis Mumford, Thomas Mann u.a. gewürdigt worden. Es enthält ferner eine Reihe interessanter Korrespondenzen zwischen Mann, Nexö und dem Verfasser.

Außer den drei Hauptkapiteln ist ein sehr wertvoller Abschnitt über andere Werke der Weltliteratur, die Slochower diesem oder jenem „way of modern man" hinzuordnet. Der Abschnitt heißt „Faszism and Culture" und ist einer der ausführlichsten Darstellungen über den Gesamtkomplex der antifaschistischen Literatur von der liberalen bis zur marxistischen Richtung. Der Verlag Thomas Manns, Alfred A. Knopf, publizierte kürzlich ein neues Werk Slochowers „Thomas Manns Joseph Story — An Interpretation". Mit diesem Buch erreicht Slochower ohne Zweifel die Stellung des ersten Mann-Kritikers in Amerika.

Slochower behandelt die Joseph-Geschichten als den zweiten Teil des „Faust", in dem Thomas Mann den Weg zum kollektiv-humanen geht. Er schreibt:

Manns „Joseph" unterscheidet sich von den traditionellen großen Mythen des Don Juan, Tristan, Faust, Moses und Parcifal darin, daß er nicht vom verherrlichten Individualismus handelt."

In dieser Studie finden wir auch die Frage des „Irrationalen" in diesem Werk behandelt und gleichzeitig finden wir eine Erklärung, wieso Manns Würdigung der „Nacht" sich von der faschistischen Anbetung der Unvernunft unterscheidet.

Walter Schönstedt

ZU UNSERN BEITRÄGEN

Amadeo Ugolini, dessen Skizze „Malaga" wir in diesem Heft veröffentlichen, ist einer der bekanntesten italienischen Schriftsteller. Er verließ sein Land, nachdem er vorher längere Zeit illegal antifaschistische Literatur geschrieben und verbreitet hatte, als Mussolinis Raubüberfall auf Abessinien erfolgte.

Stilprobleme der Film-Oper von Bela Balasz ist ein Absatz aus einem Buch des Autors, das in kürze russisch im moskauer Kino-Verlag erscheint. Wir stellen den anregenden Beitrag zur Diskussion.

Unsere Rubrik *Antifaschistische Publizistik* ist diesmal wegen des gestörten Zeitungsumlaufs während der tschechoslowakischen Ereignisse, nicht so vollständig wie sonst. Wir bitten, falls wichtige publizistische Beiträge nicht angeführt sind, um Ergänzung.

September 1938

Wegen der Schwierigkeit, bei der Zusammenstellung dieser Rubrik (die vielen antifaschistischen Schriftstellern wichtiges Material nachweist) sämtliche publizistischen Organe regelmäßig zu erfassen, bitten wir unsere Mitarbeiter und Leser um Unterstützung.

KULTURKRITIK UND PHILOSOPHIE:

Alexander Bessmertny. Neudeutsche Metaphysik. DW 9
Ernst Bloch. Der Nazi und das Unsägliche. DW. 9
Franz Werfel. Die kulturelle Einheit Böhmens. PT 25.9.
Arnold Zweig. Hitler und Antihitler. PT 4.9.

ERBE UND GESCHICHTE:

Kurt Alexander. Kudlich. DVZ 4.9.; vgl. auch D. Volksecho 8.9. (Kreibich); Kurt Alexander. Jakob Grimm. DVZ 25.9.
Willi Bredel. Der Volksfreund Marat. DVZ 4.9.
Georg Lukacs. Über Tolstoi; vgl. Tolstoiseite der DZ 9.9.; ferner Unveröffentlichtes aus Tolstois Nachlaß. DW 9
Walter Sturm. Fritz Reuter. DW 9
H. Traditionen des schweizer Asylrechts. DVZ 11.9.
K. H. Historikerkongreß in Zürich. PT 6.9.
H. W. Richard Wagner. DW 9

DRAMA UND FILM:

Manfred Georg. Kurven des bürgerlichen Films. DW 9
Julius Hay. Der Mensch spricht auf der Bühne. DZ 2.9.
R. Br. Deutsches Theater in Paris. PT 11.9.
— „Professor Mamlock". PT 1.9.
Über drei Schauspiele von Julius Hay in DW 9 (Alfred Kurella)

BILDENDE KUNST:

Ilse Berend-Groa. Die Puppen Heinrich Vogelers. D. Volksecho 24.9.
Alfred Durus. Louis David, DZ; ders. Robert Minor. DZ 21.9.
Else Lasker-Schüler. Mopp, ein „musikalischer" Maler. PT 3.9.
Heinrich Vogeler. Mein Weg zum sozialistischen Realismus. DZ 12.9.
P. W. Kunstchronik. PT 24.9.

LITERATURKRITIK:

Maria Arnold. Am Grabe einer kleinen Schneiderin und berühmten Schriftstellerin (Margarete Andoux) IL 9
Virginia Gregory. Der Tod d'Annunzios. IL 9
M. Gorki. Bemerkungen über Literatur. IL 9
Robert Hammer. Die Sowjetpresse über Henri Barbusse. IL 9
J. Lehmann. Die englischen Dichter und der Kampf des spanischen Volkes. IL 9
Georg Lukacs. Der plebejische Humanismus in der Ästhetik Tolstois. DW 9
Frida Rubiner. Moskauer Briefe. IL 9
Über Aldington: Reines Himmelreich. IL 9 (T. Rokotow)
Über Johannes R. Becher: Der Glücksucher und die sieben Lasten IL 9 (Alfred Kurella)
Über Max und Otto Brod: Abenteuer in Japan. DW 9 (Oskar Baum)

Über Alfred Döblin. DW 9
Über Georg Fink: Mutter und Sohn. PrT 18.9. (Karl Schnog)
Über Ödön v. Horvarth: Ein Kind unserer Zeit. PrT 18.9. (M. Brod)
Über Alfred Kantorowicz: Tschapajew. IL 9 (Adam Scharrer)
Über Erich Kuttner: Hans von Marées. N. Volksztg. (New York) 4.9.
Über Thomas Mann: Vom zukünftigen Sieg der Demokratie. PrPr 3.9.; NZ 11.9.; DVZ 11.9.; DVZ 25.9.
Über Michail Koltzow: Spanisches Tagebuch. DZ. 3.9. (A. Deutsch)
Über „Ein Tag der Welt" in IL 9 (V. Rubin)
Über Kracauer: Offenbach. IL 9 (G. U.)
Über Upton Sinclair: Autokönig Ford. NZ 11.9.; DZ 20. 9.; PT 20.9. (H. L.)
Über Elmer Rice: Judgement day. DW 9 (WT)
Über Herwarth Walden. DW. 9
Über Anna Seghers: Die Rettung. IL 9 (Kurt Kersten)
H. W—h. Die prager Pen-Klub-Tagung. DW 9; ebd. Romain Rollands Schreiben an die Tagung.

Zur Diskussion über den Expressionismus; vgl. Herwarth Walden in DW 9.

DRITTES REICH

F. Rau. „Wilhelm Tell" abgesetzt. DZ 10.9.
N. Kunst und Kultur der Heinkel-Messerschmidt (zum Nürnberger Parteitag) DVI 18.9.
Glossen in DW 9 (von H. Bayer, H. Georgi, K. Alexander, Maria Leitner u. a.)
A. B. Sowjetunion und Japan auf Befehl gesehen. DW 9
Herwarth Walden. Alte und neue Germanen. IL 9
H. W. Sudetendeutsche Hitleragenten. IL 9

ABKÜRZUNGEN:

DVZ — Deutsche Volkszeitung; DW — Das Wort: DZ — Deutsche Zeitung; IL — Internationale Literatur; N. Volksztg. — Neue Volkszeitung; NZ — Nationalzeitung (Basel); PT — Pariser Tageszeitung; Pr Pr — Prager Presse: PrT Prager Tagblatt.

An unsere Abonnenten!

Um alle Verzögerungen bei der Zustellung unserer Zeitschrift zu vermeiden, bitten wir Sie, schon jetzt Ihre Abonnements für das Jahr 1939 aufzugeben.

(In der Sowjet-Union werden Abonnements entgegengenommen: Beim Verlagskontor W/O „Meshdunarodnaja Kniga", Moskau, Strastnoi Blvd. 11, bei den Postämtern, bei den Briefträgern und bei den Abteilungen des „Sojuspetschat".)

ZUSCHRIFTEN SIND ZU RICHTEN:

direkt an die Redaktion „Das Wort", Moskau, Strastnoi Blvd. 11 oder an die Association Internationale des Ecrivains pour la défense de la Culture, 29, Rue d'Anjou, Paris 8e, pour „Das Wort".

AUSLIEFERUNGSSTELLEN DER ZEITSCHRIFT „DAS WORT"

Meshdunarodnaja Kniga, Moskau, Kusnetzky Most 18, (Bankkonto Nr. 263, Staatsbank der UdSSR, Moskau, Neglinnaja 12)
AUSTRALIEN — Modern Publishers Pty. Ltd., 124 Oxford Street, Sidney.
BELGIEN — Office Belge Littéraire et Artistique „OBLA", 6/8/10, rue Duquesnoy, Bruxelles.
Č. S. R. — Slavica-slovanské odd. Knihkup Melantrich, a, s., Praha II, Václavské nám. (Učet., pošt. spoř. 20.208.4)
DÄNEMARK — S. U. V's Boghandel Frederiksborggade 42[1], Kopenhagen K.
ENGLAND — W. H. Smith & Son, Ltd., Strand House, Portugal St London W. C. 2 — Collet's Foreign Department, 31, Gerrard St., London W. I.
FRANKREICH — Messageries Hachette. Service des Abonnements. 111, rue Réaumur, Paris 2e.
HOLLAND — Boekhandel en Uitgeverij „Nieuwe Cultuur", (Afd. Tijdschriften-Import) Valeriusstraat 76 bv. Amsterdam.
LETTLAND — Valters & Rapa. Teatra iela, 11, Riga (Rasta tek, rek. Nr. 675)
LITAUEN — „Mokslas" Knygynas, Laisves aleija, 46, Kaunas.
NORD- u. SÜDAMERIKA — Bookniga Corporation 255 Fifth Avenue N. Y. U.S.A. — Bookniga Agency, 59 Congress Street. Chicago, III., U.S.A.
NORWEGEN — Johan Grundt Tanum, Tidligere Aschehougs Boghandel, Karl Johans gt. 43, Oslo.
PALÄSTINA — Safran Co. Jaffa Rd. 36. P. O. B. 223, Haifa.
SCHWEDEN — C. E. Fritze's Kgl. Hofbuchhandlung, Fredsgatan 2, Stockholm.
SCHWEIZ — Buchhandlung Stauffacher (Genossenschaft) Hauptpostfach 43, Zürich.
SPANIEN — „Distribuidora de Publicaciones". Diputación 260. Barcelona.
TÜRKEI — Librairie Hachette Succurcale de Turquie 469, Avenue de l'Indépendance, Boîte postale Pera 2219, Istanbul
UdSSR — Meshdunarodnaja Kniga, Moskau 6, Strastnoi Blvd. 11 oder Verlagsvertreter an Ort und Stelle. Außerdem werden die Bestellungen von jedem Postamt entgegengenommen oder von den Abteilungen des Sojuspetschat.

DAS WORT

erscheint Anfang jedes Monats. Umfang jeder Nummer 160 Textseiten

Bezugspreise	3 Monate:	6 Monate:	12 Monate:	Einzelheft:
Belgien . . .b. Frs.	12.—	20.—	40.—	4.—
Č.S.R. . . . . Kč	12.50	25.—	50.—	5.—
Dänemark . . . d. Kr.	2 50	5.—	10.—	0.90
England . . . . . £	0.3.0	0.6.0	0.12.0	0.1.0
Frankreich . . fr. Frs.	11.25	22.50	45.—	4 50
Holland . . . . hfl.	0.75	1.50	3.—	0.25
Lettland . . . . Lat	3.—	6.—	12.—	1.—
Litauen . . . . . Lit	4.—	8.—	16.—	1.50
U.S.A. . . . . $	0.75	1.50	3.—	0.30
Norwegen . . n. Kr.	2.50	5.—	10.—	1.—
Schweden . schw. Kr.	2.50	5.—	10.—	1.—
Schweiz . schw. Frs.	2.25	4.50	9.—	0 90
Spanien . . . . Peso	5.50	11.—	22.—	2.—
Türkei . . . . Lira	0.75	1.50	3.—	0.30
UdSSR . . . Rbl.	3.75	7.50	15.—	1.50

In den nicht aufgeführten Ländern erfolgt die Lieferung zu den Preisen der USA.

Druck: 7. Druckerei, Moskau. B—47722